

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

**In die Enge hinaus**

**Thüminger, Rosmarie**

**Wien, 1999**

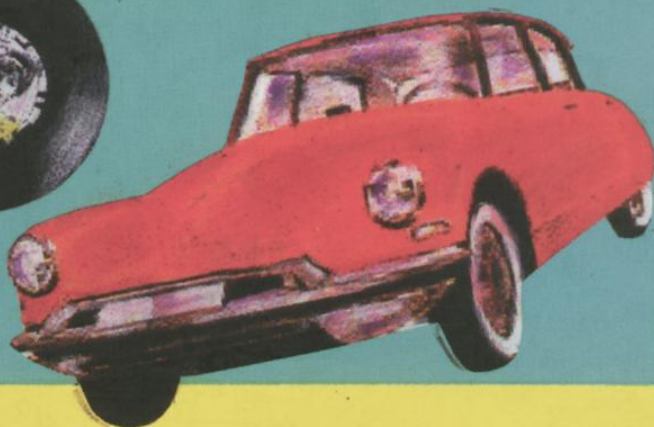
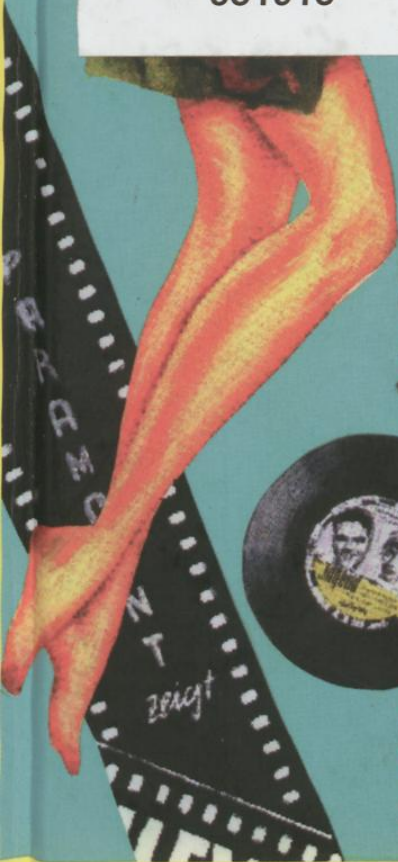
ulb. 

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol \*

Hauptbibliothek



631913



Rosmarie Thümingen

# *In die Enge hinaus*

Hannahs Fünfzigerjahre

DachsVerlag

Dachskonkret



*In die Enge hinaus*

Gesetzt nach den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung.

ISBN 3-85191-164-4

© 1999 Dachs-Verlag GmbH

A-1220 Wien, Biberhaufenweg 100/38

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag nach einem Entwurf von Birgitta Heiskel

Umschlagphoto: Fotostudio Votava, 1020 Wien

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, A-9400 Wolfsberg

1. Auflage

99 02 08 / 30 / 1

Rosmarie Thümingen

# *In die Enge hinaus*

Hannahs Fünfzigerjahre

UB Innsbruck



+C70335708



**Dachs**Verlag

Der Tag, an dem ich mein Elternhaus verlassen sollte, um etwa sieben Kilometer talaus ein ganz neues, ganz anderes Leben anzufangen, begann so wie alle anderen Tage. Ich erwachte durch das Klingeln des Weckers im Elternschlafzimmer, das durch eine dünne, geräuschdurchlässige Wand vom Zimmer, in dem ich mit meinen Schwestern schlief, getrennt war. Gähmend öffnete ich die Augen. Ein leichter Wind blähte die Vorhänge, und in der halbgeöffneten Fensterscheibe spiegelte sich der gegenüberliegende Berghang, auf dessen Gipfel die letzten Schneereste in der Sonne glitzerten. Das Dorf selbst lag im Schatten.

Meine Schwestern schlummerten unter ihren Bettdecken, gesichert im Bewusstsein, den kommenden Tag wie alle kommenden Tage eines langen Feriensommers mit verschiedenen, mehr oder weniger angenehmen Tätigkeiten auszufüllen: Gartenarbeit, Hausarbeit, Hilfsarbeit für Mutter oder Vater, Pilzesammeln, Beerenpflücken, Holzklauben im nahen Wald oder Jäten des kleinen Grabes auf dem Friedhof, in dem unser Bruder, der einzige Sohn der Familie, ruhte. Sie hatten sich auch gestern durch meine Aufregung nicht stören lassen.

In der Ecke stand die Reisetasche, die ich am Abend vorher gemeinsam mit Mutter gepackt hatte. Sie fasste nicht viel, etwas Unterwäsche, einen Rock, zwei Pullover, ein Sonntagskleid und ein Paar Sandalen zum Wechseln. Die Arbeitskleidung, drei Kittelschürzen, würde das Hotel stellen. Im Seitenfach hatte ich das kleine farbige Bildchen verstaut, das Mutter mir zum Abschied geschenkt hatte und das mich beschützen sollte. Es war vom Erzbischof geweiht und zeigte das Bild der Madonna, die in der Wallfahrtskirche von Gnadenwinkel verehrt wurde. Den Teddybären, einohrig und beinahe kahl, hatte ich gestern, als meine Schwestern schon im Bett lagen, heimlich in die Tasche gestopft. Ich konnte liebend gern auf ihre spöttischen Bemerkungen verzichten.

Ich war die Älteste, und in all dem Hin und Her über den Schulabschluss und die zu erwartenden Veränderungen war keine Zeit geblieben zum Nachdenken oder für langes Bereden. Vielleicht waren die anderen drei froh, dass ich auszog und so mehr Raum blieb für sie selbst. Das Haus war klein, und den bei weitem größten Teil nahm die Werkstatt unseres

Vaters im Erdgeschoß ein. Auch meine Eltern hatten sich erleichtert gezeigt, als die Zusage kam und damit mein Weggehen fixiert war.

Das Hotel Zum Weißen Elefanten galt als angesehenener, alteingesessener Betrieb, seine Besitzer waren geachtete Leute. Dort würde ich alles lernen, was eine gute Köchin ausmachte, und zuhause war eine Esserin weniger zu füttern. Das Flicken von Schuhen, so die Klage meines Vaters, warf wenig ab, und das Leben wurde immer teurer. Wie sollte man sich da etwas ersparen?

Köchin war nicht gerade ein Traumberuf, zumindest nicht für mich, aber eine andere Lehrstelle war im Umkreis nicht aufzutreiben gewesen.

„Über kurz oder lang heiratest du sowieso, und kochen muss eine Frau können“, hatte Mutter erklärt. Ich konnte mir unter dem Beruf einer Köchin nicht viel vorstellen. Eine Köchin kocht. Ein Kochlehrling lernt kochen, mit der Zeit. Ich würde kochen lernen, bekam eine Lehrlingsentschädigung und hatte Kost und Logis frei. Und in drei Jahren war mir, nach abgeschlossener Lehre, eine gut bezahlte Arbeitsstelle sicher. Sie würde es möglich machen, über das tägliche Brot hinaus etwas zusammenzusparen. Bettwäsche, Handtücher und Geschirr für die Aussteuer, zum Beispiel. In diesem Sinn hatte Mutter gestern Abend laut ihre Träume für mich gesponnen. Etwas zu ersparen war wichtig für unsereiner. Mein Leben war sozusagen in sichere Schienen gesprungen. Zumindest bildeten sich meine Eltern das ein.

„Wir begleiten dich zur Bushaltestelle“, erklärten meine drei Schwestern beim Frühstück wie aus einem Mund, und Mutter nickte zustimmend. Heute war zwar Washtag, aber sie würde inzwischen die Lauge zum Kochen aufstellen und die eingeweichten Stücke einseifen. Meine Schwestern mussten nur versprechen, gleich nach Hause zu kommen, um nicht zu viel Zeit zu verlieren.

„Die Hauptsache ist, dass du immer genau aufpasst, was man dir sagt“, erklärte Vater. Ihm hatte sein eigener Lehrherr noch mit der Hand die Wichtigkeit seiner Worte eingebläut. Das hatte er uns mehr als einmal erzählt. Heute ließ er kein Wort davon verlauten. Ihm war klar, dass sich die Zeiten geändert hatten, und er wollte mich wohl am Morgen meines Fortgehens nicht kopfscheu machen.



„Und dass du auch alle Aufträge genau ausführst!“, ergänzte Mutter. „Das ist wichtig beim Kochen. Ein einziger Fehler, und die Speise ist verdorben.“

Auf dem Tisch stand der Brotkorb mit den vorgezählten Schnitten. Der Wecken war zwei Tage alt. Wir aßen immer altes Brot, das war ausgiebiger. Vier Mädchen entwickeln einen wilden Appetit. Als Aufstrich gab es Margarine und Marmelade, die Mutter selbst eingekocht hatte. Ein ganzes Regal voller Gläser stand im Keller, Marmeladen aus Zwetschken, Heidelbeeren, Hagebutten, Äpfeln und auch einige gemischte Varianten. Vater bekam als Einziger drei Scheiben Braunschweiger Wurst.

„Mit Widerreden, wie du es bei mir immer probierst, geht dort bestimmt nichts“, fuhr Mutter fort, indem sie mich ernst anschaute. „Das Widerreden, das gewöhnst du dir am besten sofort ab.“

„Fleißig sein wirst du auch müssen. Die alte Chefin ist eine strenge Frau. Tachinieren oder faulenzeln, damit kommt man bei der nicht durch“, warnte Vater.

Ich sagte nichts. Fleißig sein. Folgsam sein. Brav sein. Sauber bleiben. Das wurde mir und meinen Schwestern Tag für Tag gepredigt. Und was gab es sonst noch im Leben?

„Die junge Chefin vom Weißen Elefanten, die Agnes, die schlägt ihrer Mutter nach. Aber arbeiten hat noch nie jemandem geschadet. Hauptsache, du machst alles, was man von dir verlangt.“ Mutter neigte den Kopf und warf einen nachdenklichen Blick auf ihre Hände, die willig zugriffen, wo immer sie gebraucht wurden. Dann schaute sie wieder auf und fragte: „Magst du noch einen Schluck Kaffee, Vater? Ich habe ein Löffelchen frisch geriebene Kaffeebohnen unter den Linde-Kaffee<sup>1</sup> gemischt. Weil die Hannah doch heute weggeht.“

Vater nickte und schob Mutter die Schale hin.

„Wenn es der Hannah halbwegs gefällt im Weißen Elefanten, dann geh ich nächstes Jahr auch dorthin. Aber in die Zimmer“, sagte Gerda. „Die Vroni hat mir erzählt, die Zimmermädchen tragen weiße Schürzen und ein Rüschenband auf dem Kopf. Ihre Tante ist beim Goldenen Adler in Puchegg, die Rüschen kriegt sie vom Hotel, und manche Gäste geben ihr

Trinkgeld. Und eine Lehre braucht man als Zimmermädchen nicht. Man wird nur ein bisschen angelernt, denn putzen und sauber machen kann ein Mädchen sowieso. Man kriegt gleich einen richtigen Lohn, und in der Zwischensaison bezieht man Arbeitslosengeld. Das ist prima!”

Die Sonne hatte das Küchenfenster erreicht und ließ den mit Essig und Salz geputzten Kupferdeckel<sup>2</sup> aufblitzen. Der Spiegel warf die Strahlen zurück auf den buntscheckigen Fleckerlteppich<sup>3</sup>, auf dem sich der alte Kater, die Vorderpfoten weit ausgestreckt, von seiner nächtlichen Mäusejagd erholte.

Vater seufzte ein bisschen. „Es ist nicht so einfach, in einem guten Haus unterzukommen. Aber vielleicht hast du Glück. So wie die Hannah.” Er tauchte die Brotschnitte tief in die Tasse. Mutter nickte heftig. „Das Wichtigste heutzutage ist, Arbeit zu haben. Wenn man Arbeit hat, muss man alles tun, damit man sie auch behalten kann.”

„Wenn zwei von euch in Stellung sind, Hannah als Lehrling, Gerda als richtiges Zimmermädchen, das einen richtigen Lohn bekommt, da werden wir bald mit dem Anbau anfangen können.” Vater geriet ins Träumen. „Wenn wir das geschafft haben, dann sind wir über den Berg. Vier Fremdenzimmer, die wir den ganzen Sommer über vermieten können, da kommt Geld ins Haus. Fremdenzimmer, das ist es, was Geld einbringt heutzutage.”

„Wenn die Sache einmal läuft, vermieten wir zusätzlich noch unser Zimmer und schlafen einfach im Zimmer der Mädchen. Hannah und Gerda sind im Sommer ja in der Arbeit, so haben wir dort leicht Platz. Das sind dann insgesamt fünf Zimmer, die wir zur Verfügung haben, also zehn Betten, und wenn Familien kommen, können sie sogar zu dritt oder zu viert in einem Zimmer schlafen”, spann Mutter ihre Träume fort.

Wir kannten sie gut, es verging kein Tag, an dem meine Eltern nicht über die goldenen Zukunftsaussichten redeten. Es waren immer dieselben. Sparen, ausbauen, vermieten, Geld einnehmen, nicht mehr jeden Groschen zehnmal umdrehen müssen, endlich mehr vom Leben haben – und das alles, ohne Schulden zu machen. Mutter warf einen Blick nach der Uhr über dem Spülbecken. Der Zeiger kroch auf acht zu. Sie trank den letzten Schluck Kaffee aus und stand auf.

„Wenn nur alle gesund bleiben und arbeiten können“, sagte Vater. Es klang wie ein Stoßgebet.

„Und wenn ich nächstes Jahr, gleich nach der Schule, eine gute Stelle bekomme. Wie die Hannah!“, rief Gerda.

„Ja, die Hannah, die hat Glück!“, bekräftigte Mutter noch einmal.

Zum Abschied tauchte sie die Finger in den kleinen Weihwasser-Behälter aus Porzellan, der neben der Küchentür hing, und schrieb mir mit dem Finger ein Kreuzzeichen auf die Stirn. Ihre Augen wurden feucht. Ich war die Älteste, also die Erste, die von zu Hause fortging. Auch mir war das Herz schwer. „Bleib brav, Hannah, sei ordentlich und tu alles, was man dir anschafft! Mach uns keine Schande.“

„Nein, nein“, sagte Vater, „Schande macht uns Hannah nicht! Da habe ich keine Angst, wo wir doch so froh sein müssen, dass wir die Stelle für sie bekommen haben.“

„Wir besuchen dich einmal, an einem Sonntag“, versprach Mutter, und Vater klopfte mir auf die Schulter: „Also, mach’s gut, Hannah!“

Gerda und ich fassten je einen Henkel der Reisetasche, unsere zwei jüngeren Schwestern, Edeltraud und Gerlinde, liefen vor oder blieben, je nach dem, was gerade ihre Aufmerksamkeit fesselte, zurück. Nun hatte die Sonne auch den Talgrund erreicht. In den Gärten hinter den Zäunen standen die dicken, eben erblühten Köpfe der Pfingstrosen, und viele Salathäuptel waren zu pyramidenförmigen Ungetümen aufgeschossen. Die Schwalben flogen, die Erde duftete. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Nach einem verregneten Juni waren die letzten Tage heiß gewesen, ohne Gewitter, ohne Regen. Auf den Gletschern schmolz der Schnee, sodass die Ache schon in den Morgenstunden Hochwasser führte und ihre Fluten sich mit großer Wucht an den Holzpfeilern der Brücke brachen.

Ein paar Augenblicke blieben wir stehen und schauten in den reißenden Bach.

Plötzlich wandte Edeltraud sich ab und fasste nach Gerlindes Hand. Gerlinde, obwohl fast sechs Jahr älter als sie, war ihre Vertraute. „Die Sophie, das arme Mädchen! Kein Wunder, dass sie nicht mehr herausgekommen ist. Das hat ja eine Gewalt, das Wasser.“

„Aber sie ist ja freiwillig hineingesprungen!“ Gerda musste fast schreien, um das Brausen des Wassers zu übertönen.

„Auch wenn man nicht freiwillig hineingeht, kommt man da nicht mehr heraus“, sagte Edeltraud. „Kommt, gehen wir weiter. Dieses viele Wasser, man wird ganz schwindlig, wenn man länger hineinschaut.“

„Also, ich würde nie ins Wasser gehen. Nie! Und außerdem – es ist eine Sünde! Leute, die freiwillig ins Wasser gehen, kommen in die Hölle. Und sie dürfen auch nicht in gesegneter Erde begraben werden!“ Gerlinde fühlte sich in ihrem Element. Sie war heuer gefirmt worden und hatte zur Begrüßung des Bischofs ein Gedicht aufsagen und ihm anschließend einen Blumenstrauß überreichen dürfen. Der Bischof war sehr gerührt gewesen und hatte ihr einen Extrasegen gespendet. Der war ihr wohl ein bisschen zu Kopf gestiegen. Von dieser Stunde an trug sie ein betont heiligmäßiges Wesen zur Schau, sodass sich jeder normale Mensch neben ihr höchst unvollkommen fühlen musste. Die Firmung hatte vor zweieinhalb Wochen stattgefunden, und wir alle fragten uns, wie lange sie ihre Frömmerei noch durchhalten würde.

„Eine Sünde hat die Sophie schon vorher begangen!“, sagte Gerda trocken. „Sonst wäre sie sicher nicht ins Wasser gesprungen.“

„Man darf sich eben nicht mit Männern einlassen!“, sagte Gerlinde. Gerda kicherte: „Hörst du, Hannah? Du bist dabei, in die Weite hinauszuziehen. Merk es dir, lass dich ja nie mit Männern ein!“

Gerlinde runzelte die Stirn. „Da gibt es gar nichts zu lachen! Das war die erste Sünde von der Sophie. Mit Männern einlassen, ein Kind erwarten, und sich dann nicht mehr zu helfen wissen vor lauter Schande und ins Wasser gehen!“

„Über solche Dinge könnt ihr wohl nicht urteilen! Da seid ihr noch zu unerfahren und zu jung!“, rief da eine weibliche Stimme zornig. Sie gehörte Tante Margret, die auf dem Weg zum Laden an der Haltestelle vorbeikam. „Überhaupt, was tut ihr denn, alle vier, an einem ganz gewöhnlichen Werktag, mitten im Dorf? Hat eure Mutter keine Arbeit für euch? Da steht ihr herum und schwätzt unnützes Zeug!“ Aufgebracht schwang sie ihren blau-weiß getupften Einkaufsbeutel.

„Ich fahr nach Ötz. Fang heute meine Lehre an. Im Weißen Elefanten.“

„Ach ja, stimmt! Du kommst zum Weißen Elefanten. Ein großes Haus. Wenn dein Vater mich gefragt hätte –“ Sie unterbrach sich.

„Vater ist froh, dass er der Hannah die Lehrstelle verschaffen konnte“, rief Gerda dazwischen. „Und nächstes Jahr zieh ich auch in die weite Welt hinaus. Ich geh auf Saison. In die Zimmer!“

„In die weite Welt hinaus!“ Tante Margret schüttelte den Kopf. „Was hegt ihr nur für Illusionen! Weite Welt! Es tut nicht gut, die Mädchen, so jung und dumm, ganz von daheim weg zu lassen! Auch wenn das heutzutage Mode geworden ist!“

Ich wusste nicht, was ich erwidern sollte. Tante Margret war eine große kräftige Frau und stand in dem Ruf, alles genau so herauszusagen, wie sie es sich dachte. Sie betrachtete mich nachdenklich, dann strich sie mir übers Haar und sagte: „Lass dir nicht alles gefallen, hörst du, Hannah? Das ist das Schlechteste, was du machen kannst, dir alles gefallen zu lassen!“

Nicht alles gefallen lassen? Das war genau das Gegenteil des Auftrags, den meine Eltern mir gegeben hatten: Sei brav, mach alles, was man dir aufträgt, gib keine Widerrede. Aber da rollte schon der schwere Bus heran und blieb mit quietschenden Bremsen an der Haltestelle stehen.

Mutter hatte mir das Fahrgeld abgezählt in die Hand gedrückt. Ich übergab es dem Fahrer, der bereits Bescheid wusste. „Du gehst also in Dienst“, sagte er. „Kannst dich gleich hierher setzen, da auf den Notsitz, direkt neben mich. Und die Tasche stellst du daneben. Zahlt sich nicht aus, für die paar Kilometer den Kofferraum aufzumachen.“

Er streifte mich mit einem flüchtigen Blick. „Allzu kräftig bist du nicht, Hannah“, sagte er. „Musst fleißig essen, damit du die Arbeit aushältst. Aber an Essen, da wird es nicht fehlen im Weißen Elefanten! Wer in der Küche arbeitet, kann sich diesbezüglich immer selbst helfen!“

Der Bus fuhr los, und ich konnte gerade noch meinen Schwestern und Tante Margret, die nebeneinander wie im Spalier aufgereiht an der Haltestelle standen, zuwinken.

„Verlässt eine Welt und kommst in eine ganz andere, Hannah“, sagte der Fahrer. Jeder im Dorf kannte ihn gut. Er war aus Huben, hatte schon vor

dem Krieg als Chauffeur gearbeitet und nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft gleich wieder.

„Aber der Weiße Elefant ist doch höchstens sechs, sieben Kilometer von uns daheim entfernt.“ Langsam hatte ich es satt. Jeder gab mir gute Ratschläge oder versah mich mit Bemerkungen, die mir rätselhaft waren und die ich nicht verstand.

„Oh, das hat nichts zu sagen! Da gibt es Häuser, die stehen Wand an Wand, und doch liegen Welten dazwischen. Und du bist noch sehr jung. Gerade erst ausgeschult. Vierzehn bist du, oder?“

Ich nickte.

„Aber Angst hast du nicht?“

Angst? Eigentlich hatte ich gar keine Zeit gehabt, groß Angst zu haben. Freitag mittags war Schulschluss gewesen, da hatte ich das Zeugnis bekommen, ein ausgezeichnetes Zeugnis übrigens, und am Samstagabend war Vater schon mit der guten Neuigkeit gekommen. Die Chefin vom Weißen Elefanten hatte positiven Bescheid gegeben. Ein Küchenmädchen sei ihr ausgefallen, und so wolle sie einen Kochlehrling einstellen.

„Warum soll ich denn Angst haben?“ Der Bus schüttelte und rumpelte, und die zwei Männer, die auf den Sitzen direkt hinter mir saßen, bliesen Zigarettenqualm nach vorn. Ich fühlte mich ein bisschen schwindlig.

„Du sollst überhaupt nicht Angst haben. Es ist gut, dass du eine tapfere Person bist. Und dann – weit von daheim bist du ja wirklich nicht. Wenn dir etwas absolut nicht passt, packst du die Sachen und fährst wieder heim.“

Wieder heimfahren? Davon hatte Vater nichts gesagt. Im Gegenteil. Meine Eltern waren der festen Überzeugung, dass man, ganz gleich, wo man hingestellt wird, auszuhalten und seine Pflicht zu erfüllen habe.

„Also, Hannah, da wären wir!“, sagte der Fahrer. „Alles Gute dann!“ Viele Leute hielten ihr Gepäck in Händen und bildeten eine lange Schlange vor dem Ausstieg. Trotzdem hob er die Tasche auf und reichte sie mir hinunter. „Alles Gute, Hannah!“

Die Henkel hatten eine ungünstige Länge, bei jedem Schritt schlug mir die Tasche gegen die Beine. Zum Glück brauchte ich nicht weit zu gehen.

Ich kannte die Lage des Hotels genau. Sein Gastgarten stand allen offen. Am Sonntag kamen die Männer nach der Messe hierher, um ihr Bier zu trinken. Am Nachmittag kamen auch die Familien mit, Großeltern, Frauen, Kinder. In der kalten Jahreszeit saß man in der gemütlichen Wirtsstube, deren Fenster auf die Dorfstraße hinausgingen. Alle hatten sich ein bisschen herausgeputzt, das Sonntagskleid angezogen, ein seidenes Tuch umgebunden. Es gab Apfelstrudel und Sachertorte, Salzbrezeln und rosa-farbene Limonade. Hier konnte man Bekannte und Freunde treffen, erfuhr manche Neuigkeit, und am frühen Abend spazierte man wieder heim. Nicht nur bei den Leuten im Dorf war der Weiße Elefant beliebt, auch Gäste aus den umliegenden Gemeinden kamen gerne hierher. So wie wir. Zwei-, dreimal im Jahr, zu besonderen Anlässen, spendierten uns unsere Eltern sonntags hier ein Kracherl<sup>4</sup>. Außerdem war ich auf dem Weg zur Schule Tag für Tag an diesem Haus vorbeigefahren und hatte die breite Fassade mit den blumengeschmückten Fenstern, das geschwungene Haustor und die Türmchen an den vier Hausecken bewundert. Bewundert hatte ich auch die Gäste, die auf der Terrasse auf weißen, zierlichen Sesseln saßen und an ihren Getränken nippten. Sie kamen aus aller Welt hierher, elegant gekleidet, jung und schön. Nun, vielleicht waren nicht alle jung und vielleicht waren auch nicht alle schön, aber sicher waren alle reich und glücklich. Insofern hatte der Fahrer schon Recht. Es lagen Welten zwischen mir und diesem Hotel samt seinen Gästen.

So zockelte ich also die Straße entlang dem großen Haus entgegen und fühlte mich noch immer wie betäubt. Am Fuße der kurzen Treppe, die zum Portal hinaufführte, blieb ich stehen. Ein junges Paar lief lachend die paar Stufen herunter. Die Frau hatte sich bei ihrem Begleiter eingehängt, ihre hohen spitzen Stöckelchen klapperten fröhlich. Ich setzte einen Fuß auf die erste Stufe, als oben die Tür aufging und Fräulein Agnes erschien. Sie war die Tochter der Hotelbesitzerin, und sie war es auch gewesen, die mit Vater gesprochen und alles vereinbart hatte. Die alte Chefin selbst war zwar noch rüstig, doch die geschäftlichen Dinge überließ sie lieber ihrer Tochter.

„Aha, Hannah, da bist du ja“, sagte Fräulein Agnes, indem sie ein kleines

Lächeln aufsetzte. „Du brauchst gar nicht erst deine Tasche hier heraufzuschleppen. Komm, wir gehen um das Haus herum, da gibt es noch einen Eingang, an der Seite. Dort gehen alle ein und aus, die im Hotel arbeiten.“

Ach ja, für das Personal gibt es den Personaleingang. So viel hatte ich aus diversen Mädchenromanen bereits gelernt. Nur, dass die Heldinnen dieser Bücher immer diejenigen waren, die den Haupteingang benützten. Von den anderen, von denen, die die Hintereingänge benützten, las man nichts.

Ich folgte der jungen Frau, die auf flinken Füßen vorauseilte. Die Seitentür führte direkt in einen kurzen, etwas düsteren Gang, der in einem schmalen Stiegenhaus endete. Fräulein Agnes stieß eine schmale Tür auf. „Die Küche hat noch einen Ausgang zum Garten und einen direkten zum Speisesaal,“ erklärte sie.

Tatsächlich. Der Buschauffeur hatte Recht! Eine neue Welt tat sich mir auf. Und auch Tante Margret hatte Recht. Weit war diese Welt nicht. Erschreckend war sie und lärmend, und sie stand, wie mir schien, im krassen Gegensatz zum ruhigen, eleganten Erscheinungsbild des Hotels. Obwohl noch früher Vormittag, war die Küche erfüllt von Geschäftigkeit, zischenden Geräuschen, Dampf und Rauch. Die Deckenlampe über dem Herd brannte, denn die beiden Fenster an der Schmalseite ließen zu wenig Licht ein. Die Wände entlang zogen sich breite hölzerne Arbeitstische. Auf einem türmte sich ein Berg zu Stiften geschnittener Erdäpfel<sup>5</sup>, sie sollten wohl zu Pommes frites verarbeitet werden, auf dem anderen lag ein Haufen Apfelputzen und daneben standen etliche Schüsseln, gefüllt mit verschiedenen Lebensmitteln wie weißes Mehl, aufgeschlagene Eier, einige Würfel Margarine, die ihrer Verwandlung zu mehr oder weniger köstlichen Speisen harreten. Die Küche machte einen Angst einflößenden, unübersichtlichen, erschreckend chaotischen Eindruck. Würde ich mich hier jemals zurechtfinden? Heimisch fühlen? Die imposante weibliche Gestalt hinter dem Herd zog den Kessel vom Feuer, fuhr nochmals rasch mit einem riesigen Kochlöffel hinein und stülpte dann den Deckel klappernd darüber. Die Schwaden fielen zusammen und gaben die Sicht auf ein breites steinernes Wasserbecken frei.



„Hier ist Hannah“, sagte Fräulein Agnes. „Sie ist unser neuer Kochlehrling.“

Die Gestalt kam hinter dem Herd hervor und wischte sich die Hände an der weißen, aber bereits fleckigen Kleiderschürze ab. „Hannah, hier ist also deine Arbeitsstätte. Das ist Frau Groß, unsere Chefköchin. Sie wird dir erklären, was du zu tun hast. Wenn du etwas nicht verstanden hast, dann frag nach, bevor du etwas falsch machst.“

Frau Groß reichte mir die Hand, eine feste Hand, die sich feucht anfühlte. „Willkommen!“, sagte sie. „Wir haben schon auf dich gewartet. Ein fleißiges Mädchen wird hier dringend gebraucht. Und fleißig wirst du wohl sein?“

Unwillkürlich zog ich den Kopf ein. Klang das nicht beinahe nach einer kleinen Drohung? Für alle Fälle beeilte ich mich, eifrig zu nicken.

Fräulein Agnes schaltete sich ein. „Ilse, lass das Erdäpfelschäl und komm her! Du zeigst Hannah das Zimmer und alles, was dazu gehört, Toilette, Duschgelegenheit, ihren Kasten, ihr Bett. Frau Groß, Sie geben Hannah die drei Kleiderschürzen, gegen Bestätigung. Dann kann sie eigentlich gleich anfangen mit der Arbeit. Wir erwarten zum Mittagessen eine Gruppe neuer Gäste. Da gibt es genug vorzubereiten.“

Nach diesen Worten drehte sich Fräulein Agnes um. Ich warf ihr einen sehnsüchtigen Blick nach. Wie das hier aussah, wäre ich ihr am liebsten nachgestürzt. Aber sie blickte sich nicht um. Unbekümmert und sorglos entschwand sie in ihrem eleganten, flaschengrünen und eng geschnittenen Kleid aus dem lärmenden Inferno der Küche und ließ uns, sozusagen als Verdammte in der Hölle, zurück.

„Deine Zöpfe – so kannst du in einer Hotelküche nicht arbeiten“, sagte Frau Groß. „Du musst sie aufstecken.“

„Aufstecken? Warum?“

„Weil sie sonst in den Suppentopf hineinhängen!“

Die anderen kicherten. „Am besten, du schneidest sie einfach ab“, rief ein Mädchen, das vielleicht drei, vier Jahre älter war als ich, vom Spülbecken herüber. „Zöpfe sind sowieso altmodisch!“ Ihr Haar war stark gewellt und gelockt und reichte nur bis zum Nacken. Gerne hätte ich meine

Haare so getragen, aber Frisuren dieser Art waren in unserer Familie verpönt. Mutter hatte ihr Haar zu einem Knoten am Hinterkopf aufgesteckt, wir Mädchen trugen eng geflochtene Zöpfe, deren Enden durch ein Gummiband oder eine Spange gehalten wurden.

„Also, komm, Hannah“, sagte Ilse, die sich inzwischen notdürftig die Hände gesäubert hatte. „Komm, ich zeige dir das Zimmer.“

Wie meine Schwester vor einer halben Stunde packte auch sie den einen Henkel der Tasche, ich nahm den anderen. Ohne zu zögern steuerte sie auf die Treppe zu. Während wir die vier Stockwerke hinaufstiegen, versuchte sie, mir einen ersten Überblick zu verschaffen. Die alte Chefin und ihre Tochter bewohnten je ein Eckzimmer im ersten Stock, die durch eine Art Salon miteinander verbunden waren. Alle übrigen Zimmer bis hinauf in den dritten Stock waren für die Hotelgäste bestimmt. Die Räumlichkeiten für das Personal befanden sich im Dachgeschoß, das vor etlichen Jahren ausgebaut worden war. Mit dem Zuwachs an Gästen war der Raum knapp geworden, aber durch eine geschickte Einteilung konnten immerhin drei Zimmer gewonnen werden. Hier schlief das weibliche Personal. Für die Männer waren Räumlichkeiten im Tiefparterre hergerichtet worden. Ilse stieß die mittlere Tür auf.

„Wir schlafen zu dritt hier, du, ich und Barbara, eines der Zimmermädchen. Schnarchst du?“

Schnarchte ich? Keine Ahnung! Meine Schwestern schliefen genauso tief wie ich, sodass uns keinerlei nächtliche Geräusche zu stören vermochten. Also schüttelte ich im guten Glauben den Kopf. „Nein, tu ich nicht.“

„Das ist gut, ich kann nämlich niemanden neben mir ertragen, der schnarcht. Das habe ich dem Fräulein Agnes gesagt. Ich ertrag alles, habe ich ihr gesagt, aber wenn jemand neben mir schnarcht, das ertrag ich nicht.“

Was soll man darauf antworten? Aber Ilse fuhr schon mit ihren Erläuterungen fort.

„Die Toiletten und einen kleinen Waschraum mit fließendem warmem und kaltem Wasser, wo man auch duschen kann, gibt es einen Stock tiefer. Die werden auch von den Gästen, die in den minderen, billigen Zimmern wohnen, benützt. Deshalb sieht es die Chefin nicht gerne, wenn wir zu

lange drinnen bleiben. Und hier ist deine neue Heimat!" Das klang etwas pathetisch, aber ich war zu aufgeregt, um mich darüber zu wundern. Später sollte ich erfahren, dass Ilse sich gerne so gewählt ausdrückte. Sie verschlang mit Begeisterung dicke Romane, die in fürstlichem oder zumindest gräflichem Milieu spielten.

An der Längsseite des Zimmers waren die drei Betten aufgereiht, dazwischen je ein Nachtkästchen ohne Leselampen. Das fiel mir auf, und ich bemängelte es sofort. Am Abend konnte ich am besten einschlafen, wenn ich vorher ein halbes Buch las. Ilse beruhigte mich: „Du wirst auch ohne zu lesen sofort einschlafen! Das kann ich dir garantieren. Wir schlafen alle sofort ein!"

„Wieso stört dich dann das Schnarchen?"

Ilse zog die Augenbrauen hoch. „Ich schlafe augenblicklich ein, aber wenn ich in der Nacht aufwache und jemand schnarcht neben mir, das macht mich nervös", erklärte sie.

Drei sehr schmale Schränke, jeder mit einem Schlüssel versehen, standen den Betten gegenüber. Daneben befand sich eine Kommode, ähnlich der meinen zu Hause. Sie war ziemlich breit, mit drei tiefen, geräumigen Schubladen. Ein winziges Fensterchen befand sich an der Giebelseite, ein weiteres hatte man, wohl beim Umbau, in die Dachschräge eingelassen: Ein kleines Rechteck, ausgefüllt von Himmelsbläue. Ich wünschte mir das Bett unter diesem Fenster. Es musste schön sein, mit offenen Augen in der Dunkelheit zu liegen und nächtens die Sterne anzuschauen. Aber der Platz unter dem winzigen Fenster war bereits von einem schmalen, länglichen Tisch besetzt.

„Du hast das Bett in der Mitte", sagte Ilse. „Das ist noch frei."

„Wie lange arbeitet ihr, du und Barbara, schon hier?"

„Och, ich bin Anfang Juni gekommen und Barbara vor sieben oder acht Wochen. Aber ihr gefällt es nicht so gut, glaube ich. Sie redet fast nichts. Während der Zimmerstunde liegt sie auf dem Bett und macht die Augen zu. Aber ich glaube nicht, dass sie schläft. Sie tut nur so, damit sie sich mit mir nicht unterhalten muss. Mit der stimmt etwas nicht, das sage ich dir!"

„Und welcher Schrank gehört mir?"

„Dieser da“, sagte Ilse und öffnete den mittleren. „Viel Platz ist nicht, aber man braucht nicht viel, wenn man auf Saison geht. Arbeit von früh am Morgen bis spät abends, und während der Zimmerstunde ist man zu müde, um irgendetwas zu unternehmen. Da bleibt man am besten im Zimmer und schaut, dass man sich ausrasten kann, um den Nachmittag und den Abend besser zu überstehen!“

„Man kann nie etwas unternehmen? Einen Spaziergang machen? Oder einmal ins Kino gehen?“

„Habe ich dir doch schon erklärt! Es fehlt die Zeit, und man ist einfach zu müde. Und Kino?“ Ilse lachte. Mir kam ihr Lachen ein wenig höhnisch vor.

Wahrscheinlich verachtete sie mich im Geheimen, weil ich noch unerfahren war. Aber Unerfahrenheit ist schließlich nichts Schlechtes und vergeht mit der Zeit von selbst.

„Das ist wohl nicht dein Ernst!“, rief sie. „In der Saison nach Imst zu fahren und ins Kino zu gehen! Außerdem, am Abend fahren keine Busse.“

Erst in diesem Augenblick fiel mir ein, dass ich Vater gar nicht gefragt hatte, welche Bedingungen er für mich ausgehandelt hatte. Ob ich am Sonntag frei hatte oder an einem anderen Tag, und überhaupt, wie die Arbeit eingeteilt war und Ähnliches.

„Welchen Tag hast du frei?“, wollte ich von Ilse wissen.

„Freie Tage gibt es bei uns nicht“, erklärte sie schlicht.

Ich muss so verdutzt dreingeschaut haben, dass sie zu einer längeren Erläuterung ausholte: „In der Saison kann niemand freinehmen. Nicht einmal die alte Chefin nimmt sich frei. Nur das Fräulein Agnes fährt manchmal in die Stadt, aber auch nur, weil sie dort verschiedene Dinge zu erledigen hat. Sagt sie zumindest.“

„Den ganzen Sommer keinen Tag frei? Das gibt’s ja gar nicht!“

„Das werde ich wohl besser wissen als du! Aber schließlich, die paar Monate sind bald vorbei. Dann können wir stempeln gehen und alles nachholen. Schlafen, spazieren gehen, sticken, Radio hören oder auch einen Film im Kino ansehen. Ich geh schon das dritte Jahr auf Saison. Man gewöhnt sich daran.“

„Vielleicht habe ich ein bisschen mehr frei. Ich bin ja nicht direkt in Saison. Ich bin eigentlich als Kochlehrling hier.“

Ilse riss die Augen erstaunt auf. „Als Kochlehrling? Davon hat niemand etwas gesagt. Die Chefköchin hat dauernd gemault, sie brauche einen Ersatz für die Resi, und da ist gestern das Fräulein Agnes gekommen und hat ihr eröffnet, dass sie jemanden gefunden hat für die Küche, nämlich dich. Aber von Lehrling oder so war nicht die Rede. Na ja, du wirst schon sehen!“

„Hast du nicht gehört, wie mich das Fräulein Agnes als Kochlehrling vorgestellt hat?“, fragte ich störrisch.

„Nein. Ich habe nicht so genau aufgepasst. Die redet viel, wenn der Tag lang ist.“

„Den ganzen Sommer über nie einen freien Tag! Das kann ich mir gar nicht vorstellen!“

„Vielleicht kannst du dir, wo du scheinbar ein Lehrling bist, die Tiroler Abende ansehen. Das ist auch eine schöne Abwechslung.“

„Tiroler Abende? Wo gibt es Tiroler Abende?“

„Hier im Hotel. Weißt du das denn nicht? Ja, bei uns gibt es großartige Tiroler Abende. Die alte Chefin weiß, was den Fremden gefällt. Deshalb hat sie das Haus immer voll, selbst wenn das Hotel Stangl noch halb leer ist.“

„Mein Vater hat gemeint, das ist, weil sie so eine gute Küche führt und renovierte Zimmer hat mit Zentralheizung und Warmwasser und teilweise sogar mit Bad und Klo.“

Ilse zuckte die Schultern. „Na ja, kann auch sein, das weiß ich nicht so genau. Mir tut nur Leid, dass wir Küchenmädchen nicht zuschauen können, weil wir keine Zeit dazu haben. Die Leute wollen auch bei den Tiroler Abenden essen. Und wir müssen kochen. Ist ja klar. Die Zimmermädchen haben es besser, bei denen ist abends nicht viel los. Die können an der Tür stehen und in den Saal hineinschauen, wenn die Musik spielt, die Schuhplattler<sup>6</sup> ihre Tänze hinlegen und alle klatschen und mitsingen. Eine Stimmung ist das, eine Stimmung, sag ich dir!“ Sehnsucht klang aus ihren Worten. „Und stell dir vor, die Barbara lässt die Gelegenheit einfach vorbeigehen. Liegt hier allein auf dem Bett und geht nicht einmal zusehen,

wenn es im Hotel einen Tiroler Abend gibt! Ich sag dir, mit der stimmt etwas nicht!”

In diesem Augenblick wurde heftig an die Tür geklopft und gleichzeitig die Klinke niedergedrückt.

„Was macht ihr denn da?“, fragte das Mädchen, das mir in der Küche den Rat gegeben hatte, die Haare abzuschneiden. „Die Frau Groß ist schon ganz ungeduldig. Der Salat soll gewaschen werden, und Kohlen braucht sie auch für den Herd. Ihr sollt sofort hinunterkommen!”

„Reg dich ab, Regina, reg dich ab! Wir sind gleich fertig. Die Kohlen übrigens, die muss ab heute die Hannah vom Keller heraufholen“, sagte Ilse. „Da kann sie zehnmal Kochlehrling sein. Sie ist nun die Jüngste.”

„Wer von euch zwei die Kohlen schleppt, lässt mich total kalt. Aber kommt nun endlich, sonst krieg ich auch noch eine aufs Dach! Die Frau Groß hat gesagt, die Hannah soll ihre Tasche in der Zimmerstunde auspacken, nicht jetzt.”

Ich zog den Reißverschluss der Reisetasche wieder zu. Raue Sitten herrschten in diesem Hause, das muss man schon sagen! „Wann haben wir Zimmerstunde?“, erkundigte ich mich für alle Fälle.

„Sobald wir in der Küche fertig sind, alles aufgeräumt und geputzt haben. Meist schaffen wir das bis zwei, halb drei.”

„Und wie lange dauert die Zimmerstunde?”

„Bis fünf. Außer, es gibt zum Abendessen eine Anmeldung von Busgästen oder irgendeine Festlichkeit. Da müssen wir schon um halb fünf in der Küche sein.”

„Bei einem Tiroler Abend, zum Beispiel?”

„Genau!”

Schon wollten wir das Zimmer verlassen, da fiel mir ein, dass der Küchenchefin meine Zöpfe nicht gefielen. Aber ich hatte keine einzige Haarnadel dabei. Ilse besaß auch keine, denn sie trug ihr Haare einfach als kurzen Rossschwanz. Da genügte ein Gummiband.

„Leih dir einfach von der Barbara ein paar Haarnadeln aus”, riet sie mir und begann schon, in deren Schublade zu wühlen. Sie förderte auch sofort eine Hand voll gebogener und gewellter Haarnadeln zutage. Zu dritt be-

festigten wir meine zwei Zöpfe am Kopf. Angenehm fand ich das nicht. Die Nadeln piksten, die Haare spannten, und die Zöpfe selbst drückten. Aber ich schöpfte Hoffnung. Wenn in der Küche langes Haar unerwünscht war, ließen meine Eltern vielleicht mit sich reden und erlaubten mir, die Zöpfe kurzerhand abzuschneiden. Regina hatte Recht, Zöpfe waren schrecklich altmodisch.

Ötz, 2. Juli 1953

Lieber Onkel Paul,

herzlichen Dank für dein letztes Paket. Du weißt gar nicht, welch große Freude du mir mit deinen Geschenken machst. Die Perlonstrümpfe<sup>7</sup> habe ich am Sonntag zum ersten Mal getragen, zum Kirchgang. Du weißt ja, die Sonntagsmesse bedeutet für jedes Dorf, also auch für unseres, eine Art gesellschaftliches Ereignis. Dafür kann man sich so richtig fein herausputzen. Ich trug diesmal eine Jacke, die unsere Hausschneiderin aus einem leichten Vorkriegsmantel der Mama gezaubert hatte. Die Farbe: Fraisienrot. Sehr schick. Ich bin damit sogar zur Kommunion gegangen, den ganzen langen Gang hinauf, einen perlonbestückten Schritt nach dem anderen.

Es gibt bei uns ja auch schon Perlonstrümpfe zu kaufen. Die Leute vom Stangl, dem zweiten großen Hotel hier im Ort, haben genug Geld, dass sich die zwei Töchter welche leisten können für den Sonntag. Aber in dieser amerikanischen Ausführung gibt es sie bei uns noch nicht. Vielleicht in Deutschland, denn bei den Gästen habe ich sie bereits gesehen, vereinzelt. Dieser Glanz. Und dann die Naht mit den beidseitigen Verzierungen bis über die Waden hinauf.

Ich habe mir lange überlegt, ob ich sie zum Tiroler Abend anziehen soll. Mama zuliebe trage ich da immer das Dirndl. Kannst du dich noch an unsere alte Taltracht erinnern? Diese trage ich: enges Mieder, darunter die weiße, mit breiter, handgeklöppelter Leinenspitze verzierte Bluse, den dunklen Rock und die bunte Schürze. Vollkommen stilecht. Die deutschen Gäste wissen so etwas zu schätzen. Obwohl unsere Zeit sehr modern ist und ganz auf das Neue und den Fortschritt ausgerichtet, die echten Trachten sind doch beliebt. Die Echtheit war dann auch der Grund, warum ich mich entschlossen habe, zum Dirndl nicht die Perlons anzuziehen. Ich habe die üblichen Kniestrümpfe getragen. Außerdem kann man auf dem Tanzboden nie sicher sein, ob einem ein ungeschickter Flegel nicht womöglich eine Laufmasche reißt. Ich danke dir für alles ganz, ganz herzlich, aber besonders danke ich dir für die Strümpfe.

Du willst wissen, wie es bei uns so geht. Nun, ich kann dir versichern, es geht gut. Mama ist frisch wie immer. Die Saison ist schon im Gange. Wir ha-



*ben das Haus ziemlich voll. Die meisten Gäste kommen aus Deutschland. Die Deutschen sind uns einfach in allem voraus, auch im Wirtschaftswunder. Sie haben Arbeit und arbeiten viel. Dafür wollen sie sich etwas leisten. Sie fahren auf Urlaub. Sie stellen Ansprüche, was ihnen ja zusteht, denn sie sind gewillt, Geld auszugeben.*

*Die Frauen sind schick angezogen. Die Männer treten selbstbewusst auf. Nicht wenige unserer Gäste reisen bereits im eigenen Wagen. Dann gibt es viele, die mit der Bahn kommen und noch mehr, die mit einem Bus anreisen. Jene Gäste, die etwas mehr auf die Mark schauen müssen, suchen eher Privatquartiere. Vor dem Krieg hätte sich keiner vorstellen können, wie stark der Gästezustrom von Jahr zu Jahr anschwillt. Ein Ende ist nicht abzusehen. Jeder, der ein Zimmer frei machen kann, versucht, es zu vermieten. Das ergibt natürlich eine gewisse Konkurrenz für uns. Aber auf der anderen Seite könnten sich die Pensionsgäste unsere Zimmerpreise sowieso nicht leisten. Leisten aber können sie sich ab und zu einen Besuch in unserem Restaurant, den Tiroler Abend, eine tägliche Nachmittagsjause mit frischem Apfelstrudel und Schlagrahm. Vielmehr Schlagsahne, wie das bei uns jetzt heißt. Auch die Tante Amalie ist sehr zufrieden. Im Sommer macht sie in ihrem Lebensmittelgeschäft einen Riesenumsatz. Die Leute nehmen zwar das Frühstück in ihrem Privatquartier ein, aber dann versorgen sie sich, sofern sie zum Essen nicht ins Gasthaus gehen, selbst. Du siehst also, der Fremdenverkehr bringt allen etwas. Darüber herrscht Einigkeit. Selbst bei den Politikern. Der Ausbau des Tourismus genießt unbedingten Vorrang. Jeder, der ein bisschen Geld flüssig hat, steckt es in den Fremdenverkehr. Hat er keines, ist aber geschäftstüchtig, aufgeschlossen und mutig genug, nimmt er Kredite auf.*

*Dank des Marshall-Plans<sup>8</sup> kann Österreich daran gehen, endlich seine Wasserkraft zu nützen. Seen werden gestaut, Kraftwerke werden gebaut. Das Land braucht Strom. Die Gemeinden versuchen, zusammen mit Privaten, Geld aufzutreiben, um so rasch als möglich die Infrastruktur zu verbessern und Liftanlagen zu bauen. Im Hintertal soll mit der Zeit jeder Berg, der sich halbwegs dafür eignet, seinen eigenen Lift verpasst kriegen. Liftanlagen sind für den modernen Wintertourismus ein unbedingtes Muss.*

*Wir, im vorderen Tal, sind eher auf die Sommerurlauber angewiesen. Wir*

*tun alles, um unsere Gäste zufrieden zu stellen. Auch der Pfarrer hilft mit. Zur Frühmesse lässt er die Glocken nicht mehr läuten, damit die Fremden nicht aufgeweckt werden. Du kannst dich vielleicht erinnern, wie dröhnend man in unserem Haus die Kirchenglocken hört. Um sechs Uhr in der Früh! Das ist natürlich unmöglich! Zu dieser Zeit wollen die Urlauber schlafen, wo sie doch das ganze Jahr über aufstehen müssen. Sechsmal in der Woche in aller Früh aus den Federn, dann haben sie vierzehn Tage Urlaub, und um sechs Uhr reißt sie das Getöse der Kirchenglocken aus dem Schlaf. Das kann man nicht verantworten. Aber unser Pfarrer ist zum Glück äußerst fortschrittlich und verständnisvoll.*

*Was man leider nicht von allen Geistlichen sagen kann. Der Pfarrer in Feldring zum Beispiel hat kein Erbarmen mit den Hoteliers seines Dorfes. Er ist stur wie ein Muli. Obwohl das halbe Dorf, voran die Gemeinderäte und die Gastwirte, ihn bestürmten, bei Regen die Fronleichnamsprozession zu verschieben, blieb er hart. Du kennst das Bild: Fahnen wehen, die Schützen marschieren, die Blasmusikkapelle spielt, weiß gekleidete Mädchen mit Kränzen im Haar gehen hinter dem Allerheiligsten her, und an allen Ecken und Enden gibt es reich geschmückte Altäre, Blumen und bunt bemalte Heilige aus Gips. Da lassen sich stimmungsvolle Fotos schießen.*

*Doch fotografieren, wenn einem das Wasser beim Objektiv hinein- und beim Auslöser wieder herausrinnt, das macht einfach keinen Spaß. Aber der Pfarrer blieb stur. Der Umgang muss am Fronleichnamstag gemacht werden, weil er Unseren Herrn nicht den Fremden zuliebe über die Fluren trägt, sondern um das Allerheiligste Sakrament zu ehren, und ob die Sonne scheint, oder der Regen fällt, spielt dabei keine Rolle.*

*Nun, wie gesagt, unser Herr Pfarrer ist da zum Glück ganz anders. Der nimmt Rücksicht. Und seit vorigem Sommer, als das Dorf so voll war mit Gästen, dass kein einziges Bett mehr frei war, hat er im Pfarrhof ein paar Zimmer vermietet.*

*Lieber Onkel Paul, du fehlst uns sehr. Auch wenn wir froh sind, dass du ausgewandert bist, weil du bei uns nie dein Glück hättest machen können. So ein Glück, dass es dir möglich ist, dicke Pakete nach Europa zu schicken. So ein Glück, dass du in Amerika einen tollen Wagen fährst, wo sich doch hier die*

meisten Leute bereits glücklich schätzen, wenn sie genug Geld haben, ein Fahrrad zu kaufen.

*Wir freuen uns auf ein Wiedersehen mit dir. Und wir sind ungeduldig, endlich deine liebe Frau und deine Kinder persönlich kennen zu lernen. Du musst kommen, sobald es dir irgendwie möglich ist!*

*Die Mama hat das Familienfoto, das du uns geschickt hast, du weißt schon, das Foto von dir und Tante Jenny, samt Bill und seiner jungen Frau und ihrem ausgesprochen hübschen Baby, vergrößern lassen. Bei uns im Dorf gibt es noch immer keinen Fotografen, aber es kommen jetzt oft Leute aus der Stadt und bieten ihre Dienste an. Im Frühling war wieder ein Fotograf hier. Mama hat ihm sofort dein Foto gegeben. Er hat es koloriert und auf ansehnliche Maße erweitert. Jetzt hängt es, in einem breiten, vergoldeten Rahmen, zwischen den zwei Fenstern der Empfangshalle, und oft fragen uns die Gäste, ob diese schöne Familie vielleicht liebe Verwandte wären. Wenn wir erzählen, dass du es bist mit deiner Familie, und dass ihr in Amerika zu Hause seid, verziehen manche zuerst ein bisschen das Gesicht.*

*Bei uns und in Deutschland sind Leute, die sich abgesetzt haben und während der harten Kriegsjahre im sicheren Ausland gelebt haben, noch immer ein bisschen suspekt. Doch wir klären unsere Gäste dann gleich auf, erzählen, dass du schon Mitte der Dreißigerjahre ausgewandert bist und nicht etwa erst an deren Ende oder Anfang der Vierzigerjahre, und dass unsere Vorfahren schon seit urdenklichen Zeiten im Tal leben. Ich schüttle, wie zufällig, meinen blonden Bubikopf, dann lächeln sie gleich wieder. Die meisten Deutschen, auch die in der Regierung und in der Wirtschaft, haben überhaupt nichts mehr gegen die Amerikaner.*

*Die Amerikaner haben uns von den Nazis befreit und sind nach ein paar Wochen schon wieder abgezogen, um den Franzosen Platz zu machen. Die Franzosen behandelten die Tiroler nur in der ersten Zeit streng. Das hat sich inzwischen geändert. Wahrscheinlich haben sie eingesehen, dass wir wieder brav geworden sind. Außerdem wurde die Zahl der Besatzungssoldaten im Laufe der Jahre reduziert. Heute gibt es nur mehr so wenige, dass man kaum welche zu Gesicht bekommt. In Deutschland ist es natürlich anders. Deutschland hat ja nicht das Glück, das Österreich hatte, als erstes Opfer Hitler-*

*deutschlands anerkannt zu werden. Deshalb herrschen in Deutschland noch immer rigorosere Bestimmungen.*

*Trotzdem, das mit dem Krieg und den Bomben, das haben auch die Deutschen, glaube ich, so ziemlich vergessen. Sie tragen den Amerikanern nichts nach. Oder sie zeigen es nicht. Es ist ja schon sieben, nein, acht Jahre her, dass der Krieg aus ist. Kein Mensch will mehr darüber reden, weder über die Lager noch über die Bomben. Man schaut in die Zukunft. Hoffnungsvoll. Mit Recht hoffnungsvoll. Denn es geht wieder aufwärts mit uns.*

*Also, wenn du mit Tante Jenny kommst – selbst wenn wir das Haus voll deutscher Gäste hätten, seid ihr herzlichst willkommen. Die Dorfleute freuen sich sowieso ganz toll auf euch. Jedes Mal, wenn ich den Bürgermeister sehe, fragt er mich nach dir und sagt, ich soll dir Grüße von ihm ausrichten. Er möchte dir auch ein paar Prospekte mitgeben für die Menschen in Amerika. Vielleicht bekommen sie dann Lust, unser schönes Dorf persönlich kennen zu lernen. Und wenn es ihnen gefallen hat, kommen im nächsten Jahr vielleicht ihre Verwandten oder ihre Freunde und dann wieder deren Verwandte und Freunde. Amerika ist ja so groß und hat so viele Einwohner, und bei den Deutschen funktioniert es ja auch so. Die Mama meint ebenfalls, dass Mundpropaganda das Beste ist.*

*Ich sende dir zwei Fotos mit, eines von mir, ganz allein, und auf dem zweiten siehst du Mama und mich gemeinsam. Wir stehen vor dem Eingang unseres Hauses. Wenn du genau schaut, kannst du das neue schmiedeeiserne Schutzgitter erkennen. Wir haben die Fotos von jenem Fotografen machen lassen, der das Bild von dir und deiner Familie koloriert und vergrößert hat.*

*Ich habe den Brief noch einmal durchgelesen. Du wunderst dich vielleicht, warum ich dir meine Garderobe so ausführlich beschreibe. Für mich ist die Aufmachung einfach ein wichtiger Teil der Persönlichkeit. Noch immer gibt es wenig Auswahl bei uns. Erst deine Pakete ermöglichen mir ein gewisses Spiel mit Kombinationen, mit Farben und modischen Accessoires. Das gefällt mir.*

*Ich danke dir nochmals für alles und sende dir liebe Grüße.*

*Deine dich liebende Nichte*

*Agnes*

**B**arbara, das zweite Mädchen, mit dem ich das Zimmer teilte, lernte ich erst während der Zimmerstunde kennen. Als Ilse und ich von der Küche heraufkamen, saß sie bereits am Tisch, der bedeckt war mit Papierbögen und Kuverts. Sie war offensichtlich dabei, einen Brief zu schreiben, sah nur kurz auf und legte dann, wie zufällig, einen Arm auf die halbbeschriebene Seite, so, als wolle sie die Sätze vor allzu neugierigen Blicken schützen.

„Das war ein Vormittag!“, stöhnte Ilse und ließ sich auf ihr Bett fallen. „Und wie spät es geworden ist! Schon bald halb drei. Nur mehr zweieinhalb Stunden bis fünf!“ Im Sitzen streifte sie die Sandalen ab, streckte sich aus und legte die Füße auf die Kissen. „Meine Fußsohlen kommen mir wie platt gewalzt vor vom vielen Gehen“, seufzte sie.

Ich setzte mich auf den zweiten Stuhl, der beim Tisch stand. Mein Bett war noch nicht überzogen, ich sollte die Sachen in den Kasten räumen, aber ich fühlte mich für jeden Handgriff zu müde.

„Besser, du legst dich auf das Bett, auch wenn es ungemacht ist. Im Liegen erholt man sich rascher. Die ersten Tage sind die schlimmsten. Mit der Zeit gewöhnen sich die Beine an das lange Stehen und an die harten Steinböden“, sagte Barbara.

„Lass die Hannah doch rasten, wo sie will. Oder hast du Angst, dass sie deine geheimnisvollen Briefe liest, wenn sie bei dir am Tisch sitzt?“, fragte Ilse.

Verwundert nahm ich den bissigen Ton in ihrer Stimme wahr. Es passte mir nicht, dass die zwei sich anschickten, ihre offensichtlichen Feindseligkeiten über mich auszutragen. Barbara wurde rot. „Ach Gott, was du immer gleich denkst!“, sagte sie. Sie hatte ihr mahagonifarbenes Haar oben auf dem Kopf mit einem Samtband der gleichen Farbe zusammengebunden. Es war eine sehr eigenwillige Frisur, und sie erinnerte mich an eine Puppe, die ich einmal bei einem Trödler in Imst gesehen hatte. Fünf Tage lang war die Puppe im Schaufenster gestanden, und jedes Mal, wenn ich auf dem Weg zur Schule daran vorbeigekommen war, war ich stehen geblieben und hatte sie sehnsuchtsvoll bewundert. Ich ging damals bereits in die Hauptschule, war also sicher älter als elf, zwölf Jahre und spielte nicht

mehr mit Puppen. Aber wie gerne hätte ich eine derartige Puppe besessen. Ich hatte meine, die Großmutter aus einem alten Strumpf genäht hatte, sehr geliebt, hatte gerne mit ihr gespielt, ihr die Wollhaare geflochten, sie umgezogen, eingewiegt, aber wie unvergleichlich schön war diese Puppe in dem Schaufenster! Am fünften Tag jedoch war sie plötzlich verschwunden, und ich hatte vor lauter Enttäuschung meinen ganzen Mut zusammengekommen, die Tür aufgestoßen und den Besitzer des Ladens nach ihrem Verbleib gefragt. Die Puppe war verkauft worden. Mir war es gewesen, als hätte ich einen tiefen Verlust erlitten, obwohl ich die Puppe nicht ein einziges Mal auch nur berührt hatte. Von diesem Tag an hatte ich es vermieden, durch diese Straße zu gehen. Ich wollte das Schaufenster nicht mehr sehen.

Nicht nur Barbaras Frisur ließ mich an die verschwundene Puppe denken, sondern auch die weiße Porzellanhaut ihres Gesichts und ihre hellen, blauen Augen. Ich wünschte, gut mit Barbara auszukommen, weil sie mir sympathisch war und mir gefiel. Warum sollte ich mich nicht aufs Bett legen? Und außerdem, war es denn nicht verständlich, dass Barbara den Tisch lieber allein für sich hatte, wenn sie Briefe schreiben wollte? Aber Barbara hatte bereits ihre Blätter zusammengerafft und in die Schublade des Nachtkästchens geworfen.

Sie hatte sich nicht ausgezogen. Sie trug noch immer den blauen Rock, die blau-weiß gestreifte Bluse und darüber die rein weiße Schürze mit Spitzen und blauen Biesen am Latz. Es war eine Art Uniform für die Zimmermädchen dieses Hotels. Jedes der Mädchen war gleich gekleidet. Die Haare schmückte ein weißes, gestärktes Rüschenband. Das zumindest hatte Barbara abgelegt. Ebenso wie die Schuhe und die weißen Söckchen. Nachdem sie einen der zwei Kopfpölster unter die Füße geschoben hatte, legte sie sich auf den Rücken und schloss die Augen. Ilse warf mir einen bedröckten Blick zu. Siehst du, sollte er wohl sagen, ich habe dich gewarnt. Sie ist eine komische Person. Sie will nicht mit uns reden, sie stellt sich schlafend, um nicht mit uns reden zu müssen.

Aber ich war viel zu müde, um mich dafür zu interessieren. Der ganze Vormittag war mir so unwirklich. Vielleicht lebte ich in Wirklichkeit noch

mein altes Leben wie immer, träumte nur und würde aufwachen in meinem Bett an der Wand, und im Bett gegenüber lag Gerda, und ihre dicken Zöpfe schlängelten sich wie zwei Blindschleichen auf dem Polster. Und Mutter würde gleich aufstehen und Frühstück machen für uns alle. Die Erinnerung an Mutter presste mir das Herz zusammen.

So, wie dieser Vormittag verlaufen war, hatte ich mir mein neues Leben nicht vorgestellt. Gut, ich hatte überhaupt keine genaue Vorstellung von meinem neuen Leben. Aber wenn man aufbricht, um sein Elternhaus zu verlassen, so doch um etwas an Weite zu gewinnen. Von Weite konnte hier keine Rede sein. Und so sollte es weitergehen? Einen ganzen Sommer lang? Und dann? Herbst, Winter, Frühling, wieder Sommer. Hochsaison. Nebensaison. Zwischensaison. Gab es wirklich Leute, die so lebten? Konnte ich so leben? Ich ließ die unausgeräumte Tasche stehen, wo sie stand, schob das Bettzeug zur Seite und legte mich auf die bloße Matratze. Allem Kummer zum Trotz war ich im nächsten Augenblick bereits eingeschlafen.

Die Chefköchin traf eine neue Einteilung. Ilse rückte eine Stufe auf und bekam bessere Arbeiten zugewiesen. Sie durfte der Beiköchin zur Hand gehen, kochte Soßen, schnitt und rührte das Gulasch. Wenn es besonders viel Arbeit gab, vertraute Frau Groß ihr sogar die Zubereitung der Speisen für das Personal an. Mir hingegen wurde das Kartoffelschälen und Gemüseputzen übertragen. Vormittags von halb neun bis halb zwölf stand ich also an einem großen Tisch und befreite die erdigen Knollen von ihren wachsgelben Auswüchsen und den ledrigen Schalen, bearbeitete gelbe oder rote Rüben mit einem spitzen, scharfen Messer oder zog Berge von Weißkrautköpfen durch einen scharfen Hobel. Frau Groß schien mit meiner Arbeit zufrieden zu sein.

Ich hatte meiner Mutter immer beim Kochen und im Haushalt helfen müssen. Ich hatte es nicht gerne getan, denn Mutter war leicht reizbar, und wir Kinder konnten ihr schwer etwas recht machen. Auch Vater nicht. Wenn das Mehl für die Einlaufsuppe mit dem Ei kleine Klümpchen bildete, die sich nicht auflösen wollten, oder Mutter im Salat, den ich bereits dreimal gewaschen hatte, womöglich gar ein Würmchen entdeckte oder

die Gläser, gegen die Sonne gehalten, trotz heftigen Wischens noch eine Schliere zeigten, wurde sie sehr ungehalten. Es setzte Schelte und böse Worte, denn Mutter sah in ihrer Strenge eine Mission. Wenn ihre Töchter eines Tages für fremde Leute arbeiten mussten, sollten ihnen Ordnung und Sauberkeit in Fleisch und Blut übergegangen sein.

Zwischen den Arbeiten am Gemüse wurde ich in den Keller geschickt, wo in einer Ecke ein riesiger Kohlenhaufen lag. Bereits am ersten Tag hatte Ilse mir erklärt, dass dieser Kohlenberg im Laufe des Sommers mindestens einmal erneuert würde. Meine Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass immer genügend Kohlen in der Küche bereit standen. Mindestens fünfmal am Tag lief ich mit dem leeren Kohleneimer in den Keller, schaufelte ihn voll, um ihn dann über die steile Stiege in die Küche zu schleppen. Der Kohlenstaub fraß sich in die Hände und brannte in den Augen, aber im Keller war ich allein und konnte mich in Augenblicken der Ermüdung gegen den Türpfosten lehnen. Später versteckte ich ein paar Zeitschriften unter der Stiege. Wenn meine Füße allzu sehr schmerzten, legte ich eine Zeitschrift auf die Kellerstiege und setzte mich für ein paar Augenblicke hin, gerade so lange, dass ich sicher sein konnte, dass Frau Groß keinen Verdacht schöpfte. *Dolce far niente*, wie Vico Torriani mit seiner bis ins Mark dringenden Stimme im Radio sang. Ich schloss die Augen, holte die Melodie in meine Ohren zurück und träumte vom Meer, das ich nie gesehen hatte. Die Tür zwischen Kellerstiege und Küche war immer geschlossen, und jedes Öffnen ließ die Angeln quietschen. Man konnte sich relativ sicher vor unliebsamer Überraschung fühlen.

Außer dem Mixer, mit dessen Hilfe die Kuchenteige gerührt wurden, gab es keine Maschinen in der Küche. Der Kaffee wurde durch einfaches Filtern gewonnen. Das Kochen war Handarbeit, beste, wenn auch schweißtreibende Handarbeit. Selbst das Geschirr wurde in einer kleinen Kammer, die hinter der Küche lag, von Hand gespült, und zwar von einem eigens dafür eingestellten jungen Mädchen. Diese Arbeit ging den Küchenbereich nicht unmittelbar etwas an, obwohl wir uns natürlich gegenseitig aushalfen.

Am schönsten waren die Minuten am Vormittag, wenn Frau Groß mich



in den Garten schickte, um Schnittlauch zu holen oder Petersilie und Dillkraut. Der Garten war groß, er erstreckte sich an drei Seiten des Hauses, wobei ein Teil davon den Gastgarten bildete. Diesen wiederum begrenzte vorne eine Hecke, gerade so hoch, dass man sich geborgen fühlen konnte, ohne dass sie die Aussicht auf die Straße gänzlich verhinderte. An der Hinterseite bildete eine luftige Terrasse den Übergang zum Speisesaal. Im Garten selbst war der Boden mit Kies bestreut. Tische, geschmückt mit rot und weiß karierten Tüchern, Aschenbechern und kleinen Blumensträußchen, und die jeweils dazugehörigen Stühle waren zu einem exakten Viereck geordnet. Drei riesige uralte Kastanienbäume beschirmten alles. Ich war an früheren Sommertagen mit meinen Eltern und meinen Schwestern selbst ab und zu hier gesessen und hatte in ihrem Schatten rosa perlende Limonade geschlürft.

Hinter dem Hotel erstreckte sich der Obst- und Gemüsegarten mit streng eingeteilten Beeten, schmalen Pfaden dazwischen und Gittern, an denen Brombeeren, Fisolen und Erbsen rankten. Davor und dazwischen aber wuchsen ein Dutzend alter krummer Bäume. Nun trugen sie schon kleine Früchte, winzige dünne, längliche Birnen und grüne Apfelbällchen.

Am Freitag wurde die Küche mit den ersten jungen Gurken beliefert, und Frau Groß wollte den Salat mit frischem Dillkraut würzen. Sie schickte mich gegen Mittag nochmals in den Garten. In der Küche herrschten bereits tropische Temperaturen, und ich war heilfroh, Dampf und Lärm entfliehen zu können. Mit großem Eifer nahm ich also den Korb und die große Schere, die an einer Schnur neben der Tür hing, und lief aufatmend ins Freie. Die ersten Schritte tat ich noch in gebotener Eile, doch dann, in der seidigen blauen Luft, löste sich der Druck in meinem Hals. Ich hob die Nase dem leichten Wind entgegen und ging langsam, langsam – der Garten konnte von der Küche aus nicht eingesehen werden – durch Sonne und Schatten. Flimmerndes Laubwerk, dazwischen gleißende Helle. Die Vögel waren in der Sommerhitze verstummt, aber von der Terrasse wehte Musik herüber, Lachen, Gesprächsfetzen. Kleine Käfer kletterten die Grashalme hoch, die unter ihrem zarten Gewicht fast unmerklich schwankten. So bedächtig es ging, schnitt ich die Kräuter ab

und legte sie in den Korb. Ihr Duft, kräftig und stark, würde sich den Salaten mitteilen und den Essenden das Gefühl von Sommer geben.

Der Korb war gefüllt. Doch statt in die Küche zurückzukehren, hockte ich mich einfach hin, mitten auf das kiesbestreute Weglein. Linker Hand einige beinahe schon verblühte Jasminstauden, die immer noch süß und betörend rochen, rechter Hand die wild wuchernden Kräuter. Ein grün gestreifter Käfer, trunken von der Sonne, krabbelte an einem Ast des Holunderstrauches hoch und fiel direkt vor meiner Nase zu Boden. Die kleinen spitzen Steinchen piksten durch die Kittelschürze, aber das konnte mich nicht stören. Ich zog die Beine an, atmete den Duft, der rundum die Luft erfüllte, und wünschte aus tiefstem Herzen, ich könnte hier draußen bleiben. Vielleicht hätte Vater mir lieber eine Stelle als Gärtnerlehrling suchen sollen. Aber gab es das überhaupt? Konnten Mädchen Gärtnerinnen werden?

Mitten in diese Träume hinein hörte ich plötzlich ein sonderbares Geräusch. Es kam von der immergrünen Hecke, die den Gemüsegarten von den Blumenrabatten, die sich zur Straße hin zogen, abschirmte. Zwischen der Hecke und den Beeten mit Petersilie und Schnittlauch wuchsen dichte Holunderstauden und ein weit verzweigter Fliederstrauch, dessen Blütendolden schon lange verdorrt waren. Es klang nicht nach Weinen oder Schluchzen, es waren Laute, die an ein Stöhnen erinnerten. Vielleicht eine Katze, die von einem Auto angefahren worden war und sich in den Garten geschleppt hatte? Oder womöglich gar ein verletztes Kind, das sich nicht zu helfen wusste?

Unwillkürlich sprang ich auf und lief im Zickzack zwischen den Beeten durch auf die Stelle zu, von wo das Geräusch gekommen war. Zuerst sah ich nur einen großen weißen Fleck, der mir hinter dem Grün des Blätterwerks entgegenleuchtete. Zwei Schritte weiter wurde mir klar, dass der weiße Fleck in Wirklichkeit eine Schürze war. Eine Schürze, die über einem blau-weißen Kittel getragen wurde, und gleichzeitig erkannte ich Barbara. Meine Zimmerkollegin kniete auf der bloßen Erde und stützte sich mit der einen Hand an dem Gartenzweig ab, den die Chefin in diese Ecke des Gartens verbannt hatte, weil er im Laufe der Jahre zu alt und zu

schäbig geworden war, sodass sie seinen Anblick den Gästen nicht mehr zumuten wollte. Die andere Hand hielt Barbara gegen den Mund gepresst. Erst als ich mit zwei Sätzen direkt neben ihr stand und sie an der Schulter fasste, schaute sie auf.

„Was hast du, Barbara? Ist dir schlecht? Bist du krank? Hast du Schmerzen? Soll ich die Chefin holen?“

Barbara versuchte ein beruhigendes Lächeln. „Nein, nein. Es ist nur – ich glaube, es ist die Hitze. Oder der Kreislauf. Wenn es so heiß ist, kriege ich ab und zu Probleme mit dem Kreislauf. Könntest du mir etwas Wasser holen? Beim Brunnen steht immer ein Glas.“

Also drehte ich mich um und lief die Weglein zurück. Was war los mit Barbara? So heiß war es gar nicht, zumindest nicht im Freien. Auch in den Gästezimmern war die Temperatur sicherlich erträglich. Sobald die Sonne aufging, wurden die Fensterläden geschlossen, und die Wärme blieb draußen. Was würde Barbara machen, wenn sie in der Küche arbeiten müsste!

Was tat sie überhaupt im Garten? Sie sollte zu dieser Zeit doch im Haus sein und die Zimmer aufräumen. Wurde sie nicht vermisst von ihren Kolleginnen oder der alten Chefin? Fräulein Agnes liebte es, im ganzen Haus herumzukommandieren, die wirkliche Kontrolle aber übte die alte Chefin aus. Übrigens würde sich Frau Groß ebenfalls bereits fragen, wo ich so lange blieb. Doch einen Schluck Wasser musste ich Barbara noch bringen.

Das Glas stand auf seinem gewohnten Platz auf dem hölzernen Brunnentrog. Ich nahm mir nicht die Zeit, es lange auszuspülen, sondern ließ es nur voll laufen und rannte zurück. Inzwischen war Barbara aufgestanden und kam mir ein paar Schritte entgegen. Ihre rundlichen Wangen leuchteten vor Blässe. Nach dem ersten Schluck schien es ihr besser zu gehen.

„Danke, Hannah“, sagte sie, „danke, das tut gut.“ Dann griff sie nach meinem Arm und schaute mir ernst und beschwörend in die Augen. „Was ich dir noch sagen wollte, Hannah: du redest doch mit niemandem über diese – über mein Unwohlsein, nicht wahr?“

Ich verstand zwar nicht, warum Barbara ein Geheimnis aus ihrer

momentanen Unpässlichkeit machte, aber sie war mir sowieso in manchem ein Rätsel. Zum Beispiel gerade auch ihr bleiches Gesicht und ihre offensichtliche Schwäche bei gleichzeitig üppiger, kraftstrotzender Erscheinung. Wenn die spindeldürre Burgl unter der Last des Tablett volleres Geschirr oder Bierkrüge zusammenbräche, würde das niemanden verwundern. Im Gegenteil. Bei ihr staunte jedermann, dass sie, zerbrechlich und zart wie ein Prinzesschen, nicht plötzlich umfiel. Doch Barbara mit ihrer molligen Figur wirkte geradezu als Inbegriff von Kraft und Stärke.

„Wenn du es nicht willst, sage ich kein Sterbenswörtchen. Zu niemandem“, versprach ich.

„Danke!“ Sie lächelte mir zu.

„Aber zum Doktor solltest du auf jeden Fall gehen! Das ist doch nicht normal, dass einem schlecht wird wegen ein bisschen Hitze!“

Barbara trank das Glas aus. „Nun geht’s schon wieder besser. Alles in Ordnung! Ich muss schauen, dass ich zu meiner Arbeit komm! Bin nur schnell in den Garten gegangen, weil ich mir gedacht habe, die frische Luft wird mir gut tun. Weißt du, ich habe eine Badewanne ausgerieben – das habe ich nicht vertragen. Der dicke Schmutzrand, das Vornüberbeugen, der scharfe Geruch des Putzmittels – auf einmal ist mir schwindlig geworden.“

„Und ich muss zurück in die Küche! Bis zur Zimmerstunde! Mach’s gut!“

„Vergiss nicht, was du mir versprochen hast, Hannah! Kein Wort, zu niemandem!“, rief Barbara noch einmal.

Warum Barbara nur so ein Aufhebens machte wegen ihrem Schwächeanfall? Nun, von mir aus, ich konnte schweigen!

Im vorderen Teil des Gartens war Fräulein Agnes dabei, einige Blumen abzuschneiden. Zum Glück drehte sie mir den Rücken zu. Ich hatte keine Lust auf eine Begegnung. Jeden Vormittag ordnete Fräulein Agnes die Blumenvasen. Sie pflückte nicht nur Rosen, Jasmin oder Dahlien aus dem Garten, sondern auch alle möglichen wild wachsenden Blumen und Gräser, die in den Wiesen rundum wuchsen, und machte Feldblumensträuße daraus. Im Foyer, auf den Tischen im Speisesaal, sogar in der Schank stan-

den Gläser, in denen oft nur wenige Blütenstängel oder Ranken steckten, die am nächsten Morgen schon verwelkt waren. Ihr machte das nichts aus, jeden Morgen pflückte sie neue. Die Gäste bewunderten die Gebinde sehr, denn einige waren wirklich hübsch anzusehen, kurze Vergissmeinnicht mit ihren winzigen Blüten, saftiger Klee mit dicken runden Purpurköpfen und dazwischen einfach einige Halme blühender Gräser. Natürlich wurde Fräulein Agnes beneidet, weil sie Zeit und Muße hatte, am Vormittag Blumen zu pflücken, während wir alle herumhetzen mussten. Außer wir stahlen uns ein paar Minuten, wie ich es eben gemacht hatte. Ich hatte mir ein paar Minuten Sommer gestohlen. Ohne mich aufzuhalten, auch ohne lange zu grüßen, lief ich an ihr vorbei.

Bevor ich ins Haus trat, blieb ich noch einmal stehen und drehte mich um. Hohe graue Wolken waren aufgezogen und warfen ihre Schatten auf den lang gestreckten spitzen Turm der Pfarrkirche. Vielleicht würde es gegen Abend hin Gewitter und Regen geben. Eine Abkühlung täte gut.

Letztes Jahr um diese Zeit hatte ich Ferien gehabt. Wenn immer unsere Mutter es zuließ, hatten wir, meist alle vier Schwestern gemeinsam, das Haus verlassen. Wir waren über steile, schroffendurchzogene Waldhänge geklettert, auf Jagd nach Herrenpilzen und dottergelben Pfifferlingen, hatten Himbeeren und später, im Herbst, nach dem ersten Reif, die roten Hagebutten gesammelt. Die winzigen, kratzenden Härchen waren uns tageslang im Hals gesteckt, weil wir die Beeren roh gegessen hatten. Mutter aber hatte mit viel Mühe eine wunderbare Marmelade zubereitet. Fichtennadelsirup gegen Husten, Holundertee gegen Grippe, süße Aufstriche fürs Brot, und das alles aus Rohstoffen, die nichts kosteten – das waren Mutters Kunststücke.

In der Küche herrschte schon Hochbetrieb. Frau Groß war ungehalten. „Wo bleibst du denn? Die paar Dillstängel und Petersilbüschel sind doch rasch abgeschnitten! Beil dich wenigstens jetzt und hol einen Kübel Kohlen aus dem Keller! Und dann flott ans Gemüse. Höchste Zeit, dass die Erdäpfel auf den Herd kommen.“

Der Vormittag verging in Windeseile. Um Viertel vor zwölf setzte sich die erste Partie des Personals zum Mittagessen, um Viertel nach zwölf kam

die zweite an die Reihe. Heute war ich bei der ersten, gemeinsam mit Hedwig, Regina und Ursel, die bereits am Tisch saßen. Das Schönste beim Mittagessen war, dass man es im Sitzen einnahm. Endlich die schmerzenden Beine entlasten! Die Füße unter dem Tisch so weit als möglich von sich strecken, die Zehen in den Sandalen bewegen. Zuerst lässt das schmerzhaft Ziehen in den Waden nach, dann beruhigt sich langsam das Brennen in der Fußwölbung, und eine Art Taubheit, die nicht mehr wehtut, breitet sich aus. Wichtig war, so langsam wie möglich zu kauen, um ja nicht zu früh mit dem Essen fertig zu sein. Es gehörte zum guten Ton in dieser Küche, sofort nach dem letzten Bissen aufzustehen und sich wieder an die Arbeit zu machen, auch wenn die halbe Stunde noch nicht vorbei war. Fünf Minuten nach zwölf hatte ich bereits die letzte Gabel Erdäpfelgrösl<sup>9</sup> aufgegessen. Ich holte noch eine Portion. Solange man aß, hatte man das Recht, am Tisch zu sitzen. Niemand durfte einen vertreiben. Das Mittagessen ohne Störung einzunehmen – auch das gehörte zum guten Ton in dieser Küche.

Längst hatte auch Burgl, eine der Kellnerinnen, Platz genommen, gerade mir gegenüber. Sie war sehr hübsch anzuschauen in ihrem schwarzen, engen Rock, dem weißen Rüsenschürzchen und dem Rüschenkranz in der modischen Bubikopffrisur. Schlanke Figur, schwarze Haare, blaue Augen, weiße Spitzenbluse – nur träumen konnte ich von so viel Schönheit und Eleganz. Das Hotel Weißer Elefant legte großen Wert darauf, als gutbürgerliches Haus zu gelten. Deshalb traten die Kellnerinnen nur an den Tiroler Abenden im ländlichen Dirndlkleid auf. Auch sie fühlten sich oft müde, auch ihnen taten die Beine weh, trotzdem wurden sie von den meisten von uns Küchenmädchen ein bisschen beneidet. Sie sahen so sauber und adrett aus, ihr Haar war immer gut frisiert, ihre Hände wohl gepflegt. Wir hingegen liefen meist verschwitzt durch die Gegend, und wenn ich mich abends duschte, liefen Kohlenstaub, Schweiß und Schmutz in Strömen an mir herab. Unsere Fingernägel trugen Trauerränder vom Kartoffelschalen, und unsere Schürzen konnten längstens die ersten zwei Morgenstunden als sauber bezeichnet werden. Wir kamen uns neben den Zimmermädchen wie Aschenputtel vor.

Der Autobuschauffeur hatte Recht gehabt. Die zwei Welten, von denen er geredet hatte, zogen sich sogar direkt durch das Haus. Es war zweigeteilt. Im vorderen Teil war alles hell und sauber und freundlich. Alle waren fröhlich. Die Gäste lachten, die Blumenarrangements der jungen Chefin zierte die weiß gedeckten Tische und die polierten, schimmernden Möbel, grün leuchtete das magische Auge am Radio in der Gaststube und verband die fröhliche Welt des Hotels mit der fröhlichen Welt draußen, indem es fröhliche Musik aussandte.

Hinten waren die Küche und die Wirtschaftsräume, die raue Welt der Wirklichkeit. Gearbeitet wurde auch draußen, aber lächelnd. Die Zimmermädchen, die Kellnerinnen arbeiteten unter den Blicken der Gäste, die heitere Urlaubstage erleben wollten. Also musste das Personal Frohsinn und Leichtigkeit verströmen. Darauf bestand Fräulein Agnes genauso wie die alte Chefin, und Ermahnungen dieser Art bildeten einen ständigen Bestandteil des Alltags. Während die Zimmermädchen die Zimmer säuberten, sollten sie ein Lächeln auf den Lippen tragen. Wenn sie in den Wirtschaftsräumen die Wäsche bügelten, konnten sie, ihrer körperlichen und seelischen Verfassung entsprechend, auch grimmig dreinschauen. Ebenfalls ein Gebot ersten Ranges war es, Küche sowie Küchenpersonal vor den Gästen verborgen zu halten. Einen appetitlichen Eindruck, wie ihn die fertig angerichteten, duftenden Speisen auf den blitzblanken weißen Porzellantellern erweckten, konnte eine Küche nun wirklich nicht bieten. Also musste die Küche samt Personal versteckt bleiben.

„Habt ihr gehört, die Zigeuner sind wieder im Land“, sagte Hedwig. „Auf der Wiese hinter dem Dorf haben sie sich niedergelassen.“

„Zigeuner?“, fragte Regina. „Ich habe geglaubt, die sind alle ausgerottet worden von den Nazis.“

Hedwig zuckte die Schultern. „Vielleicht sind es auch keine Zigeuner. Auf jeden Fall fahrendes Volk. Karrner<sup>10</sup> vielleicht.“

„Unsinn!“ Ferdinand ließ sich auf seinen Stuhl fallen. „Das sind doch Zirkusleute. Das sieht man auf den ersten Blick.“

Ferdinand war der Gärtner. Er arbeitete länger im Haus als alle anderen.

Ilse hatte mir erzählt, dass er schon als Vierzehnjähriger vom alten, nun schon lange verstorbenen, Chef angelernt worden war. Nur die Jahre, in denen er als Soldat eingezogen gewesen war, hatte er nicht hier gelebt. Aber gleich am Tag nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft hatte er den Garten wieder übernommen.

„Hast du sie denn gesehen?“, erkundigte sich Hedwig.

„Ja, natürlich. Als ich heute früh die Milch vom Berlacherhof geholt habe, bin ich ganz nahe an ihrem Lager vorbeigekommen. Da stand das große Zirkuszelt schon, und sie waren eben dabei, ein Gerüst aufzustellen.“ Er häufte einen Berg Erdäpfelgröstl auf seinen Teller. „Schon wieder kein richtiges Gröstl! Immer diese Braunschweiger Wurst! Ist euch ein wenig Suppenfleisch wirklich zu schade für uns?“, wandte er sich direkt an Regina.

„Da musst du schon die Kathi fragen. Sie ist zuständig für unser Essen. Ich spüle nur das Geschirr, und das weißt du auch“, sagte Regina und schüttelte ihren Lockenkopf. Als Abwäscherin brauchte sie kein Tuch über der Haarpracht zu tragen.

„Die Kathi kocht, aber was das Personal isst, das entscheiden die Chefs“, mischte sich Hedwig ein.

Burgl war das Vergnügen wichtiger als die Qualität des Essens. „Bereits heute soll es eine Vorstellung geben. Heute Abend. Schade, dass wir arbeiten müssen.“, sagte sie mit vollen Backen. „Es gibt zwei Vorstellungen, eine am Nachmittag und eine am Abend. Das haben mir Gäste heute beim Frühstück erzählt. Sie werden sich eine ansehen, gemeinsam mit ihren Kindern. Die drei Buben freuen sich so darauf, dass sie es kaum mehr erwarten können.“

„Na ja, alle freuen sich nicht. Eine Frau, die mit ihrer Familie im zweiten Stock untergebracht ist, hat mir aufgetragen, nur ja immer die Fenster zu schließen. Sie fürchtet, dass diese Leute es darauf abgesehen haben, sie zu bestehlen.“ mischte sich Hedwig ein. Hedwig trug ein blau-weiß gestreiftes Kleid und darüber eine gestärkte, blendend weiße Schürze. Es war die gleiche Uniform wie Barbara sie hatte.

Ursel nickte bedeutungsvoll. „Kann ich gut verstehen! Zigeuner und Karrner stehlen gerne.“



Dieser Gedankengang kam mir vertraut vor. Und nun konnte auch ich einmal etwas zum Gespräch beitragen. Meine Mutter hatte alle Hennen in den Stall getrieben, wenn irgendwo im Umkreis des Dorfes Zigeuner gesehen worden waren. Selbst uns Kinder hatte sie zu Hause behalten. Sie hatte erzählt, dass im Nachbardorf einmal ein Kind verschwunden sei, genau am selben Tag, als die Zigeuner durchgezogen waren. Dieses Kind sei nie mehr gesehen worden. Nie mehr. Beim Erzählen überlief es mich immer noch ganz kalt. Aber Frau Groß, die sich mit einem Glas Zitronenlimonade am Tisch niederließ, runzelte unwillig die Stirn.

„Was du für Unsinn daherplapperst!“, sagte sie.

Ich zuckte störrisch die Schultern. „Nicht nur meine Mutter hat Angst vor den Zigeunern gehabt. Auch die Nachbarn haben Vieh und Kinder in Sicherheit gebracht.“

„Etwas wird sicher dran sein,“ meinte Ursel. Sie arbeitete seit Jahren jeden Sommer im Haus und zählte mit zum Stammpersonal.

Aber Frau Groß ließ sich nicht beirren. „Ausgewachsener Unsinn sind diese Redereien. Kinder haben diese Leute selber mehr als genug.“

„Die geraubten, fremden Kinder verkaufen sie eben“, meinte Ursel.

„Nichts als Klatsch und Tratsch und Verleumdungen!“, rief Ferdinand. „Kinderentführungen! Das kommt mir gerade so vor wie die Geschichte mit dem Anderl von Rinn<sup>11</sup>, die man den Juden angehängt hat und die jedes Jahr von den Zeitungen wieder groß herausgebracht wird.“

Frau Groß nickte zustimmend. „Nichts als böswillige Verunglimpfung von Leuten, die sicher nicht schlechter sind als der Durchschnitt der Bevölkerung. Vielleicht ist sogar das Gegenteil der Fall. Gerade diese Leute müssen darauf achten, dass niemand aus ihrer Gruppe sich etwas zuschulden kommen lässt.“

„Klar! Sie sind ja darauf angewiesen, dass ihnen der Bürgermeister die Bewilligung erteilt, damit sie ihre Vorstellung überhaupt abhalten können. Sie müssen auf ihren Ruf achten. Aber vielen Leuten macht es Angst, wenn sie mit Menschen zu tun haben, die anders sind als sie selbst“, stimmte Ferdinand zu.

Frau Groß nickte. „Ja, ja, sogar ich habe das gespürt, als ich mit meinem

Mann hier ins Tal hereingekommen bin. Dabei bin ich eine Österreicherin. Nur eben keine Tirolerin, sondern eine Oberösterreicherin.”

„Na ja, mit dem Anderssein ist das halt so eine Sache. Die Gäste sind auch anders, aber so, dass die meisten Einheimischen das Gefühl kriegen: so anders möchte ich auch sein. Während ihnen das Anderssein der Zigeuner eher Angst macht. Das wird vielleicht schon auch noch mit den Nazis zusammenhängen. Obwohl, eigentlich waren die Zigeuner schon lange vor den Nazis schlecht angesehen und verachtet.”

„Das stimmt!”, bekräftigte Frau Groß. „Die Juden hat man gehasst, die Zigeuner verachtet, und zwar lange vor achtunddreißig. Und mit den Russen passiert das Gleiche. Da geht die Hetze praktisch ununterbrochen weiter!”

Regina warf mir einen viel sagenden Blick zu. Ich begriff. Auch mir war bereits öfters aufgefallen, wie gut Frau Groß und der alte Gärtner sich verstanden. Hier hatten sich wohl zwei gleich Gesinnte gefunden.

„Die Russen haben sich aber auch aufgeführt wie die Wilden!”, rief Hedwig aus. „Vergewaltigungen, Entführungen, alles Mögliche ist geschehen!”

Ferdinand hob den Kopf und sagte leise: „Man muss nicht alles glauben, was so erzählt wird. Und außerdem: Jeder Krieg verroht die Menschen. Aber ein Verbrechen bleibt ein Verbrechen. Da hast du schon Recht. Allerdings darf man nicht vergessen, wie die Nazis in der Sowjetunion gewütet haben. Ich hab es gesehen. Ich kann es nicht vergessen.” Er legte seine Gabel hin und stand auf.

Keiner wusste, was er darauf sagen sollte, bis Frau Groß uns aufscheuchte: „So, meine Herrschaften! Aufgestanden! Die Teller sind leer. Gleich werden die ersten Bestellungen hereinkommen. Und die zweite Küchenpartie will schließlich auch ihr Mittagessen.”

Regina stieß einen kleinen Seufzer aus. „Es ist echt gemein, dass die Zeit so ungleich vergeht. Die halbe Stunde, während wir essen, ist immer derart schnell vorbei!”

Auch mir kam es vor, als ob wir uns eben erst hingesetzt hätten. Solange ich saß, konnte ich mir auch nicht vorstellen, wie ich das Stehen und

Laufen überhaupt ertragen würde. Einen Trost bedeutete es immerhin, dass die Spanne zwischen dem Ende des Mittagessens und dem Beginn der Zimmerstunde verhältnismäßig kurz war. Sie betrug zirka zwei bis längstens zweieinhalb Stunden. In dieser Zeit hieß es allerdings schnell und mit voller Kraft arbeiten.

Zu den Pensionsgästen, die nur zwischen drei vorgegebenen Menüs wählen konnten, gab es die arbeitsintensiven Bestellungen *à la carte*. Auch wenn sich vieles vorbereiten ließ, so waren doch oft auch Speisen dabei, die ganz frisch zubereitet werden mussten, und die Befehle prasselten wie ein Trommelfeuer auf einen herab: „Schnell, einen grünen Salat zu der gebackenen Leber, die gleich gar ist, das ist eilig, sonst wird die Leber hart, Leber ist ja so empfindlich! Dann richte eine Portion Karfiol<sup>12</sup> an, flott, flott, mach weiter, und wo bleibt der Dill für den Gurkensalat? Der Gast hat extra angegeben, dass er keinen Knoblauch will, dafür aber gehackten Dill. Und der Paradiesersalat<sup>13</sup> ist auch noch nicht angerichtet, inzwischen wird mir ja der Kalbsbraten kalt, o Gott, wieso geht denn heute überhaupt nichts weiter?“

Ich wusste oft nicht, wo mir der Kopf stand. Meine einzige Sehnsucht galt der stillen Kammer unterm Dach, und mein einziger Wunsch war, die Zeit, die mich von der Zimmerstunde trennte, halbwegs und ohne größere Katastrophe zu überstehen.

Ötz, 17. Juli 1953

Lieber Onkel Paul,

*denk dir, die fahrenden Leute sind wieder im Dorf. Mutter sagt, sie trügen eigentlich Schuld daran, dass du nach Amerika gegangen bist. Als ich ein Kind war, hat sie mir die Geschichte oft erzählt, und jedes Mal habe ich fasziniert zugehört.*

*An einem Herbstnachmittag, als du von der Schule nach Hause gingst, bist du einigen Wagen der fahrenden Leute begegnet. Waren es Zigeuner? Oder einfach Zirkusleute? Das wusste sie nicht mehr zu sagen. Die Wagen waren mit schweren Planen überspannt und wurden von kleinen, schwarzmähnigen Pferden gezogen. Du liefst hinter ihnen her, bis sie, etwas außerhalb vom Dorf, Halt machten. Dunkelhäutige Männer und Frauen in bunten, langen Röcken, unter denen bloße Füße herausschauten, sprangen aus den Wagen. Die Pferde wurden ausgespannt und im Schatten der Birkenbäume angebunden. Die Kinder halfen den Erwachsenen, Pflöcke in den Boden zu schlagen und ein großes Zelt aufzustellen. Ein Mädchen war dabei, dreizehn oder vielleicht schon vierzehn Jahre alt, das sich sonderbarerweise an dich hielt. Sie zeigte dir ein paar Tricks mit Spielkarten, die du später in unserer Gaststube gut gebrauchen konntest. Du schlichst herum, mit schlechtem Gewissen, denn du wusstest, dass deine Mutter zu Hause wartete und dich sicher für deine Unpünktlichkeit bestrafen würde.*

*Von jenem Tag an seist du oft wie verhext gewesen, wie in Träumen von einer Welt jenseits unseres engen Horizonts, einer Welt der Illusionen und der Weite. Einer Welt, wie du sie dir schließlich erschaffen hast, indem du deine Heimat verließest, um Würsthäute zu verkaufen im fernen und reichen Amerika. Sicherlich, deine jetzige Arbeit hat wenig mit Romantik zu tun. Romantisch aber scheint uns allen, die wir hier weiter in unserem Dorf leben, dein Aufbruch, deine Reise über den Ozean, deine Ehe mit einer amerikanischen Frau.*

*Dieses Fremde, Exotische nährt in manchen Dorfleuten die Hoffnung, die Zigeuner könnten sich nützlich erweisen. Sie bedeuteten eine Attraktion für unsere Gäste, Zerstreung, Unterhaltung. Etwas Abwechslung würde sich po-*

sitiv auswirken, und wenn man die Zigeuner ordentlich im Zaume hielte, könnten sie durchaus nützlich sein für den Tourismus. Ihr Bleiben sei ja nur für ein paar Tage.

Wer sich in unserem Dorf schließlich durchsetzen wird, ob die Zigeuner geduldet werden oder ob ihnen die Bewilligung zum Verweilen nicht erteilt wird, das muss sich noch heute entscheiden. Ich neige zu der Auffassung, dass sie bleiben sollen. In der Zeit, da wir Deutschland einverleibt waren, war alles, was auch nur einen Hauch von Exotik an sich hatte, verpönt, sodass die Leute nach dem Krieg ausgehungert waren nach Neuem. Dieser Hunger ist noch nicht gestillt. Deshalb denke ich, sollten die Zigeuner bleiben, Musik machen, ihre Kunststücke vorführen, kurzum, ein wenig Bewegung in den dörflichen Urlaubsalltag unserer Gäste bringen. So ist allen geholfen. Die Zigeuner verdienen sich für ein paar Tage den Lebensunterhalt, und unsere Gäste und wir selbst genießen die Abwechslung.

Du fragtest mich in deinem letzten Brief, wie es mit meiner Verlobung steht. Nun, lieber Onkel Paul, das ist eine schwierige Sache. Wir Frauen hier in Europa sind nicht so glücklich, wie es eure Frauen in Amerika sind. Irgendwann im Frühling hat eine amerikanische Universitätsprofessorin in Innsbruck einen Vortrag gehalten zum Thema: Die europäische Frau aus der Sicht einer Amerikanerin. Anschließend durften die Zuhörer Fragen stellen. Den Vortrag habe ich nicht gehört, doch die Zeitung brachte einen ausführlichen Bericht, und da die Diskussion anscheinend recht intensiv war, erfuhr man eine ganze Menge Neues. Die amerikanische Hausfrau kommandiert über viele elektrische Haushaltsgeräte, die unsereiner nicht einmal vom Namen kennt. Die Gesellschaft hilft ihr bei der Kinderbetreuung, indem die Kinder das Mittagessen im Kindergarten oder in der Schule einnehmen. Sie verbringt ihre Nachmittage auf dem Tennisplatz, fährt Auto und ist sehr selbständig. Und die amerikanischen Männer liegen ihren Frauen zu Füßen.

Bei uns ist alles ganz anders.

Das fängt bei der Gesetzgebung an und hört bei den primitiven Haushaltsgeräten noch lange nicht auf. Und noch etwas: Auch wenn viele Frauen durch Bomben oder andere Kriegseinwirkungen zu Tode gekommen sind, gibt es doch einen gewaltigen Frauenüberschuss. Sicherlich sind auch junge amerikanische

*Männer als Soldaten gefallen. Aber es waren, im Verhältnis zu unserem Land, doch nicht so viele. Hier sind Männer Mangelware geworden. Hunderttausende sind auf dem Feld der Ehre geblieben, wie das bei uns offiziell geheißen hat.*

*Doch wir können durchaus Hoffnung schöpfen, zumindest was die Modernisierung des Haushaltes und des täglichen Lebens betrifft. Über kurz oder lang werden Kraft sparende Geräte auch in den privaten Haushalten Einzug halten. Von Jahr zu Jahr wird alles besser.*

*Du schreibst, mein Foto gefällt dir, ich hätte ein schön geschnittenes Gesicht, große Augen und volles Haar. Und die neuen, modischen Kleider, die du mir liebenswürdigerweise geschickt hast, stünden mir gut. Das mag alles stimmen, und das Hotel, dessen einzige Erbin ich bin, weil mein armer, verwirrter Bruder die Kriegsjahre nicht überlebt hat, ist auch nicht zu verachten. Also, an Verehrern fehlt es mir trotz Männermangels nicht.*

*Aber ich habe noch keinen gefunden, der mir wirklich gefallen hätte. Und einen Mann zu heiraten, einfach nur, um einen Ehering an der rechten Hand zu tragen, das ist nicht meine Sache. Darin stimmst du mir sicher zu. Auch wenn ich heuer meinen dreißigsten Geburtstag feierte. Lieber nicht heiraten als sich ins Unglück stürzen. Zu viel hängt in der Ehe vom Mann ab. Nicht nur, dass ich seinen Namen annehmen müsste. Unsere Gesetze sind nicht so wie eure in Amerika oder vielleicht anderswo auf der Welt. Wenn ich hier in Österreich einen Mann heirate, könnte er mir, falls er das wollte, zum Beispiel rechtens verbieten, berufstätig zu sein. Gesetze dieser Art wirst du dir, schon seit langem verwurzelt in der Neuen Welt, vermutlich gar nicht vorstellen können. Und doch ist es so.*

*Ich gebe dir ein Beispiel: Die Lehrerin in unserer Dorfschule wurde gekündigt, weil sie heiratete, und der alte Lehrer, der sich inzwischen entnazifiziert hatte, wurde statt ihr wieder eingesetzt. Es wird viel geschrieben und geredet über die neue Zeit, aber in den Gesetzen spielt sie noch keine große Rolle. Da sind die Frauen den Männern untergeordnet, und erst recht die verheirateten Frauen ihren Ehemännern. Also tu ich doch gut daran, mir den Mann sehr genau anzusehen, den ich heiraten möchte. So eine Verbindung gilt ja nicht für einige Wochen oder Monate, sondern fürs ganze Leben. Wenn erst die Gesetze*

*im Sinne der Gleichberechtigung geändert sind, dann stellt sich diese Frage anders. Aber bis dahin?*

*Ich kann dich jedenfalls beruhigen, ich bin nicht einsam. Auch die Frauen im alten Europa, selbst in unserem abgelegenen und rückständigen Tal, finden Mittel und Wege, der Einsamkeit zu entkommen. Dazu braucht es keinen Eheering, wenn dieser einem nur Nachteile beschert. Es wird allerdings schwerer, das sehe ich ganz deutlich. Die ersten zwei, drei Jahre nach dem Krieg, da war es die Regel, dass Frauen sich und ihre Kinder alleine durchbrachten. Viele Frauen lebten ohne Mann, da dachte sich niemand etwas Negatives dabei. Das ändert sich langsam. Jetzt heißt es schon einmal über eine Alleinstehende: „Die hat keinen bekommen, was ist los mit der?“ Oder: „Die fühlt sich als etwas Besonderes, der ist keiner gut genug.“ Ohne Mann bist du plötzlich weniger wert.*

*Die Mama bekommt seit neuestem einen so sonderbaren Glanz in den Augen, wenn ein einzelner Mann bei uns im Hotel auftaucht, ein Zimmer verlangt und im Anmeldeformular seinen Familienstand in der Spalte „ledig“ ankreuzt. Ein Ereignis, das freilich nicht allzu oft vorkommt. Sobald er außer Hörweite ist, fängt sie an, mir seine Vorzüge, die sich allerdings auf rein äußere Merkmale (drei Minuten, um eine umfassende Persönlichkeitseinschätzung abgeben zu können, sind selbst für Mama zu kurz) beziehen, mit eindringlichen Worten zu schildern. Vielleicht geht es ihr auch weniger um einen Mann für mich als um Enkelkinder für sich, also Erben für den Betrieb, über ihr und mein Leben hinaus.*

*Lieber Onkel Paul, ich wünsche dir weiterhin alles Gute und freue mich schon auf den nächsten Brief aus deiner Feder.*

*Deine Agnes*

Seit dem Tag, als ich in das Postauto gestiegen war, um talaus zu fahren und im Weißen Elefanten ein Dasein als Kochlehrling zu beginnen, hatte ich meine Familie nicht mehr gesehen. Während der Zimmerstunden die Eltern zu besuchen, dazu reichte die Zeit nicht. Und freien Tag gab es, wie Ilse prophezeit hatte, tatsächlich keinen, auch nicht für Lehrlinge. Aber am dritten Sonntagnachmittag klopfte es plötzlich an unsere Zimmertür. Alle drei hatten wir Kleider und Schürzen ausgezogen und lagen dösend auf unseren Betten. Das kleine Giebelfenster und das Dachfensterchen standen offen, um ein wenig Durchzug zu erzeugen. Direkt unter dem Dach staute sich an den heißen Sommertagen eine dunstige Hitze, erträglicher zwar als das Raumklima der Küche, aber immer noch schwül. Wir schauten uns erschrocken an. Es war eben drei vorbei, unsere Zimmerstunde sollte noch bis halb fünf dauern. War womöglich ein unangemeldeter Reisebus voller hungriger Gäste gekommen? Inzwischen kannten wir die Bräuche des Hauses gut genug, um zu wissen, dass die Chefinnen nichts anderes kümmerte als das Wohl der Gäste und, was auf dasselbe hinauslief, das Geschäft, das sie mit ihnen machten.

Während Barbara den Kopf einfach zur Wand drehte, raffte Ilse sich auf und schwang sich vom Bett. Sie schlüpfte in den Kittel und lief zur Tür, um sie eine Handbreit zu öffnen. Aber es war nicht ein Bote aus der Küche, der uns zur Arbeit rufen wollte. Es war meine Mutter, die nun hereinkam und sich neugierig umsah. Barbara hatte sich das Leintuch über den Kopf gezogen und rührte sich nicht. Ilse stand noch immer an der Tür. Ich sprang vom Bett auf.

„Also, hier schläfst du, Hannah“, sagte Mutter. „Ein bisschen eng habt ihr es ja schon, aber sonst ist die Kammer recht ordentlich. Vater und deine Schwestern warten unten im Gastgarten. Wir haben uns gedacht, du freust dich, wenn wir dich einmal besuchen. Fräulein Agnes hat gesagt, deine Freistunde dauert noch bis halb fünf.“

Mutter hatte ihr Haar frisch gewaschen. Der Knoten, zu dem sie es am Hinterkopf aufgesteckt hatte, glänzte und schimmerte im schönsten Braun. Sie trug ihr Sonntagnachmittagskleid und ihre besten Schuhe. Ich kannte die Frisur, das Kleid, die Schuhe, und es war erst drei Wochen her,



dass ich Mutter das letzte Mal gesehen hatte – trotzdem kam sie mir verändert vor, fremd. Mehr fremd als verändert. Vielleicht lag es an der Umgebung. Ich habe meine Mutter sonst meist zu Hause gesehen oder in unserem kleinen Gemüsegarten oder in der Kirche oder im Dorf. Aber hier, in dieser Kammer, im schmalen Gang zwischen unseren Betten, wirkte sie fremd auf mich, während das Zimmer samt Einrichtung und Ilse und Barbara mir ganz vertraut war.

„Was ist los, Hannah? Freust du dich nicht, mich zu sehen?“

Doch, ich freute mich schon. Aber andererseits hatte ich mich schon auf das Liegen im Bett gefreut. Meine Beine waren, vom Vormittag, noch immer schwer wie Blei und schmerzten. Sie hatten sich ja auch auf die Ruhepause eingestellt gehabt. Gut, ich musste nun zwar aus der Liegestellung heraus, brauchte jedoch nicht zu stehen. Ich konnte sitzen, am Tisch im Gastgarten, und die Füße weit ausstrecken. Außerdem war es dort sicher luftiger als hier.

Ich griff nach dem Arbeitskittel, aber Mutter schüttelte den Kopf. „Im Küchengewand kannst du nicht mitkommen. Wie schaut denn das aus! Das duldet die Chefin sicher nicht, dass das Personal sich so ungeniert und offen unter die Gäste mischt. Aber wenn du privat angezogen bist ...“

Also nahm ich die geblümete Bluse und den blauen Faltenrock aus dem Kasten. Ich hatte sie getragen, als ich dieses Haus das erste Mal betreten hatte, und seither nicht mehr. Es hatte einfach keine Gelegenheit dafür gegeben. Als ich die Bluse zuknöpfen wollte, merkte ich, dass sie spannte. Ein Glück, dass wenigstens der Rock einen Gummizug hatte. Mutter musterte mich. „Du hast ja zugenommen! Also muss es dir gut gehen, oder?“

„Im Weißen Elefanten nehmen fast alle zu!“, sagte Ilse und kicherte. Mutter warf ihr einen kritischen Blick zu. „Wie meinst du das?“, fragte sie misstrauisch.

„Och, nur so“, sagte Ilse, indem sie sich wieder aufs Bett legte.

„Wie geht es dir denn so mit deinen Zimmerkolleginnen?“, fragte Mutter mich beim Hinuntergehen. „Mir kommen sie beide sonderbar vor. Die eine hat nicht einmal gegrüßt, als ich ins Zimmer gekommen bin.“

„Barbara schläft immer während der ganzen Zimmerstunde“, sagte ich.

„Da hört und sieht sie niemanden.“

„Und die andere macht dumme Bemerkungen“, fuhr Mutter fort.

„Das ist die Ilse“, sagte ich. „Aber sie sind eigentlich beide recht nett. Wir kommen gut miteinander aus.“

Im Gastgarten herrschte geschäftiges Treiben. Mutter ging voran, an Tischen vorbei, an denen dicht gedrängt die Gäste saßen. Sie steuerte die Ecke zwischen dem Kastanienbaum und der Terrasse an. „Wir haben uns gerade noch einen ordentlichen Platz sichern können.“, sagte sie. „Knapp bevor die Feuerwehrleute kamen.“

Burgl, mit einem Tablett voller Bierkrüge, umsummt von Bienen, überholte uns. Die Lautsprecher, einer an der Hauswand, der andere unter der Balkonbrüstung angebracht, übertrugen die Musik des Plattenspielers aus der Schank in den Garten, Blasmusik. Die Familie hielt einen ganzen Tisch besetzt. Vater stand auf, als er uns sah. Er fasste mich unterm Kinn und hob mein Gesicht, um mir besser in die Augen zu sehen. „Na, Hannah, wie geht's?“

Meine Schwestern saßen vor ihrer rosa Limonade und starrten mich an. Bevor ich antworten konnte, sagte Mutter: „Es wird ihr nicht schlecht gehen, so wie sie aussieht. Sie ist dicker geworden.“

„Nun, zum Essen bekommt ihr also genug“, stellte Vater fest. Es klang befriedigt.

Da saß also meine Familie. Mutter, Vater, Gerda, Gerlinde, Edeltraud. Im Augenblick empfand ich überhaupt nichts für sie. Wie Fremde saßen sie da. Plötzlich kam ich mir so einsam vor wie nie zuvor. Einsamer als in den drei Wochen, die ich hier ohne sie verbracht hatte. Warum? Ich verstand es nicht. Die Umgebung konnte es diesmal nicht sein, denn hier waren wir schon früher alle zusammen gesessen.

„Wie sieht's mit der Arbeit aus? Müsst ihr viel arbeiten?“, fragte Gerda.

„Ist es schwer, kochen zu lernen?“, erkundigte sich Edeltraud.

„Kannst du schon Wiener Schnitzel machen?“, wollte Gerlinde wissen.

„Warum hast du eigentlich die Zöpfe aufgesteckt? Da sieht man gar nicht, wie lang sie sind! Also, wenn ich nächstes Jahr in den Weißen Elefanten eintrete, werde ich mir meine Zöpfe –“

„Nun schnattert doch nicht alle gleichzeitig auf Hannah ein!“, unterbrach Vater meine Schwestern. „Setz dich zuerst einmal nieder Hannah, und sag, was du trinken magst.“

„Coca-Cola“, antwortete ich prompt. Ich hatte noch nie Coca-Cola getrunken. Ilse hatte mir erzählt, wie gut dieses braune Getränk schmecke, wie erfrischt man sich nachher fühle und wie modern. In der Zeit des Stempelns, während der ein Küchenmädchen endlich auch ein normales Leben führt und samstagsabends zum Tanz geht, ziehe sie, dieser Wirkung wegen, Coca-Cola jedem anderen Getränk, jedem Kracherl und auch jedweder Art von Alkohol, bei weitem vor.

„Coca-Cola!“, rief Mutter. „Aber das ist doch so ungesund!“

Burgl, für unseren Tisch zuständig, war inzwischen herangekommen und wartete auf die Bestellung. „Bei uns wird oft Cola getrunken, nicht nur von den Fremden. Es schadet sicher nicht“, sagte sie.

Mutter zuckte die Schultern. „Im Radio haben sie gesagt, dass es ungesund ist.“

„Man darf nicht alles glauben, was sie im Radio sagen“, erklärte Vater und bestellte eine Flasche Coca-Cola für mich, noch ein großes Bier für sich und ein kleines für Mutter. Langsam löste sich der Druck in meinem Hals auf, ich konnte wieder freier atmen. Auch Vater und meine Schwestern trugen ihre Sonntagskleider und hatten sich fein herausgeputzt. Vater war frisch rasiert, meine Schwestern trugen die Zöpfe kerzengerade geflochten, die Enden mit bunten Spangen, den Sonntagspangen, zusammengebunden. Bis vor drei Wochen hatte ich die Haare auf die gleiche Art getragen.

„Nun erzähl uns einmal, wie es dir gefällt im Weißen Elefanten“, sagte Vater.

Wie es mir gefällt? Es gefällt mir überhaupt nicht. Es ist schrecklich. So ein Leben ist schrecklich. Nichts als Arbeit und Müdigkeit und schmerzende Beine, und man wird verachtet und ist der letzte Dreck als Küchenmädchen, und ich werde gar nicht als Lehrling geführt, und niemand lehrt mich das Kochen. Ich muss immer nur Gemüse putzen, Erdäpfel schneiden und Salat waschen, muss Kübel voll Kohlen vom Keller heraufschlepen

pen, den Küchenboden aufwaschen, und die schönsten Augenblicke sind jene, in denen ich Schnittlauch oder Petersilie aus dem Garten holen kann. Da spüre ich wie früher, als ich noch daheim wohnte, was es eigentlich bedeuten kann, zu leben.

Aber als sie mich so erwartungsvoll anschauten, Mutter, Vater und meine Schwestern, schossen mir mitsamt dem Jammer auch jene Ermahnungen durch den Kopf, die sie mir immer gepredigt hatten, nämlich brav sein, folgsam sein, fleißig sein, arbeitsam sein, bescheiden sein, der eigenen Familie keine Schande machen, und ich sagte nur: „Wir müssen viel und lange arbeiten, von halb sieben in der Früh bis halb zehn abends mit drei Stunden Mittagspause, und die ganze Saison kriegen wir keinen einzigen Tag frei.“

Vater kratzte sich den Kopf. „Ja, ja, die Saison ist schon sehr streng. Das hört man von allen Seiten. Und das hat Fräulein Agnes auch gleich gesagt, als sie mir die Stelle für dich gegeben hat. Aber im Herbst wird's sicher besser. Und im Winter ist auch nicht so viel los. Es ist halt der Sommer.“

„Ja, Vater hat Recht. Es ist der Sommer. Ab September wird's sicher leichter. Bereits in der dritten Augustwoche werden die Gäste weniger“, meinte Mutter. „Jeder behauptet das.“

„Jetzt musst du halt durchhalten“, sagte Vater.

„Arbeiten hat noch nie jemandem geschadet“, sagte Mutter.

„Ein bisschen jung ist sie halt noch“, sagte Vater.

„Ach Gott, was habe ich in der Schweiz arbeiten müssen. Da war ich auch erst fünfzehn Jahre alt. Es war hart, aber wenn ich zurückschau, es hat mir nicht geschadet, dass ich beizeiten arbeiten gelernt habe. Das kommt mir bis heute zugute. Keine Arbeit scheuen, früh aus den Federn und fleißig sein, bis zum Abend.“

Vater nickte. „Ja, Katharina, du bist überhaupt eine Tüchtige, Flinke!“ Seine Stimme klang beinahe zärtlich. „Und Lehrjahre sind nun einmal keine Herrenjahre. Mich hat mein Lehrherr auch nach Strich und Faden ausgenützt. Ich habe gearbeitet von der Früh bis in die Nacht, und meine armen Eltern haben noch Lehrgeld zahlen müssen.“

„Wenigstens mit dieser Ungerechtigkeit ist aufgeräumt worden!“, sagte

Mutter. „Dass die Lehrlinge arbeiten, und die Eltern müssen auch noch dafür bezahlen.“

„Deshalb mach ich gar keine Lehre. Da verdiene ich gleich richtig, und mehr als arbeiten kann ich da auch nicht“, erklärte Gerda.

„Hast du schon Lohn bekommen?“, fragte Mutter.

Nein, Lohn hatte ich noch keinen gekriegt. Wie mir die Kolleginnen erzählt hatten, war das, besonders für die weiblichen Angestellten, eine eher geheimnisumwitterte Sache. Einmal im Monat wird man zur alten Chefin ins Büro gerufen. Nie zum Ersten des Monats, immer später, das kann sich bis zum Dreizehnten, Vierzehnten hinziehen. In einem Kuvert, das den Vornamen der Betreffenden trägt, wird einem der Betrag überreicht. Auf einer Liste unterschreibt man, und erst draußen vor der Tür öffnet man das Kuvert und begutachtet den Inhalt. Es ist nie weniger als ausbedungen, manches Mal etwas mehr. Eine Prämie sozusagen, von der man nicht weiß, wie sie zustande gekommen ist. Aber man ist natürlich froh und dankbar über den Zuschlag. Ich versuchte, meiner Familie dies alles zu erklären.

„Du hast mit dem Fräulein Agnes ausgemacht, dass Hannah nur die normale Lehrlingsentschädigung kriegt, nicht wahr?“, wandte sich Mutter an Vater.

Er zuckte die Schultern. „Ja, ja. Über die Arbeitszeit selbst haben wir nicht geredet.“

„Und wie viel macht das aus, das Lehrlingsentgelt?“, fragte ich.

„Im ersten Jahr sind es 105 Schilling. Du hast ja Kost und Logis frei.“

„Aber Hannah arbeitet ja viel länger als ein normaler Lehrling zu arbeiten hat“, sagte Mutter bestimmt. „Sie muss unbedingt mehr bezahlt bekommen.“

„Darüber haben wir nicht so genau geredet“, sagte Vater ein bisschen kleinlaut.

„Nun, wenn wir uns das nächste Mal sehen, hast du deinen ersten Lohn sicher schon bekommen. Dann werden wir sehen. Wenn wir nicht zufrieden sind, gehst du, Vater, sofort zu Fräulein Agnes und verlangst mehr. Das wäre noch schöner! Gleich viel arbeiten wie die anderen Küchenmädchen, und dann nur die ganz normale Lehrlingsentschädigung be-

kommen!" Mutters Stimme klang sehr energisch. Vater nickte begütigend. „Nun, warten wir einmal ab.“

„Man muss auch die enorme Teuerung berücksichtigen. Alles wird teurer bei uns. Für hundert Schilling kann man sich gerade ein Sommerkleid kaufen“, meinte Gerlinde.

„Erst gestern habe ich wieder ein Stellenangebot in der Zeitung gelesen“, erklärte Mutter. „Eine Familie in Bern sucht eine Haustochter und zahlt ihr 140 Schweizer Franken pro Monat. Dagegen kann sich der Weiße Elefant verstecken!“

„Und als Haustochter muss man sicher nicht so viel arbeiten“, meinte Gerda. „Vielleicht gehe ich doch lieber in die Schweiz!“

„Nein, ins Ausland, das lasse ich nicht zu. Da musst du erst älter werden“, widersprach Mutter sofort. Dann wandte sie sich wieder mir zu. „Auf jeden Fall hast du zugenommen. Das ist ein gutes Zeichen. Wenn du wirklich zu viel arbeiten müsstest, würdest du nicht so gut ausschauen.“

„Die Zeit während des Essens ist die einzige Zeit in der Küche, in der man sitzen darf. Und weil mir die Füße immer so wehtun, schöpfe ich mir oft noch etwas heraus, auch wenn ich gar keinen Hunger mehr habe. Und dann, ich hoffe auch, dass ich durchs Essen mehr Kraft bekomme und die Arbeit leichter schaffe.“

Mutter schüttelte den Kopf. Ich merkte genau, sie hielt das für ziemlich dumm und verachtete mich ein bisschen dafür. Sie selbst achtete auf ihre Figur, denn das war, nach den Hungerjahren knapp nach dem Krieg und den Fressjahren etwas später, nun wieder in Mode gekommen. Sie war sehr stolz, dass ihr das Trachtenkleid, das sie sich zur Hochzeit hatte nähen lassen, noch immer passte. Und das, obwohl sie fünf Kinder geboren hatte.

„Ordentlich essen ist richtig, aber zu viel essen ist schlecht!“, wies sie mich zurecht. Sie betrachtete mich sinnend und fragte dann: „Hannah, nun erzähl einmal, was macht ihr denn so am Abend? Dürft ihr da ausgehen?“

Gerda machte neugierige Augen: „Seit zwei oder drei Wochen gibt es ja diese neue Bar in Ötz. Warst du schon dort?“

Also erzählte ich, dass diesbezüglich niemand ein richtiges Verbot aus-

gesprachen hatte, aber die alte Chefin gegen zehn immer die Hintertür eigenhändig absperrete. Und dass eigentlich niemand von uns, zumindest was das Küchenpersonal betraf, am Abend Lust hätte auszugehen, weil wir einfach zu müde waren.

Mutter schien erfreut zu sein. „Es ist sehr vernünftig von der alten Chefin, die Türen rechtzeitig abzusperrern. Und ebenso vernünftig ist es, am Abend schlafen zu gehen“, lobte sie. „Wer fest arbeitet, braucht seinen Schlaf.“

Vater rief nach der Kellnerin. Für die Familie wurde es langsam Zeit aufzubrechen. Und ich musste mich noch für die Küche umziehen. Mutter holte ein Bündel Papier aus der Tasche. „Schau, Hannah, ich habe den Fortsetzungsroman ausgeschnitten und gesammelt.“

Da war ich wieder ganz gerührt. Zu Hause hatte ich schon jeden Tag sehr neugierig auf die Zeitung gewartet und mich dann sofort auf den Roman gestürzt. Bei uns im Haus gab es nicht viel zu lesen. Meine Eltern empfanden Bücher als Luxus. Sie hielten die Tageszeitung, kauften jedes Jahr den Reimmichlkalender<sup>14</sup> und waren der Überzeugung, dass damit das Auslangen zu finden sei.

Zum Glück gab es den Fortsetzungsroman in der Zeitung. Besonders der letzte hatte mir sehr gefallen. Es war ein Liebesroman gewesen mit dem dramatischen Titel „Das Herz muss schweigen“. Die Geschichte erzählte von einer jungen hübschen Frau, die völlig unerfahren mit achtzehn Jahren einen Mann heiratet, den sie nicht richtig kennt, und der schon während der Hochzeitsreise ein mürrisches und geiziges Wesen zeigt. Kein Wunder, dass die junge Frau sich mehr zu einem jungen Arzt hingezogen fühlt, der einen viel besseren Charakter hat als ihr Ehemann. Er nämlich ist fröhlich und großzügig. Gerade, als die junge Frau blutenden Herzens beschließt, bei ihrem Angetrauten zu bleiben (das Herz muss schweigen!), war meine Schulzeit um, und ich musste in die Küche des Weißen Elefanten. Während des Kartoffelschälens oder anderer langwieriger und langweiliger Arbeiten hatte ich an die Fortsetzung dieser Geschichte gedacht und mir selbst die eine oder andere Handlung dazu überlegt. Allzu gerne hätte ich gewusst, wie der Roman wirklich weiterging. Nun konnte ich ihn

zu Ende lesen. In meiner Freude schlang ich die Arme um meine Mutter. Zärtlichkeiten waren bei uns in der Familie nicht üblich. Auch unsere Eltern küssten sich nie in unserer Gegenwart. Ich ließ auch gleich wieder von ihr ab. Außerdem legte Burgl die Rechnung auf den Tisch.

„Ich geh noch einen Augenblick mit Hannah“, verkündete Mutter beim Abschied, und auf der Treppe, als uns niemand hören konnte, fragte sie mich nach dem Zeitpunkt meiner letzten Regel. Sie zeigte sich sehr erleichtert. „Gott sei Dank, dann ist alles in Ordnung.“

Als ich sie verwundert anschaute, erklärte sie: „Ich habe es dir schon gesagt, Hannah. Mir kommt vor, dass du auffallend dick geworden bist. Den ganzen Nachmittag habe ich mir schon Sorgen gemacht. So schnell passiert etwas. Du weißt schon. Ich möchte mir gar nicht vorstellen, was dein Vater sagen würde, wenn du mit einem ledigen Kind heimkäms. Diese Schande! Also, das wäre einfach entsetzlich!“

Ich spürte, wie mir die Röte ins Gesicht schoss. Schon wieder musste mich meine dünne Haut ärgern. Ich schämte mich, und war mir nicht klar, warum. Ich schämte mich über die Worte meiner Mutter. Als sie mir den Roman übergeben hatte, war ich so glücklich gewesen. Nicht nur, weil ich die spannende Geschichte nun zu Ende lesen konnte. Auch weil sie mit dem täglichen Ausschneiden der Fortsetzungen zeigte, dass sie an mich dachte, mir etwas zuliebe tat. Und dann kam es wie so oft. Von einem Augenblick zum anderen machte sie alles zunichte. Sie sagte Dinge, die mich beleidigten, die mich beschämten, obwohl ich, wenn ich kühl überlegte, gar nicht sagen konnte, warum ich mich beleidigt und beschämt fühlte. Ich hatte vorgehabt, Mutter zu bitten, sie möge mir beim nächsten Besuch die grüne Leselampe von zu Hause mitbringen. Die kleine Lampe mit dem schimmernden, verbeulten Metallschirm stand seit Jahren auf meinem Nachttischchen. Es stimmte, was Ilse gleich am ersten Tag prophezeit hatte, ich schlief auch ohne Lesen ein, sobald ich mich nur hingelegt hatte. Trotzdem, eine Leselampe hat so etwas Beruhigendes, Heimeliges – ich hätte meine gerne bei mir gehabt. Aber ich hatte keine Lust mehr, auch nur ein Wort zu sagen. Gerade, dass ich noch „Auf Wiedersehen, Mutter“ herausbrachte.



Leider war keine Zeit mehr zum Lesen. Ich packte das Bündel Zeitungsausschnitte in die Schublade der Kommode. Dort lag auch mein einohriger Teddybär. Am zweiten Tag schon hatte ich ihn hier zur Ruhe gebettet. Als Ilse ihn auf meinem Bett gefunden hatte, war sie in wildes Gelächter ausgebrochen. „Unser Baby braucht einen Teddybären! Unglaublich. Warum hast du dir nicht gleich noch deine Puppen mitgebracht? Ich wette, du hast bis gestern noch mit Puppen gespielt!“ Sie hielt sich den Bauch vor Lachen. Barbara hatte mich und den Teddy in Schutz genommen. Sie behauptete, er hätte eine rührend-traurige Schnauze, liebenswürdige Knopfüglein, und er mache unsere Kammer viel freundlicher. Aber ich schloss den Teddy trotzdem in die Schublade, die tief und breit genug war und sogar Platz genug bot, um ein ausgewachsenes Baby zu beherbergen.

Gleich am nächsten Tag las ich den Roman zu Ende. Ich war richtig glücklich, dass die junge Frau schließlich doch den jungen Arzt heiratete, auch wenn ihr ursprünglicher Mann vorher mit Hilfe eines Unfalls ins Grab befördert worden war. Er war sowieso ein Unsympathling gewesen.

Ich zeigte den Roman auch Barbara und fragte, ob sie ihn sich ausleihen wolle. Ich hatte Barbara in diesen wenigen Wochen lieb gewonnen. Nicht nur, weil sie mich an die Puppe mit dem Porzellangesicht erinnerte, sondern auch, weil sie ganz normal mit mir redete. Sonst redete ja niemand mit mir normal. Ilse riss andauernd ihre Späße oder putzte mich herunter, in der Küche interessierten sie sich nur dafür, ob ich meine Arbeit ordentlich und schnell erledigte. Das galt auch für die zwei Chefinnen. So glaubte ich, in Barbara so etwas wie ein Freundin sehen zu können.

Barbara wollte den Roman nicht lesen. Sie sagte, wenn sie von einem Mädchen höre, das heutzutage mit achtzehn Jahren heirate, dann hätte sie bereits genug. Und allein der Titel sei derart kitschig, dass es ihr beinahe den Magen umdrehe. Barbara hatte anscheinend einen sehr schwachen Magen. Das war mir ja schon an jenem Tag aufgefallen, als sie im Garten erbrochen hatte. Ilse gefiel die Geschichte.

Ötz, 5. August 53

*Lieber Onkel Paul,*

*also, das verstehe ich wirklich nicht. Hast du tatsächlich alles vergessen? Oder verwechselt meine Mutter deine Erlebnisse mit den Erlebnissen von anderen Leuten? Womöglich mit ihren eigenen? Oder denen meines Vaters? Du hast nie ein Zigeunermädchen gekannt? Du bist aus ganz prosaischen Gründen nach Amerika gegangen, aus rein ökonomischen? Über die Träumereien von Freiheit möchtest du nur schwach lächeln? Sei mir nicht böse, lieber Onkel Paul, aber das kann ich nicht glauben. Und überhaupt, deine Standpauke, die du mir über Zigeuner und die Verfolgten des Naziregimes hältst – damit rennst du bei mir sozusagen offene Türen ein.*

*Natürlich fand ich, als junges Ding, die Ausflüge und Tanzabende, die der BDM<sup>15</sup> organisierte, toll. Was bot uns das Dorfleben schon? Nichts! Zu Hause hieß es arbeiten. Die Zeiten waren nicht so großartig. Deine Schwester vertrat den Standpunkt aller Mütter, dass junge Mädchen am besten bei der Arbeit aufgehoben seien.*

*Erst in den letzten Jahren, nun, da sie älter geworden und Witwe ist, habe ich mich von ihr und ihren Ansprüchen freispielen können. Teilweise zumindest. Die Zeiten sind besser geworden, das Personal ist relativ billig, nun mache ich im Betrieb nur mehr, was mir Spaß macht. Ich arrangiere Blumen zu gefälligen Sträußen, überwache Hugo, damit in der Rezeption und der Buchhaltung alles passt, und ich vertrete uns nach außen. Kurz, ich repräsentiere.*

*Damals aber, als Vierzehn- oder Fünfzehnjährige, musste ich in der Küche helfen, musste den Zimmermädchen beim Bügeln und Ausbessern der Wäsche zur Hand gehen, musste in den Stoßzeiten den Zapfhahn bedienen. Und im Herbst diese Zuckerrüben! In aller Früh, der Reif lag noch auf den Feldern, hinaus auf den Acker, die Harke in die Faust genommen, den Rücken gebeugt, und los ging das Buddeln. Lach nicht, ich meine es ernst! Außerdem hast du das ja auch alles am eigenen Leib erfahren. So hielten mich meine Eltern in den Mühlen der Arbeit gefangen.*

*Dann kamen Hitler und die neue Zeit. Papa war den modernen und gleichzeitig so bodenständigen Ideen nicht abgeneigt, während Mama sich nie*

sonderlich für Politik interessierte – ich mich auch nicht. Aber es war Pflicht, dem BDM beizutreten, und es bedurfte keinerlei Diskussionen oder Extraauforderungen, damit meine Eltern mich für alle Veranstaltungen freistellten. Nie werde ich diese samtlenen, süßen Sommerabende vergessen. Wir versammelten uns auf dem Platz hinter dem Dorf, eben da, wo die Zigeuner heuer ihr Lager aufgeschlagen hatten. Langsam ging der Abend in die Nacht über, die ersten Sterne begannen zu funkeln, und dann trat unsere Gruppenführerin Agathe an den Holzstoß und zündete ihn an. Ich war hingerissen von diesen Nächten. Die Funken stoben, wir fassten uns an den Händen, umringten das Feuer und tanzten im Reigen. Später griff Agathe nach der Gitarre, wir scharnten uns um sie und das niedergebrannte Feuer und sangen. Keine anderen Festlichkeiten, weder die Erstkommunion noch die Fronleichnamsprozessionen, ja nicht einmal der Weihnachtsabend, reichten an die Feiern unserer Gruppe heran.

Zwei Jahre später, als bereits viele junge Männer als Soldaten dem Vaterland zu dienen hatten, bekamen wir für die Arbeit auf unseren Feldern einen polnischen Kriegsgefangenen zugeteilt und für die Arbeit im Haus ein Mädchen aus der Ukraine. Das war sehr praktisch. Erst als ich bemerkte, dass diese ausländische junge Magd oft mit roten Augen herumlief und kaum etwas aß, habe ich angefangen mich zu fragen, ob wohl alles so schön sei, wie ich es bis dahin gesehen hatte.

Dann war da noch die Sache mit meinem älteren, einzigen Bruder. Auch damit bin ich nicht zurecht gekommen. Du weißt ja, es war kurz nach meiner Geburt, als er, gerade zwei Jahre alt, an dieser Grippe erkrankte, die eine schwere Gehirnhautentzündung zur Folge hatte. Länger als eine Woche lag er im Fieberdelirium. Als Mama begriff, dass er für immer ein geistiger und körperlicher Krüppel bleiben würde, fiel sie in eine tiefe Depression. Du mit deinen vierzehn oder fünfzehn Jahren warst es, der mir einen Rettungsanker bot, indem du mir alle Zuneigung schenktest, die sie mir in dieser Zeit nicht geben konnte.

Jakob blieb erschreckend klein, lernte nie reden, nicht einmal aufrecht gehen. Auch im letzten Jahr, das er zu Hause verbrachte, da war er gerade zwanzig, kroch er immer noch auf allen Vieren herum. Zweiundvierzig wurde er in

eine Anstalt gebracht, zuerst in der Nähe von Innsbruck, später nach Deutschland. Im nächsten Frühjahr kam der Brief, und die Mama weinte, aber viele Leute meinten, es sei das Beste für ihn gewesen zu sterben. Eine kompliziert verlaufende Lungenentzündung habe ihn dahingerafft, so lautete jedenfalls die Erklärung des leitenden Arztes. Mama hatte das nicht geglaubt. Sie sagte damals, man habe Jakob umgebracht, als unwertes Leben. Papa stritt das immer ab. Vielleicht auch nur, um sie zu beruhigen. Später dann redete niemand mehr von ihm. Es existiert auch nur ein einziges Foto von Jakob, ein Babyfoto. Da schaut er sehr süß aus, mit seinen hellen Locken, den stämmigen kleinen Beinchen und einem spitzbübischen Lachen im Gesicht. Das Foto hat Mama nicht ins Album eingeklebt, es befindet sich in einem Kuvert in der Fotoschublade. Auch kein Grab oder Grabstein erinnert an ihn. Fast ist es so, als ob er nie gelebt hätte.

Aber was erzähl ich dir das, du weißt es ja selbst besser als ich! Ich schreibe es nieder, um mir das Herz zu erleichtern und weil ich weiß, dass du dies akzeptieren kannst. Mit Mama ist es ja nicht immer ganz einfach.

Woran Jakob gestorben ist und wer Recht hatte, die Mama oder der Papa, kann ich nicht beurteilen. Ich habe dir bereits gesagt, dass mich Politik nicht besonders interessiert. Aber, Gott sei Dank, diese Zeiten sind schon lange vorbei. Am besten, man denkt nicht zu viel über die Vergangenheit nach. Es nützt ja sowieso nichts. Jakob ist tot, er hat seinen Frieden, und warum soll ich Mama mit Fragen kränken und traurig machen? Nein, das hat keinen Sinn. Deshalb sprech ich mit ihr niemals über diese Jahre. Auch mit sonst niemandem. Ich habe ja dich, dem ich schreiben kann, wenn Dinge aus der Vergangenheit plötzlich aufsteigen und mich bedrücken.

Und außerdem ist es gesünder, in der Gegenwart zu leben.

Die Nazis sind nicht mehr da. Du fragst mich, wo sie denn hin sind? Nun ja, so einfach kann man das nicht beantworten. Das ist nämlich so: Jene Einheimischen, die einmal Nazis waren, sind in ihrer Person natürlich schon da. Die meisten haben ja Besitz hier, Grund und Boden, ein Haus, eine Wohnung, zumindest eine Familie. Aber ihre Gesinnung ist nicht mehr da. Sie sind keine Nazis mehr. Heute, im Jahre 1953, gibt es keine Nazis mehr in Österreich. Heute gibt es nur noch Demokraten. Und deshalb, davon sind alle überzeugt,

*ist es nur recht und billig, dass wir endlich unseren Staatsvertrag bekommen. Überhaupt jetzt, wo Stalin tot ist. Die Politiker, die sich wirklich sehr bemühen, sind schon sehr sauer auf die Russen. Du schreibst, du hättest Informationen, laut denen nicht nur, und vor allem nicht in erster Linie, die Russen unseren Staatsvertrag verhindern sollen. Also, das ist mir neu! Das glaubt niemand bei uns! Ganz im Gegenteil!*

*Ansonsten geht bei uns alles seinen Gang. Mit dem Personal hat man so seine Probleme, aber das ist nichts Außergewöhnliches. Mama ist mit der neuen Köchin nicht recht zufrieden. Sie ist keine Tirolerin, sondern stammt irgendwo aus dem Osten, Oberösterreich oder so. Mama meint, sie verbrauche zu viel, und überhaupt, sie sei nicht flott genug. Mama befürchtet, dass sie an den Wochenenden, wenn sich zu den Hausgästen noch etliche italienische Busgäste und Ausflügler gesellen, mit der Arbeit nicht zurecht kommen wird. Deshalb will Mama sie los werden. Eine alte Freundin, Gastwirtin in Silz, kennt einen bewährten, hoch angesehenen Koch, der familiärer Umstände wegen vor zwei oder drei Wochen seine Jahresstellung gekündigt hat und nun einen neuen Wirkungsbereich sucht. Allem Anschein nach wäre er bereit, bei uns die Stelle als Küchenchef anzutreten. Mama erwartet sich viel von ihm.*

*Lieber Onkel Paul, schiebe deinen Besuch nicht mehr zu lange auf. Wir freuen uns sehr auf dich und auf deine Familie.*

*Es grüßt dich ganz herzlich  
deine Nichte Agnes*

Fräulein Geneveva kam von der Anrichte herüber. „Burgl hat gerade eine Reklamation gebracht, Frau Groß. Das Steak war nicht durchgebraten, nicht einmal medium. Aber der Gast hatte es ausdrücklich durchgebraten verlangt.“

Die Chefköchin hob den Kochlöffel aus der Schüssel, in der sie eben die Sauce Hollandaise rührte. Ihr Gesicht wurde noch röter. „Und warum hat Burgl das nicht auf dem Bon vermerkt?“

„Es war auf den Bon vermerkt. Ich habe es Ihnen auch extra gesagt, das weiß ich ganz genau.“

„Einen Dreck haben Sie! Überhaupt, seit Sie hier sind –“

Fräulein Geneveva warf den Kopf zurück. „Ich bin nicht gewillt, in diesem Ton mit Ihnen zu diskutieren. Außerdem ist jetzt keine Zeit. Wir unterhalten uns vor der Zimmerstunde. In Anwesenheit der Chefin.“ Sie wandte sich abrupt ab.

Frau Groß hob den Kochlöffel höher. Um Gottes Willen, fuhr es mir durch den Kopf, sie wird doch wohl nicht zuschlagen. Die Hand von Frau Groß zitterte.

„Sie spielen sich hier nicht auf, Sie, Sie ...“ Sie unterbrach sich, als könne sie die passende Bezeichnung für Fräulein Geneveva nicht finden. Ich wandte mich wieder dem Fisch zu, versuchte aber so gut als möglich, den Streit weiter zu verfolgen. Regina klapperte vernehmlich mit den schmutzigen Tellern herum. Es war immer klüger, möglichst deutlich zu zeigen, wie beschäftigt man war.

Fräulein Geneveva stand bereits wieder an der Anrichte, sehr adrett in ihrem weißen Arbeitsmantel und dem straff zurückgekämmten Haar. Sie war erst vorige Woche gekommen, um in der Küche des Weißen Elefanten ihr Praktikum zu absolvieren. Von der ersten Stunde an hatte sie klar gemacht, dass sie etwas Besonderes darstelle. Nicht nur als Tochter eines großen Hoteliers im Unterland, nicht nur weil sie die Hotelfachschule in Innsbruck besuchte, sondern weil sie eben Fräulein Geneveva war. „So lass ich nicht mit mir umspringen“, drückten ihr gerader Rücken und ihr hocherhobener Kopf aus. Die Botschaft richtete sich an alle, von der alten Chefin bis zum jungen Hausdiener.

Wie zufällig betraten zwei Stunden später, gerade als Burgl einen Stoß leer gegessener Teller hereinbrachte und Fräulein Genoveva die Bons fertig abrechnete, die alte und die junge Chefin gemeinsam die Küche.

„Das Herdfeuer schon erloschen?“, scherzte Fräulein Agnes. Ich war eben dabei, mit Hilfe von viel Ata<sup>16</sup> und noch mehr Muskelkraft, die Herdplatte auf Hochglanz zu bringen. Regina spülte im Nebenraum das Geschirr, und Ilse half ihr die Teller trocken zu wischen und einzuräumen. Die Beiköchin hatte die Küche bereits verlassen. Sie zog sich immer, sobald die letzte Speise ausgegeben und die letzten Essensreste verräumt waren, zurück. Frau Groß, die am Tisch saß, um vor der Zimmerstunde eine Tasse Kaffee zu trinken, schaute erstaunt auf.

„Gib’s etwas?“, fragte sie.

„Allerdings, und zwar Ärger, wie wir gehört haben“, sagte die alte Chefin mit ihrer gewohnt klaren Stimme. Im Gegensatz zu ihrer Tochter, die beinahe jede Woche eine neue Bluse, eine neue Weste oder zumindest ein neues Tüchlein spazieren führte, trug sie Tag für Tag so eine Art Uniform: einen gerade geschnittenen Rock und dazu eine weiße Bluse, die vor Stärke zu knistern schien. Auch der Schmuck war immer derselbe: ein goldener Ring mit einem roten Stein und zwei dünne Armreifen am rechten Handgelenk. An einer langen goldenen Kette baumelte ein ovales Medaillon, das Porträt ihres verstorbenen Gatten. Auf dem Foto schaute er ernst und würdevoll aus, mit vollen Backen und einem dunklen Schnauzbart. Im Leben war er eher ein lustiger Typ gewesen, ein guter Kumpel. Das behauptete zumindest Ferdinand, der an die zwanzig Jahre unter seiner Herrschaft gearbeitet hatte.

„Aha, Ärger. Ja, ja, Ärger gibt es immer einmal. Das gehört sozusagen zum Geschäft.“ Frau Groß rührte betont gelassen in ihrer Tasse herum.

Fräulein Genoveva verschloss die Schublade und trat näher zum Tisch heran. „Gut, dass Sie in die Küche hereinschauen. So können wir, Frau Groß und ich, unsere Angelegenheit gleich besprechen.“

„Ich habe nichts zu besprechen“, sagte Frau Groß.

„Aber wir“, sagten die junge und die alte Chefin wie aus einem Munde. „Es hat Beschwerden gegeben.“

„Ja, das stimmt. Gestern zum Beispiel ist ein Bon verschwunden. Das Fräulein Genoveva hatte ihn unter die bereits abgelegten, erledigten Bons gelegt, wie sich nach langem Suchen schließlich herausstellte. Aber zuerst wird der Köchin die Schuld gegeben!“ Die Stimme von Frau Groß klang anklagend.

„Ein Irrtum. Es war ein Irrtum. Ich habe mich entschuldigt“, sagte Fräulein Genoveva. „Bei den Massen von Bons kann das einmal passieren. Es war das einzige Mal innerhalb einer ganzen Woche Hauptsaisonstrubel.“

„Das änderte leider nichts an der Verärgerung des Gastes, wie die Kellnerin erzählte. Wir, die Köchinnen, haben getan, was menschenmöglich war. Trotzdem konnte die Dame ihr Entrecôte erst bekommen, als ihr Mann seinen Lammrücken beinahe aufgegessen hatte.“

Fräulein Genovevas Rücken wurde noch eine Spur straffer. „Dazu möchte ich sagen –“, sie unterbrach sich einen Augenblick und blickte sich um, als ob sie zu einem Rundumschlag ausholen wolle und tat dies dann auch, „also, dazu möchte ich Folgendes sagen: die Verärgerung des Gastes rührte vor allem daher, dass der Salat, wie bereits öfters, nicht ausgewogen und wirklich schmackhaft angerichtet war.“

Ein kalter Blick traf mich. Unwillkürlich zog ich den Kopf ein. Fräulein Genoveva war so groß und hübsch und sicher und machte ihre Sache gut, und wenn sie einmal eine Sache weniger gut machte, dann wusste sie eine treffende Begründung vorzubringen, und alles schien wieder in Ordnung zu sein. Aber bei mir war das alles anders. Schon Mutter hatte alle meine Fehler und all mein schuldhaftes Verhalten genau benannt und familienöffentlich gemacht. Dies setzte sich hier in dieser Küche fort. Es war schon schwierig genug gewesen, so weit zu kommen, um das Chaos in diesem Betrieb zumindest zum Teil zu durchschauen. Dazu kamen die schwere Arbeit, das ungewohnte Kohlschleppen, das stundenlange Stehen. Frau Groß und Frau Kathi, die nie Zeit hatten, einem etwas in Ruhe zu erklären, die Chefinnen, für die man als Mensch ganz uninteressant war. Interessant war man nur als Arbeitskraft. Und in dieser Beziehung stand es nicht zum Besten. Plötzlich wurde ich von einer tiefen Hoffnungslosigkeit überwältigt. Ich fühlte mich sehr klein und unfähig. Und selbst, als ich be-



griff, dass der Auslöser der ganzen Debatte gar nicht ich gewesen war, beserte sich mein Zustand kein bisschen. Es ging um die Chefköchin, die, so stellte sich im Laufe der Auseinandersetzung immer mehr heraus, der Belastung eines Küchenbetriebes in einem renommierten Hotel, wie es der Weiße Elefant eben war, nicht gewachsen schien.

„Die Verantwortung, auch für die Salate und die Beilagen, ja für alle Speisen, welche die Küche verlassen, trägt der Chefkoch“, sagte die alte Chefin.

„Oder, in unserem Fall, die Chefköchin“, ergänzte Fräulein Agnes.

Fräulein Genoveva schwieg zustimmend. Burgl wollte hinausgehen, es waren noch etliche Tische zu säubern und für den kommenden Abend frisch herzurichten. Die alte Chefin hielt sie mit einer knappen Handbewegung zurück. Der Ring mit dem rubinroten Stein blitzte auf, die zwei schmalen, goldenen Armbänder klirrten. Ich ging dazu über, die Kacheln an der Seite des Herdes zu putzen, die vom Kohlenstaub geschwärzt waren. Schwarz wie meine Stimmung, dachte ich trübsinnig, hielt aber nichtsdestotrotz die Ohren gespitzt.

„Also, das ist die Höhe!“ Die Stimme von Frau Groß wurde sehr laut. „Was soll das heißen?“ Sie warf Burgl einen beschwörenden Blick zu. „Du hast mir doch erst gestern erzählt, dass die Gäste, wenn du sie fragst, ob es ihnen geschmeckt habe, praktisch immer mit ‚ja‘ antworten.“

Burgl nickte. „Das stimmt auch, Frau Groß. Außer, wenn es halt einmal eine Beschwerde gibt. Sonst sind die Gäste immer zufrieden.“

„Diese Zustimmungen sind nicht ganz ernst zu nehmen“, sagte Fräulein Genoveva. „Jedes Kind weiß, dass die Gäste bei solchen Fragen immer mit ‚ja‘ antworten, auch wenn sie nicht ganz zufrieden waren.“

„Zudem gibt es eben die Beschwerden. Die sind real. Das lässt sich nicht abstreiten. Und auch nicht, dass wir noch niemals, noch in keiner Saison, so viele Beschwerden gehabt haben wie in diesem Sommer. Ich bin schon dreimal zu einem Gast zitiert worden. Glauben Sie, das ist angenehm?“, fragte Fräulein Agnes.

„Obendrein haben wir den Ruf eines gutbürgerlichen Hotels mit einer gutbürgerlichen Küche zu verteidigen. Darauf haben wir immer geachtet,

seit wir diesen Betrieb führen. Mein Seliger würde sich im Grab umdrehen, wenn er wüsste, dass dieser Ruf gefährdet ist!" Die alte Chefin schüttelte den Kopf. Sie saß sehr aufrecht auf dem unbequemen Stuhl. Ihre grauen Haare trug sie glatt zurückgestrichen und zu einem ordentlichen Knoten gedreht. Man konnte sich bildlich vorstellen, wie ihr verstorbener Gatte, genauso streng und ordentlich, vor Gram zu rotieren begann.

„Die Gäste werden halt auch anspruchsvoller", meinte Burgl, der es nun doch gelungen war, das letzte Tablett mit schmutzigem Geschirr zu holen. „Das ist eine Tatsache."

„Die Gäste zahlen, und wer zahlt, schafft an!", sagte das Fräulein Agnes. Es klang sehr philosophisch.

„Ebenso eine Tatsache ist, dass sie immer mehr werden. Jedes Jahr. Mehr Gäste, mehr Arbeit ..."

„Na, Gott sei Dank!", sagte die alte Chefin und ließ ihre grauen Augen noch eine Spur strenger blicken. „Gott sei Dank, dass die Zahl der Gäste jedes Jahr ansteigt!"

„Jeder muss froh darüber sein. Jeder in diesem Haus lebt von den Gästen", bestätigte Fräulein Agnes.

„Nur lebt der eine davon besser und der andere schlechter", sagte Frau Groß.

„Wenn Sie glauben, Sie leben schlecht hier, dann können Sie ja kündigen!", rief die alte Chefin aus.

„Diesen Gefallen werde ich Ihnen nicht tun. Wenn Sie mich weghaben wollen, wie mir langsam klar wird, dann müssen schon Sie mich kündigen. Und dann bestehe ich auf allem, was mir zusteht. Urlaubsanspruch, Kündigungsfrist, alles, das kann ich Ihnen garantieren!"

Im Stillen überlegte ich, ob die Chefköchin wirklich meinte, was sie sagte. Ich konnte mir das nicht vorstellen. Jetzt, mitten in der Saison, konnte sie darauf vertrauen, dass man keinen Ersatz für sie hatte. Es war sicherlich nur Theaterdonner, was da dröhnte.

„Bereits als ich den ersten Blick in diese Küche tat, kam mir die Situation chaotisch vor", gab Fräulein Genoveva ihre Erinnerungen preis.

„Es war mittags gegen halb eins, als Sie vor acht Tagen da hereinge-

schneit kamen. Wir hatten einen riesigen Saal voll hungriger Gäste zu versorgen, und viele speisten à la carte. Da schaut es in jeder Küche chaotisch aus! Aber ein Kücken, das einen Gastbetrieb nur von der Schule aus kennt, kann das ja nicht wissen!“, sagte Frau Groß. Sie hatte ihre Fassung wieder gewonnen und war bereit zu kämpfen.

Aber Fräulein Genoveva nahm den Fehdehandschuh unverzüglich auf. „Oh, da täuschen Sie sich! Seit ich überhaupt denken kann, bin ich im Gastgewerbe verwurzelt. Ich habe es ja bereits erzählt, mein Vater besitzt ein Hotel mit Restaurant, und mich, als seine Tochter, die den Betrieb einmal übernehmen wird, hat man bereits als ganz kleines Kind in das Geschehen einbezogen. Unsere Chefköche allerdings –“

„Nun ist es genug!“, unterbrach Frau Groß die lange Rede. „Ich lass mir diese Frechheiten nicht länger gefallen!“ Sie sprang auf.

„Nun, ich glaube auch, es ist am besten, wir lösen unser Arbeitsverhältnis auf“, sagte die alte Chefin. Plötzlich war es sehr still geworden in der Küche. Ich ließ den Putzlappen sinken. „Agnes und ich beobachteten ja schon seit drei Wochen, eigentlich seit die Hochsaison eingesetzt hat, dass Sie große Schwierigkeiten haben, mit der ganzen Belastung fertig zu werden. Wir finden, Sie kommen auch mit dem Küchenpersonal nicht zurecht. Es gibt Zeichen von Unbotmäßigkeit.“

Ich duckte mich tiefer hinter dem Herd. Was sollte das heißen? Es stimmte, ein oder zweimal hatte sich ein Gast über den Salat beschwert, den ich mariniert hatte. Auch zu Hause, bei meiner Mutter, musste ich Salat marinieren. Salat marinieren konnte jeder, das war keine Kunst. Oder doch? Zu sauer, zu wenig Öl, einmal hatte ein Gast gar eine kleine braune Schnecke in einem eingerollten Blatt gefunden. Aber unbotmäßig? Nein, nie und nimmer war ich unbotmäßig. Ich hatte mich immer bemüht, ganz nach dem Rat der Mutter, den verschiedenen Chefinnen zu gehorchen und allen Befehlen nachzukommen. Oder war ich womöglich beobachtet worden, als ich mich auf den Stufen der Kellertreppe ausrastete? Oder war damit nicht ich gemeint? Wer konnte in unserer Küche unbotmäßig genannt werden?

Frau Groß riss erstaunt die Augen auf. Damit hatte sie nicht gerechnet.

„So rasch werden Sie keinen Ersatz für mich kriegen“, sagte sie schließlich.

„Doch. Es hat sich da zufällig eine Möglichkeit ergeben. Ab kommenden Montag engagieren wir den neuen Chefkoch. Aber es liegt uns daran, uns mit Ihnen gütlich zu einigen.“ Die Stimme von Fräulein Agnes klang gewinnend.

„Wir sind bereit, Ihnen den Lohn für die ganze nächste Woche auszubehalten, Sie können unser Haus jedoch bereits am Sonntagabend verlassen. Meine Tochter wird den neuen Chefkoch einführen“, ergänzte die alte Chefin.

Frau Groß blieb einige Sekunden stumm. Ich fing neuerlich an, am Herd herumzuschrubben, warf jedoch ab und zu verstohlene Blicke zum Tisch hinüber. Die beiden Chefinnen waren inzwischen aufgestanden, sie wollten die Unterredung wohl beenden. Fräulein Genoveva spielte gelassen mit dem Ring an ihrem Finger. Frau Groß war auf ihrem Sessel sitzen geblieben und hielt die Arme vor der Brust verschränkt. Ihr sonst gutmütiges Gesicht wirkte finster.

„Sie sind also mit unserem Vorschlag einverstanden?“

„Ihr könnt mich gern haben! Ich bin heilfroh, wenn ich diese Tür hinter mir zumachen kann!“ Sie deutete mit dem Kinn zum Eingang der Küche. „In einem Haus, wo man derart behandelt wird, mag ich sowieso nicht bleiben. Aber wie gesagt, ich verlange alles, was mir zusteht, den gesamten Lohn der Kündigungsfrist und das anteilmäßige Urlaubsgeld. Das Fräulein Praktikantin, die ja in der Schule auch die Gesetze lernen muss, wird mir mein Recht bestätigen können, nicht wahr?“ Frau Groß war bemüht, möglichst viel Sarkasmus in ihre Stimme zu legen, aber das Fräulein Genoveva schien sich durchaus nicht provoziert zu fühlen.

„Selbstverständlich!“, sagte sie. „Aber viel Geld wird das nicht sein. Sie haben ja nur einige Wochen hier gearbeitet, nicht wahr?“

„Ich hol mir jeden Schilling, der mir zusteht“, bekräftigte Frau Groß und trank den letzten Schluck Kaffee. Dann stand sie auf und ging, ohne jemanden anzusehen, aus der Küche.

Fräulein Agnes schaute ihr nach und zuckte die Schultern. Sie wandte sich an ihre Mutter. „Mama, ich muss im Büro noch schnell ein paar Sa-

chen erledigen. Gegen vier komme ich zu dir, dann gehen wir zusammen zur Post. Okay?"

„Agnes, bitte red deutsch. Es macht mich ganz krank, wenn du immer diese Fremdwörter gebrauchst. Ich bin überzeugt, den Gästen gefällt das auch nicht.“

Fräulein Agnes lächelte. „Du bist nur ein bisschen nervös. Kein Wunder, die letzten zwei Tage waren aufregend genug. Und so eine Sache wie die mit der Frau Groß ist nie angenehm. Komm, ich bringe dich auf dein Zimmer, da ruhst du dich ein bisschen aus.“

Die alte Chefin nickte. „Ja, ja. Ich bin tatsächlich nervös. Hoffentlich ist unser neuer Küchenchef mehr wert als diese Person.“

„Der Herr Albricht hat beste Referenzen. Mach dir keine Sorgen. Das klappt schon.“

Kaum waren sie entschwunden, warf ich den Putzlappen zu Boden und lief in den kleinen Raum, der für das Geschirrwaschen reserviert war. „Habt ihr gehört? Sie haben die Frau Groß gefeuert!“

Ilse nickte. „Laut genug haben sie ja geredet. Bin neugierig, was nachkommt. Sie sollen ja schon einen neuen Chefkoch haben. Klar, sonst hätten sie die Frau Groß nicht einfach vor die Tür setzen können. Ob er streng sein wird? Also, ehrlich gesagt, ich erwarte mir nichts Gutes!“

Regina gab ihr Recht. „Es kommt selten etwas Besseres nach. Mir tut es Leid um die Frau Groß. Sie war nicht so übel.“

„Die haben Nerven, die beiden Chefinnen. Mitten in der Saison wechseln sie den Koch.“

Frau Groß blieb nicht bis zum Sonntag, sondern verließ das Hotel am Abend desselben Tages. Kurz nach der Mittagspause erschien sie nochmals in der Küche, in der nur Ilse und ich uns aufhielten. Sie trug einen dunkelblauen Rock mit eingebügelten Falten und eine rosa Bluse, an die unzählige kleine, runde Knöpfe aus dem gleichen Stoff genäht waren. An der Seite baumelte an langen Henkeln eine Schultertasche. Den Koffer hatte sie wohl draußen abgestellt.

„Sollen wir Ferdinand einen schönen Gruß ausrichten?“, fragte Ilse

scheinheilig. Frau Groß reagierte gelassen. „Nicht nötig, meine Liebe. Von ihm verabschiede ich mich zum Schluss und extra. Er ist einer von den ganz wenigen hier im Haus, die Verstand und Gefühl haben.“

Mir drückte sie kurz die Hand. „Mach's gut, Hannah!“

Ich wollte etwas sagen, mein Bedauern ausdrücken, ihr Glück wünschen, aber ich fürchtete, beim ersten Wort in Tränen auszubrechen. So besonders mochte ich die Frau Groß auch wieder nicht, trotzdem fühlte ich mich plötzlich ziemlich schlecht. Hätten wir Küchenmädchen nicht zusammenstehen sollen für unsere Köchin? Sie war eigentlich immer anständig zu uns gewesen. Aber was konnten wir schon gegen die Chefinnen ausrichten? Wer zahlt, schafft an! So hieß es, und daran ließ sich wohl nicht rütteln. Oder?

Nun war es jedenfalls zu spät. Frau Groß drehte sich um und verschwand hinter der Schwingtür.

Um die Zubereitung des Abendessens reibungslos zu sichern, mussten sich die beiden Chefinnen selbst an den Herd stellen. Für die alte Chefin war das nichts Neues. Sie hatte jahrelang die Küche des eigenen Betriebes geführt. Nun allerdings war sie älter geworden, nicht mehr so flink, und auch ihre Sehkraft hatte nachgelassen. Fräulein Agnes, die all diese Fähigkeiten einsetzen hätte können, trug zwar einen blendend weißen und exakt geglätteten Arbeitsmantel, aber es fehlte ihr an Erfahrung. Sie wollte den Wissensschatz der Mutter kapern. Wie bereitet man eine helle Schwitze zu, wann muss man den Reis aufstellen, sodass er gleichzeitig mit dem Braten gar ist, wie viel Majoran und Thymian brauchen die Leberknödel? Zweifel und Fragen dieser Art inmitten des Aufruhrs, in den eine Gasthausküche in der Hochsaison alltäglich stürzte, brachten die alte Chefin beinahe an den Rand eines Nervenzusammenbruches, was wiederum Ilse und ich auszubaden hatten.

Wir waren froh, als am nächsten Tag, dem Samstag, die alte Chefin gemeinsam mit Fräulein Genoveva die Regie übernahm und Fräulein Agnes sich wieder dem Arrangieren ihrer Blumensträuße und anderen angenehmen Aufgaben widmete. Sie war es auch, die Ferdinand besänftigen musste. Gerade im ärgsten Tohuwabohu stürzte er in die Küche. Er schob

den Topf voll brodelnder Suppe, den die alte Chefin gerade noch mit einem Kaffeelöffelchen Pfeffer nachgewürzt hatte, beiseite und pflanzte sich vor ihr auf.

„Frau Chefin, wissen Sie, was Ihr seliger Mann zur Entlassung unserer Köchin sagen würde? Niemals hätte der alte Rimml zugelassen, dass man eine Köchin einfach mitten in der Saison hinauswirft. Nicht, weil sie sich etwas zuschulden hat kommen lassen! Nein. Sie hat sich nichts zuschulden kommen lassen. Sie hat ihre Arbeit ordentlich gemacht. Und sie hätte sie weiter ordentlich gemacht. Aber da haben Sie Wind bekommen von so einem neumodischen Küchenchef. Und nun glauben Sie, mit der neumodischen Küche, einer neumodischen, französischen Küche, können Sie neue Gäste anlocken. Aber da werden Sie sich täuschen!“ Er hatte so schnell gesprochen, dass sich seine Stimme beinahe überschlug. Ich stand an der Spüle, bemüht, an die fünfzehn Kilogramm Erdäpfel von ihren Schalen zu befreien. Ich hatte nichts gegen eine kleine Abwechslung einzuwenden und sperrte Augen und Ohren auf.

„Ferdinand, nun beruhige dich aber! Wen ich als Koch einstelle, das ist meine eigene Angelegenheit. Da hast du dich nicht einzumischen, auch wenn du mit meinem seligen Mann die Schulbank gedrückt hast. Und jetzt verschwinde! Ich weiß so schon nicht, wo mir der Kopf steht.“

„Die Frau Groß, das war eine gute Köchin. Die hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Wer hat denn geschaut, dass auch das Personal wenigstens hie und da zu einem Bröcklein Fleisch kommt? Die Kathi nicht! Die Frau Groß hat darauf geschaut.“

„Auch unter dem neuen Küchenchef wird ordentlich gekocht fürs Personal, da mach dir nur keine Sorgen“, sagte die alte Chefin.

„Es geht mir nicht in erster Linie ums Essen! Da versucht ihr sowieso zu sparen, wo's nur geht. Ich sag nur, dass die Frau Groß eine anständige Köchin war und ein anständiger Mensch. Und dass es keine Art ist, einen Menschen wie einen Putzjetzen<sup>17</sup> auszuwechseln, wenn man glaubt, man brauche ihn nicht mehr. Der alte Rimml tät sich im Grab umdrehen, das kann ich Ihnen sagen!“

Das kannte ich schon. Jeder, dem etwas in diesem Haus nicht passte,

strapazierte das Andenken des verstorbenen Chefs. Der Chefin stieg die Röte ins Gesicht. „Ferdinand, jetzt reicht's aber!“

In diesem Augenblick kam Fräulein Agnes in die Küche, um sich über die fehlenden Lebensmittel zu informieren. Heute trug sie ein grün kariertes Seidenkleid mit engem Oberteil und weit schwingendem Rock. Sie hatte wohl die letzten Worte des Gärtners mitgehört, jedenfalls erkannte sie sofort die Situation und setzte ihr gewinnendstes Lächeln auf.

„Ferdinand, ich glaube, du tust meiner Mutter Unrecht. Die Frau Groß hat alles erhalten, was ihr gesetzlich zusteht. Und niemand bezweifelt, dass sie ein anständiger Mensch ist. Aber sie ist nicht mehr die Jüngste. Und den Stress auszuhalten, der heutzutage auf der Köchin eines Betriebes unserer Größe lastet, dafür braucht es einfach mehr als solide Kochkenntnisse. Da braucht man Reaktionsfähigkeit, eine hohe Belastungsschwelle, Organisationstalent und die Fähigkeit, auch neue Strömungen der Gastronomie aufzunehmen und umzusetzen.“

Der alte Gärtner riss die Augen auf. Dann schüttelte er den Kopf. „Wenn diese neumodischen Bräuche im Weißen Elefanten einziehen, dann werdet ihr wohl auch bald einen neuen Gärtner haben wollen. Einen modernen ...“

Fräulein Agnes griff nach seinen Händen. „Aber Ferdinand, du wirst in diesem Herbst schon fünfundsiebzig. Keiner zieht so zarte grüne Speckbohnen wie du, und im ganzen Dorf gibt es keine prächtigeren Pfingstrosen als in unserem Garten. Trotzdem wird es langsam Zeit, dass du in die Rente gehst. Hast dir doch ein paar ruhigere Jahre verdient!“

Aber er schüttelte nur den Kopf. „Die Blumen, das Gemüse, die Obstbäume, das ist mein Leben. Wenn ich das nicht mehr machen kann, kann ich genauso gut sterben.“

Die alte Chefin fuhr herum. Ich sah ihr an, dass nicht mehr viel fehlte, und sie würde kurzer Hand explodieren. Aber Fräulein Agnes verstand es, auch sie zu beruhigen. „Kommt Zeit, kommt Rat!“, sagte sie, und zum Gärtner gewandt bat sie: „Ferdinand, geh, sei so gut, kannst du mir nicht ein gutes Dutzend von deinen Löwenmäulchen abschneiden? Dunkelrote, rosarote und ein paar weiße dazwischen. Das Pult bei der Rezeption



kommt mir heute so kahl vor, und deine Löwenmäulchen blühen gerade besonders schön."

Ferdinand drehte sich um. Die alte Chefin schaute ihm nach, schüttelte den Kopf und murmelte: „Sterben! Er kann genauso gut sterben, wenn er nicht mehr in der Erde herumbuddeln kann! Dabei spürt er einen Wetterumschwung schon drei Wochen vorher in seinen mürben Knochen."

„Nun ja, der Ferdinand war immer schon ein bisschen überspannt", sagte Fräulein Agnes milde.

„Überspannt? Der spinnt ja total!", sagte Ilse. „Ich würde sofort in Pension gehen!"

„So! Und du schämst dich gar nicht, das auch noch laut zu sagen? Mit deinen neunzehn Jahren?", rief die alte Chefin. Empörung klang aus ihrer Stimme. „Bin ich denn von lauter Halbirren umgeben?"

Sie drehte sich um und verließ die Küche.

Ilse zog den Kopf ein und machte sich schweigend über die Krautköpfe her. Die sollten eigentlich schon gehobelt sein. Fräulein Agnes verschwand hinter der Tür zur Speisekammer.

„Hast du gesehen, sie hat schon wieder ein neues Kleid", flüsterte Regina mir zu. „Seide. Grüne Seide. Wo sie diese Sachen nur herbekommt?"

„Das weißt du doch! Aus Amerika! Care-Pakete<sup>18!</sup>", antwortete Ilse kurz.

Regina seufzte. „Alle kriegen etwas, nur wir nicht. Die Regierung kriegt Geld durch den Marshall-Plan, und die reichen Leute kriegen Care-Pakete ..."

„Blödsinn!", sagte Toni. „Heute gibt es doch fast keine Care-Pakete mehr! Aber der Bruder unserer Chefin lebt in Amerika. Er ist reich. Er schickt ihr diese Sachen. Erst vor etlichen Tagen ist wieder ein großes Paket angekommen."

Toni putzte die Privaträume der Chefinnen, deshalb war sie praktisch über alle Ereignisse informiert.

„Das Paket enthielt nagelneue Kleidungsstücke, echt amerikanische Mode, und drei Paar Perlonstrümpfe in verschiedenen Farbtönen. Das müsst ihr euch einmal vorstellen! Drei Paar Perlonstrümpfe feinsten Qualität, einfach geschenkt!"

Wir rissen Augen und Ohren auf. Es war gemein. Wieso hatte ausgerechnet das reiche Fräulein Agnes einen reichen Onkel in Amerika und nicht eine, oder noch besser, nicht jede von uns, die wir so jemanden dringendst benötigten? Allerdings, auch meine Familie bekam nach dem Krieg Care-Pakete. Insgesamt zwei Stück. Jedes Mal war es wie Weihnachten. Vater schlitzte mit einem scharfen Messer die Klebestreifen auf, und dann kamen, unter Bergen von knisterndem Seidenpapier, die wunderbarsten Überraschungen zum Vorschein: Stoffe in bunten, leuchtenden Farben, große und kleinere Kleidungsstücke, warme Socken, ein langer Schal aus Trikot, spitzenbesetzte Unterwäsche. Mutter behielt die Übersicht und maßte sich das Recht an, jedem seinen Anteil zuzuweisen. Einmal war sogar eine Dose mit rosarotem Fleisch im Paket gewesen, eine Art Schinken, den wir andächtig verzehrt hatten. Perlonstrümpfe oder Kleider aus grüner Seide hatten wir nie bekommen.

Ötz, 6. August 1953

Lieber Onkel Paul,

Erst gestern habe ich meinen letzten Brief an dich aufgegeben, und heute früh kam dein Paket an! Also werde ich dir heute schon wieder schreiben. Es ist irgendwie sonderbar mit unserem Briefwechsel. Da gibt es Zeiten, da betragen die Abstände zwischen unseren Briefen oft lange Wochen, und dann haben wir, du anscheinend auch, wieder Lust, uns beinahe jeden Tag zu schreiben. Ebenso läuft es mit den Paketen, die du mir schickst. Eine Rolle dabei spielt freilich auch der lange Postweg. Da bleibt ein Brief liegen, ein Paket kommt abhanden und taucht erst nach Wochen oder gar Monaten wieder auf. So wie bei dem Paket, das ich gestern erhalten habe, das zweite innerhalb kurzer Zeit, obwohl du, laut Poststempel, das gestrige bereits im März aufgegeben hattest!

Es hat mich übrigens sehr gefreut! Die weiße Bluse mit dem breiten Spitzen-einsatz ist hübsch, dieses moderne Material praktisch. Auch bei uns in Österreich bekommt man hin und wieder Textilien aus Perlon. Sie sind teuer. Man wäscht die Sachen mit der Hand aus, hängt sie tropfnass auf, und am nächsten Morgen kann man sie schon wieder anziehen. Ohne zu bügeln sind sie glatt und wirken gepflegt.

Kommt es dir kindisch vor, dass ich mich über eine Bluse oder über Perlonstrümpfe so freue? Vielleicht ist das tatsächlich ein infantiler Zug an mir! Aber wir hatten jahrelang nichts Hübsches zum Anziehen, und auch heute gibt es wenig Auswahl. Na ja, und eine Schwäche für Mode habe ich eben ...

Du schreibst mir, dass du dich für ein neues Haus entschieden hättest, und dass ihr in diesen Tagen übersiedeln wollt. Das kann ich mir gar nicht vorstellen. Ich lebe seit meiner Geburt hier in diesem Haus. Ich finde es so beruhigend. Es steht da, seit dein Großvater es im Jahre 1888 erbaut hat, mit seinen Türmchen und Erkern und der, zugegebenermaßen, etwas schmalbrüstigen Freitrepppe. Wir haben es vergrößert, aber nach hinten hinaus, sodass die Fassade unbeeinträchtigt blieb. Die Zimmer wurden renoviert, mit Waschbecken und fließendem Wasser versehen, und nun gehen Mama und ich daran, sie nach und nach mit Badezimmern oder Duschen und Toiletten auszustatten. Gut zwei Drittel haben wir bereits geschafft. Auch die Küche haben wir reno-

viert. Der Fußboden mit den steinernen roten Fliesen ist noch der gleiche, aber sonst haben wir das meiste erneuert. In der Mitte haben wir einen riesigen Herd aufmauern lassen. Er wird mit Kohle geheizt. Mama findet, dass dies die beste Heizart zum Kochen ist. Im Sommer strahlt der Herd natürlich ab, die Hitze wird groß, aber eine Küche ist nun einmal kein Lufkurort. An den Wänden stehen die Schränke, deren Abdeckplatten große Arbeitsflächen bilden. Rechts vom Herd ist die Spüle und links davon, neben der Durchreiche, der Tisch, an dem unser jüngstes Küchenmädchen, das eigentlich als eine Art Lehrling eingestellt wurde, sich als Salatköchin betätigen darf. Allerdings eine nicht gerade virtuose Salatköchin. Eigentlich ein kleiner Trampel. Ungeschickt, unbeholfen, und wenn man ihr zusetzt, zieht sie den Kopf ein und wirkt verstockt. Hannah ist ihr Name. Es hat einige Beschwerden gegeben. Der Salat sei zu sauer, zu stark gesalzen, es sei zu viel Öl dran etc. Ein weit gereistes Ehepaar, Pensionsgäste, die sehr erbost waren, drei Tage hintereinander Salat serviert zu bekommen, der nicht ihrem Geschmack entsprach, empfahl uns, die italienische Art einzuführen, nämlich einfach den gewaschenen, nicht marinierten, Salat mit je einer Flasche Essig und Öl auf den Tisch zu stellen, damit sich jeder Gast seine eigene Komposition zusammenstellen könne. Mama will nichts davon wissen. Sie fürchtet, dass die Gäste Unmengen von dem teuren Öl verschwenden würden.

Der neue Chefkoch (Hab ich dir schon erzählt, dass wir der alten Köchin gekündigt haben?) hat gleich frischen Wind in die Küche gebracht. Wir haben bereits ein reichhaltigeres Angebot an Menüs. Cuisine française. Klingt gut, nicht? Aber auch Altbewährtes kommt auf den Tisch. Die Speisekarten schreiben wir nun jeden Tag neu. Das liegt in Hugos Aufgabenbereich, der verfügt über eine wunderbare Schönschrift. Mit den französischen Bezeichnungen, die unser neuer Chefkoch eingeführt hat, tut er sich noch etwas schwer. Aber alles ist eine Frage der Übung. Er wird es schon lernen.

Hoffen wir, dass es unserem neuen Chefkoch gelingt, die Mädchen die Kunst der richtigen Mischung der Salatsoßen zu lehren. Ich habe gehört, dass ihr in Amerika etwas Zucker in den Salat mischt. Das sollen übrigens auch die Wiener tun, wie ich neulich in einer Frauenzeitschrift gelesen habe. Interessant!

*Es freut mich, dass meine Briefe für dich wichtig sind. Dass sie dir, wie du meinst, ein großes Tor zur Heimat offen halten und dir viel mehr bedeuten als alle Zeitungen, die wir dir schicken. Das ist ein großes Kompliment für mich!*

*Du fragst, ob es in Österreich bereits wieder gute Bücher zu kaufen gibt. Selbstverständlich! Selbstverständlich gibt es wieder Bücher. Wir sind doch keine Banausen! Wir sind ein Kulturvolk!*

*Mama ist seit der Geburtsstunde unserer Buchgemeinschaft als Mitglied eingetragen. Acht Schilling im Jänner, acht Schilling im Februar, acht Schilling im März, und im März kommt dann auch das Buch. Natürlich könnten wir uns auch einfach in der Buchhandlung in Imst oder in Innsbruck ein Buch kaufen. Aber so ist es bequemer, es wird einem gleich eine gewisse Auswahl geboten, und viermal im Jahr ein Buch zu kaufen findet Mama gerade richtig.*

*Ab und zu kommt mir beim Lesen deiner Briefe der leise Verdacht, dass du nicht so richtig an die Erneuerung Österreichs oder Deutschlands glaubst. Ich werde deine Zweifel zerstreuen.*

*Unter den Büchern, die unsere Buchgemeinschaft als Erste herausbrachte, waren nicht nur zwei Bücher vom Waggerl (ich weiß, das war ein großer Nazi-Mitläufer, Chef der Schriftstellerkammer, und er hat sich dabei eine goldene Nase verdient, aber er schreibt halt so schön, so zu Herzen gehend, über seine Bergheimat, und das gefällt den österreichischen Lesern) nein, es war auch ein Werk von dem Emigranten Stephan Zweig dabei. Das Buch heißt „Sternstunden der Menschheit“. Meine Mutter hat es sofort bestellt. Nun steht es neben den zwei Waggerlbüchern, den Werken anderer Heimatschriftsteller und sämtlichen Ausgaben des Reimmichlkalenders auf einem breiten Bücherbord im Foyer, das auch als eine Art Aufenthaltsraum fungiert. An Regentagen, wie wir sie zurzeit erdulden müssen, nehmen es die Gäste zur Hand, blättern darin und schmökern ein bisschen. Du siehst, bei uns geht alles ausgewogen zu. Dass die Buchgemeinde gleich Werke von Anna Seghers bringt oder von Brecht, also, das kann man wirklich nicht verlangen.*

*Schade nur, dass sie keine Jazzplatten führen. Dieser Mangel hängt natürlich damit zusammen, dass Jazz eine Musikrichtung ist, für die sich der Großteil der Kunden noch zu wenig interessiert.*

*Heute regnet es schon den dritten Tag, und es herrscht eine unglaubliche*

*Kälte für die Jahreszeit. Unwillkürlich drängt sich da die Frage auf, was die Touristen hier suchen. Gut, vor kurzem wurde hier im Dorf eine Espressobar eröffnet, da gibt es Milch-Shakes und Cola, gerade wie in jeder Stadt. Und außerdem gibt es natürlich die Berge. Die sind, Gott sei gedankt, auch da, wenn es regnet oder der Nebel sie vollkommen verdeckt. Dann die wildromantische Landschaft, Wälder, Wiesen, Almen. Unser Piburger See. Du kannst dich sicher noch gut an ihn erinnern. Er befindet sich in nächster Nähe unseres Dorfes, mitten im grünen Gelände, auf der einen Seite ein bewaldeter, mit Felsen durchsetzter Hang, auf der anderen Seite ein etwas flacheres Gelände und eine schmale Wiese. Die hölzernen Pritschen stammen noch aus den Zwanzigerjahren, ebenso die Kabinen.*

*Alle in Ötz und darüber hinaus sind sich einig: Der See ist eine Attraktion für unsere Fremden. Bei Schönwetter besuchen sie ihn sehr gerne. Die Damen tragen glänzende Badeanzüge mit eingearbeiteten Korsetts, aber man sieht auch schon zweigeteilte, so genannte Bikinis. Die Herren laufen in Badehosen, meist in gedeckten Farben, herum. Trotzdem sieht es der Pfarrer nicht gerne, wenn sich die Einheimischen, ähnlich gekleidet, unter die Gäste mischen. Aber da kann er gar nichts machen. Der Piburger See war bereits beliebt, als es noch keine Spur von modernem Fremdenverkehr im Tal gab.*

*Im Hintertal, wo man durch die berühmten Berggipfel schon seit Ende des 19. Jahrhunderts Bergsteigertouristen aus England und Italien kennt, hat man Anfang dieses Frühjahrs begonnen, eine Seilbahn auf den Rotkogel zu bauen. In Zeitungen wird oft darauf hingewiesen, wie gefährlich diese Bahnen sind. Die Seile können reißen, die Gondeln aus den Führungen springen etc. Aber die Gäste wollen sie haben, also müssen sie gebaut werden.*

*Die Bürgermeister der äußeren Talregion meinen, wir dürften keinesfalls zulassen, dass die erlebnishungrigen und zahlungskräftigeren Touristen unsere Dörfer nur als Transitgegend betrachten. Die Gefahr besteht. Sie kommen von weit her, am Taleingang atmen sie auf, bald haben sie es geschafft. Noch einmal wird kräftig auf das Gas gestiegen, denn die Steigungen sind beträchtlich. Ohne viel Federlesens brausen sie durch die Dörfer, und wir können von Glück reden, wenn Hunger oder Durst quälend genug werden, sodass sie sich entschließen, eine Pause einzulegen und eine Kleinigkeit zu verzehren. Damit*

*können wir Vordertaler uns natürlich nicht zufrieden geben. Wir müssen alles daran setzen, zumindest einen Teil dieser potenten Gäste zu halten. Der See könnte unser Kapital darstellen: Eine gut ausgebaute Straße bis zum Ufer, dort ein interessantes Lokal, das Unterhaltung, Speise und Trank in gehobener Atmosphäre verspricht und Motorbootfahrten über das Gewässer anbietet. Pardon, Fluten. Der Bürgermeister hat in seiner Rede von Fluten gesprochen: Die blau-grünen Fluten unseres romantischen Bergsees.*

*Es geht schon auf Mitternacht zu, und ich werde nun wohl Schluss machen.  
Tausend Grüße sendet dir  
deine Nichte Agnes*

Die Forelle, die eben aus dem Wasser gefischt worden war, hauchte zappelnd ihr kaltes Leben aus. Sie war ein Opfer der größten Attraktion des Hauses. Der Fischbehälter, wöchentlich aufgefüllt mit frischer Ware aus dem hauseigenen Fischteich, stand eingelassen in der Wand, welche die Küche vom Restaurant trennte. Der Gast befand sich im Restaurant, das Küchenmädchen, bewaffnet mit einem Netz, ähnlich einem Schmetterlingsnetz, stand auf einem Hocker in der Küche, bemüht, akkurat jenen Fisch in das Netz zu bekommen, den der Gast haben wollte. Der Auserwählte wurde auf die Waage geworfen, 10 Dekka<sup>19</sup> kosteten 10 Schilling, eine teure, aber einfache, Rechnung. In den ersten Tagen fiel es mir entsetzlich schwer, den Fisch durch kräftige Schläge gegen das Hackbrett zu töten, seinen Bauch aufzuschlitzen und die Eingeweide herauszureißen. Die anderen hatten gelacht, als sie meinen Schrecken sahen. „Du bist doch am Land aufgewachsen, die Bauern schlachten ihre Tiere selbst, hast du nie zugeschaut, im Winter, wenn beim Nachbarn ein Schwein abgestochen wurde?“ Nein, ich hatte nie zugesehen, ich war in das hinterste Zimmer geflüchtet und hatte mir die Ohren zugehalten, um das Quiet-schen und Schreien des verängstigten Tieres nicht zu hören. Aber später, wenn die Bäuerin mit einer Schüssel voll Grammeln, als kleines Geschenk zwischen Nachbarn, an der Tür stand, hatte ich gerne zugegriffen. Doch von unseren Hennen, die ich persönlich gekannt und die Mutter eigenhändig geschlachtet hatte, habe ich nie auch nur den kleinsten Bissen verzehren können.

So hatte ich die Augen zugekniffen und den Kopf des Fisches nochmals gegen den Rand des steinernen Wasserbeckens geschleudert. Je schneller er starb, desto kürzer war sein Leiden. Franz, der Laufbursche für alles, der hoffnungslos in Burgl verliebt war, hatte Mitleid mit mir. Sein Vater hatte ihn als Bub zum Fischen mitgenommen. Er zeigte mir, worauf es beim raschen Töten ankam, und ich war dankbar für seine Tipps. Von nun an packte ich den Fisch fester und setzte das Messer an der richtigen Stelle an. Alles lässt sich erlernen.

„Hast du es schon gehört?“, fragte Ilse mit verschwörerischer, leiser Stimme. Wie es ihr gelang, immer als Erste alle Neuigkeiten zu erfahren,



war ihr Geheimnis. Sie zählte wohl zu jenen Menschen, von denen unsere Nachbarin sagte, sie würden das Gras wachsen hören.

„Nein, was denn, was?“

„Barbara ist heute ins Büro gerufen worden.“

„Wenn sie den Lohn für Juli bekommen hat, werden sie uns wohl auch bald bezahlen.“

Aber Ilse schüttelte den Kopf. „Es ging nicht um den Lohn. Den hat Barbara bereits vor acht Tagen bekommen. Ich und Regina auch. Hast du das nicht gewusst?“

Ich drehte den Wasserhahn stärker auf, um Blut und Eingeweide des Fisches möglichst rasch wegzuspülen. Nein, ich hatte es nicht gewusst. „Ich versteh nicht, warum ihr euer Geld schon habt, während ich noch immer darauf warten muss.“

„Wahrscheinlich weil du ein Lehrling bist, und wir sind nur gewöhnliche Küchenmädchen.“ Ilse ließ ein schadenfrohes Lachen hören. Bei jeder Gelegenheit rieb sie mir meinen Sonderstatus unter die Nase: Dieselben Arbeitszeiten, dieselbe Schufterei, dieselben Arbeiten, aber weniger Lohn, das war der ganze Effekt, den Vaters Vertrag mit Fräulein Agnes mir einbrachte.

„Ein Unterschied muss schließlich sein, wenn du dich schon als etwas Besseres ausgeben willst!“, legte sie noch ein Schüffelchen Hohn nach. Ich bückte mich und tat, als ob ich unter der Spüle etwas suchen müsste, damit Ilse nicht noch meinen roten Kopf zu sehen bekam und dadurch einen weiteren Grund hätte zu triumphieren. Tränen oder einen roten Kopf, so reagierte ich immer auf Ungerechtigkeiten oder Demütigungen. Wann würde ich endlich lernen, nach Kräften zurückzuschlagen?

„Schwätzt nicht, ihr da drüben, sondern macht weiter!“, rief Frau Kathi herüber.

Schnell tupfte ich den Fisch trocken, während Ilse eifrig begann, die rohen Erdäpfel in kleinere Stücke zu zerteilen.

„Es hat eh lange gedauert, bis sie endlich eine Aussprache verlangt haben“, raunte sie mir zu. Eigentlich wollte ich nicht mehr mit ihr reden, wenigstens eine Zeit lang nicht, aber die Neugierde siegte wieder einmal.

„Eine Aussprache worüber?“

„Über ihren Zustand.“

Nun verstand ich überhaupt nichts mehr. Zustand, was sollte das wieder heißen? „Ist sie zur alten Chefin gerufen worden?“

„Zu beiden, zur alten und zur jungen.“

„Und?“

„Na, vielleicht erinnerst du dich, ich habe dir schon am ersten Tag gesagt, dass mit Barbara etwas nicht stimmt.“

„Moment“, sagte ich und lief die drei, vier Schritte zum Herd hinüber, um Kathi den vorbereiteten Fisch zum Weiterverarbeiten zu übergeben. Der Gast hatte Forelle blau bestellt.

„Und nun flott an die Erdäpfel“, kommandierte der Chefkoch. „Regina, Hannah, helft der Ilse, damit es schneller geht.“ Die Befehle waren die gleichen, ob sie die Frau Groß ausgesprochen hatte oder nun der neue Küchenchef. Und immer hieß es: schnell, schnell, macht weiter, vorwärts, flott, rührt euch, rührt euch!

„Da, nimm dieses Messer“, sagte Ilse, und setzte dann leiser hinzu: „Ich habe es schon die längste Zeit vermutet. Aber ich habe nichts gesagt. Ich will niemanden unschuldig verdächtigen. Ich kann ja meine Zunge hüten. Aber jetzt kann ich es dir ja sagen: Die Barbara ist schwanger.“

Die scharfe Klinge rutschte ab und ritzte mir die Daumenkuppe. Zum Glück nur ein kleiner, oberflächlicher Schnitt, der wenig blutete.

„Gott, tust du immer dumm!“, rief Kathi, die mein Missgeschick zufällig beobachtet hatte. „Jetzt dauert es noch länger, bis die Erdäpfel so weit sind!“

Ich schleckte mir die paar Tropfen Blut ab. „Das kann ich nicht glauben!“, flüsterte ich Ilse zu. „Das kann ich einfach nicht glauben.“

„Doch, es stimmt! Sie soll es auch sofort zugegeben haben. Sag nur, dass dir nichts aufgefallen ist, Hannah! Das gibt es gar nicht. Wir schlafen doch alle drei im selben Zimmer.“

„Ich habe nie so genau aufgepasst.“ Plötzlich fiel mir die Begegnung in der ersten Woche ein. Der sonnenüberflutete Weg nahe der Hecke, der ausgediente Gartenzweig, Barbara, keuchend und kalkweiß im Gesicht,

wie sie mich um ein Glas Wasser schickte. Und dann die Bitte um absolutes Schweigen über ihren Schwächeanfall. Sollte die Schwangerschaft der Grund gewesen sein?

„Sie hat es verstanden, ihre Figur lange Zeit zu verbergen. Aber ihr Verhalten ist mir schon vom ersten Tag an aufgefallen. Und ich habe es Hannah auch gleich gesagt! Nicht wahr, Hannah, ich habe es dir schon am ersten Tag gesagt?“

„Hannah, komm her und hilf mir die Nudeln abseihen. Schnell!“, rief Frau Kathi vom Herd herüber. Der Topf mit Nudeln war für das Personal bestimmt. Nudeln, vermischt mit würfelig geschnittener Braunschweiger Wurst, dazu eine Schüssel Krautsalat. Ein schwarzer Tag für mich, Wurstnudeln hatte ich schon als Kind gehasst.

Ich wischte die Hände an der Schürze ab und wir nahmen den schweren Topf vom Herd, sie einen Henkel, ich den anderen, und schleppten ihn zum steinernen Wasserbecken. Frau Kathi hatte das emaillierte blaue Nudelsieb bereits vorbereitet, und gemeinsam hieften wir den Topf hoch und gossen die Hörnchen samt Nudelwasser ins Sieb. Für Augenblicke hüllte der Dampf wie eine Nebelwolke im November unsere Köpfe ein, die Küche verschwand vor unseren Augen.

„Habt ihr sie denn nie ausgezogen gesehen?“, fragte Regina, als ich wieder zu ihnen und den Erdäpfeln zurückgekehrt war.

„Nie!“, erwiderte Ilse, und auch ich schüttelte den Kopf. Erst jetzt fiel mir auf, dass ich Barbara tatsächlich nie in Unterwäsche gesehen hatte. Sie kleidete sich im Duschaum oder zwischen den Türen des Zimmerschranks um.

Im Übrigen, und das wusste Regina wohl, waren wir alle drei im gegenseitigen Interesse bemüht, einen Rest Privatsphäre zu erhalten. Leicht war es sowieso nicht, zu dritt in einer engen Schlafkammer.

„Wahrscheinlich schnürt sie sich, deshalb konnte man glauben, sie sei während der letzten Monate einfach ein bisschen mollig geworden. Aber jetzt ist ihr Zustand unübersehbar. Sie soll schon Ende des siebten Monats sein.“ Ilses Stimme klang verschwörerisch. „Stellt euch vor, schon im siebten Monat! Und sie hat zu niemandem ein Wort gesagt. Das heißt, vielleicht

hat sie mit Toni geredet? Die beiden stecken ja viel zusammen. Wenn Toni etwas wusste, hat sie jedenfalls geschwiegen.“

Ich spürte so etwas wie einen Stich im Zwerchfell. Auch mit mir hatte sich Barbara öfters unterhalten, wenn wir zwei allein im Zimmer waren. Seit der Trennung von meinen Schwestern war sie die Einzige gewesen, mit der ich über persönliche Dinge reden konnte. Warum hatte sie mich in dieser Sache nicht ins Vertrauen gezogen? Zweifelte Barbara an meiner Aufrichtigkeit? Mochte sie mich vielleicht gar nicht? Und ich dachte immer, wir zwei verstünden uns. Mit einem Mal erfasste mich eine dumpfe Traurigkeit, die alles wie mit einem grauen Schleier überzog.

„Tatsächlich? Im siebten Monat? Also, ich kann mir das gar nicht vorstellen!“, widersprach Regina. „Dann käme das Kind schon im, Moment, ich muss schnell nachzählen: August, September, Oktober? Im Oktober also?“

„Gegen Ende der ersten Oktoberwoche, ja. An und für sich eine gute Zeit für die Niederkunft einer Saisonarbeiterin. Sie kann den gesamten Sommer arbeiten und ist bis zum Winter schon wieder fit.“

„Aber wenn sie Ende des siebten Schwangerschaftsmonats ist, wird sie ja bald in Karenz gehen. Wenn das Wetter hält, dauert die Saison doch bis in die dritte Septemberwoche hinein.“

„Eben. Die alte Chefin soll sehr erbittert sein. Sie kommt sich hintergangen vor. Weil Barbara ihren Zustand verschwiegen hat, als sie eingestellt wurde. Nun müssen sie einen Ersatz für sie finden.“

„Ein Zimmermädchen lässt sich leicht ersetzen“, meinte Ilse. „Klommuscheln bürsten, Zimmerböden saugen, Betten überziehen, das lernt jedes Mädchen schon als kleines Kind.“

„Also, wir haben daheim weder eine Klommuschel noch einen Staubsauger“, sagte Regina. „Nur ein Plumpsklo und einen Besen samt Kehrschaufel.“

„Wir auch nicht. Trotzdem traue ich mir zu, sofort und ohne Schwierigkeiten als Stubenmädchen zu arbeiten. Nur mag ich nicht.“

„Ich auch nicht. Diese Arbeit wäre mir zu dreckig.“

„Die Ursel behauptet immer, unsere Arbeit in der Küche sei viel

schmutziger. Und wenn du uns anschaust, kriegt man tatsächlich diesen Eindruck. Die Zimmermädchen sind immer sauber und hübsch angezogen. Aber wir? Unsere Schürzen sind voller Flecken, unsere Frisuren zerzaust, wir schwitzen wie die Ferkel in dieser Hitze hier, und ich bin oft noch rußig im Gesicht vom Kohlentragen.”

„Das mag schon sein. Trotzdem finde ich das Erdäpfelschälen und sogar das Ausnehmen der Forellen hundertmal appetitlicher als die Arbeit in den Zimmern. Was glaubst du, was du da alles machen musst? Den Dreck von den anderen Leuten wegputzen, Zigarettensammel aufklauben, Erbrochenes wegmachen, Schmutzränder an den Badewannen und den Waschbecken scheuern. Nein, das wäre mir wahrhaftig zu grauig.”

„Was ist, das heißt, wer ist eigentlich der Vater des Kindes?”

Ilse zuckte die Schultern. „Darüber schweigt sie sich aus. Die Cheffinnen haben nichts aus Barbara herausgekriegt. Scheinbar will sie den Vater geheim halten. Vielleicht ist er verheiratet. Oder vielleicht stimmt sonst irgendwas nicht mit ihm.” Energisch zerteilte sie die letzte Kartoffel in vier annähernd gleiche Stücke. „Ich versteh nicht, wie man sich als Mädchen auf so etwas einlassen kann. Ein lediges Kind. Und dazu noch nicht einmal einen Vater. Keinen Vater, keine Wohnung, nicht einmal ein eigenes Zimmer. Wohin wird sie das Baby denn betten? Vielleicht in eine Schublade?” Ilse Augen verengten sich. „Vielleicht in eine der Kommodenschubladen in unserem Zimmer?”

„Meine Mutter hat uns in einen mit Stoff ausgekleideten Wäschekorb gelegt”, sagte ich. „Der Korb wurde auf ein Holzgestell mit vier Rädern geschraubt. Er steht noch auf dem Dachboden.”

Ilse hatte mir gar nicht zugehört, sondern die eigenen Gedanken weitergesponnen: „Also, ich wüsste mir keinen Ausweg mehr in einer derartigen Situation. Abgesehen von den finanziellen Sorgen – diese Schande! Jedes Mal, wenn ich wieder auf Saison gehe, sagt mir meine Mutter: ‚Dass du mir ja kein lediges Kind heimbringst!’ Also, ich glaube, mein Vater würde mich in so einem Fall glatt verstoßen.”

Nun schien die Geduld der Beiköchin endgültig am Ende zu sein. „Hört endlich auf mit eurem Getratsche!”, rief sie. „Überhaupt, verstoßen?”

So ein Blödsinn! Ledige Kinder hat es immer gegeben. Was zerreißt ihr euch denn gar so die Mäuler!”

Wir zogen die Köpfe ein. Wenn Frau Kathi diese Töne anschlug, war es besser, still zu sein. Außerdem war es an der Zeit, einen Kbel voll Kohlen herbeizuschaffen. Nichts erboste den Chefkoch mehr, als wenn er mich zu Arbeiten anhalten musste, die ich sowieso und von selbst zu erledigen hatte. So trollte ich mich für ein paar Minuten in den Keller. Eine kleine Pause konnte meinen Beinen nur gut tun.

Barbara lag auf ihrem Bett, einen Polster unterm Kopf, zwei unter den Füßen. Das blau- und weiß gestreifte Dienstkleid hielt einen Stuhl besetzt, ihre weiße Schürze samt Rüschenband den zweiten und auf dem dritten machten sich einige bunte Zeitschriften breit, „Constanze“, „Frau im Spiegel“ und obenauf die Mrzznummer von „Elegante Welt“. Barbara nahm die Zeitschriften, die von den abgereisten Gästen zurückgelassen wurden, immer mit sich. Auch wenn es nicht die jüngsten Ausgaben waren, so waren sie doch bei allen Kolleginnen sehr begehrt. Sie brachten so etwas wie Gre aus der weiten, bunten, aufregenden Welt in unsere Dachstuben. Aus diesem Grund schluckte ich meinen Unwillen über dieses heillose Durcheinander hinunter, nahm stumm Schürze und Rüschenband, häufte beides bers Kleid und setzte mich auf den freigemachten Stuhl. Ich war dazu übergegangen, mich während der Zimmerstunde nicht mehr, wenigstens nicht mehr jeden Tag, aufs Bett zu legen. Denn lag ich im Bett, war ich regelmäßig nach längstens zehn Minuten eingeschlafen. Da konnte die Lektüre noch so spannend sein! Und nur mehr schlafen, arbeiten, schlafen, das war mir auf Dauer einfach zu wenig. Schließlich angelte ich nach zwei der Zeitschriften, platzierte die bloßen Füße auf die letzte und stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Endlich sitzen, endlich die Beine ausstrecken! Langsam ließen die Schmerzen in den Waden und der Fuwlbung etwas nach. Auf dem Titelbild von „Frau im Spiegel“ sank eine schöne, blonde Dame schmachkend dahin, mühsam gehalten von einem glutugigen, brtigen Herrn, der wild entschlossen auf den Betrachter sah. Quer über dem Paar war in dicken

Lettern zu lesen: „Liebestragödie im Hause Wilston. Lesen Sie unseren Bericht auf Seite drei.“ Was ich sofort und mit Begeisterung zu tun gedachte. Liebesgeschichten, besonders solche aus Königshäusern oder ähnlich vornehmen Familien, beflügelten meine Träume.

Barbara hielt die Augen geschlossen. Auch als ich auf der Suche nach der Fortsetzung dieser bewegenden und herzerreißenden Geschichte raschelnd die Seiten umblätterte, rührte sie sich nicht. Vielleicht schlief sie? Nun, mir sollte es recht sein, ich genoss die Stille. Wenn Barbara schlief und Ilse sich während der Freistunde irgendwo im Dorf aufhielt, war es fast so, als ob ich ein Zimmer für mich alleine hätte. Das kam nicht oft vor, deshalb musste ich diese Gelegenheit besonders genießen.

Der Kastanienbaum, der dank seines riesigen Astgewirrs beinahe ein Viertel des Gastgartens beschattete, reichte mit seiner Krone bis zu unserem schmalen Fenster herauf. Als der Dachboden zu den jetzigen Personalkammern ausgebaut wurde, hatte man die Luken mit Glas versehen. Die beiden Fenster waren klein, und das Licht, das einfloß, war gering, aber es schimmerte grün vom Laub und blau vom Himmel, der sich über dem Tal wölbte.

Hier sitzen zu können oder auf dem Bett zu liegen, nicht nur eine kurze Ruhepause von halb drei bis halb fünf nachmittags, nicht nur eine kurze Nacht von zehn Uhr abends bis sechs Uhr früh, sondern einmal im Sommer einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang, vierundzwanzig Stunden hintereinander – wie schön musste das sein! Schlafen, dösen, rasten, dazwischen die wild bewegten Geschichten ferner Welten lesen, die glänzenden Bilder in den Illustrierten anschauen, die Bilder dieser wunderschönen Frauen mit ihren strahlenden Augen, in ihren eleganten Kleidern und mit dem glänzenden Haar. Und davon träumen, einmal selbst so modern gekleidet zu sein, so schön zu sein, ein so aufregendes Leben zu führen und – die ganz große Liebe zu erleben. Letzteres schien mir zweifelsohne das Wichtigste. Eigentlich wartete ich Tag für Tag auf diese große Liebe. Trotz ewiger Müdigkeit und schmerzender Beine. Leider vergebens. Das heißt, in der Schule war ich schon einige Male total verliebt gewesen. Allerdings immer in Männer, die unerreichbar blieben. Kann man seinem Lehrer, der

gescheit, gebildet, schön und doppelt so alt ist wie man selbst, seine Liebe gestehen? Ich konnte es nicht. Unglücklicherweise waren es immer gerade diese Typen, die mich mit großer Macht angezogen hatten. Von den Mitschülern gefiel mir keiner so richtig. Schade, aber da war nichts zu machen.

Hier, im Weißen Elefanten, gab es keine jungen und interessanten Männer. Ausgenommen vielleicht Franz, der seinerseits in Burgl verliebt war. Nicht, dass dies ein Hindernis gewesen wäre, mein Herz an ihn zu verlieren. Aber er war nicht mein Fall. Zu blond. Und was sonst noch herum lief, kam wirklich nicht in Frage. Der Küchenchef war bauchig, und seine Glatze glänzte wie der polierte Kupferkessel, in dem wir die Russische Creme rührten. Ferdinand hatte sicher schon 75 Jahre auf seinen gebeugten Schultern, und Hugo war ein Unsympathling.

Aber so entschlossen ich mich für kurze Stunden auch diesen Traumwelten hingab, im Innersten wusste ich es besser. Die Wünsche, die Hoffnungen, die beim Überleben halfen, blieben prosaisch, die Strategie schlicht: Spare Kraft, wo es geht, press die Augen fest zusammen, so vergeht das Weinen ohne Tränen, die Wochen fließen dahin, und im Herbst wird es besser.

Wenn der Sommer und die Saison vorbei sind, wird das Hotel geschlossen und die Küche in einem sehr viel bescheideneren Rahmen weitergeführt. Ferdinand, Ursel, sowie Herr Hugo und die zwei Chefinnen müssen bekocht werden. In dieser Zeit werde ich, so wie Ursel und Frau Kathi, vielleicht jede Woche zweimal einen freien Nachmittag haben, und einer davon wird ein Sonntagnachmittag sein. Auch die tägliche Arbeitszeit reduziert sich, sodass die Füße mehr Zeit haben werden, sich zu erholen. Im Herbst wird es weniger Hetzerei geben und also geringere Müdigkeit. Im Herbst wird alles besser, und so lange muss man es eben aushalten. Alle anderen halten es auch aus.

Plötzlich schreckte ich auf. Ich musste wohl trotz der Vorsichtsmaßnahmen ein paar Minuten geschlafen haben. Die Zeitschrift, voll von bunten Bildern und heiteren, glücklichen Menschen, war zu Boden gefallen. Noch war Sommer, noch lief das volle Programm. Der Wecker auf dem Tisch zeigte auf halb vier. Eine Stunde der kostbaren Zeit war schon vorbei. Auch



Barbara war erwacht. Im Zimmer war es eine Spur dunkler geworden, aber nun konnte man Barbaras Zustand tatsächlich deutlich erkennen. Ihr Bauch wölbte sich unübersehbar, um ihre Augen lagen dunkle Schatten, und ihr Gesicht wirkte hager und gleichzeitig ein bisschen gedunsen. Sie richtete sich auf und warf mir ein Lächeln zu.

„Es ist also in der Küche geredet worden?“

„Geredet? Was meinst du? Worüber soll geredet worden sein?“ Ich wusste natürlich, was Barbara meinte, aber ich wollte mich nicht so überumpeln lassen. Ihre Stimme klang gleichmütig. Eines war offensichtlich: Barbara schämte sich nicht. Ein lediges Kind, aber sie schämte sich nicht. Ich in ihrer Situation – niemals würde ich es wagen, mich derart herausfordernd zu verhalten.

„Darüber, dass ich ein Kind erwarte. Ich sehe es dir an deinem Gesicht an.“ Barbara richtete die Augen voll auf mich.

„Nun ja. Ilse hat es uns erzählt. Du sollst – also, sie meint, dass du der Chefin erst heute gesagt hast, dass du – also, dass du ein Baby kriegen wirst. Und die Chefin, die war ziemlich sauer deswegen. Stimmt das eigentlich?“

„Stimmt auffallend!“, gab Barbara zu. Keine Spur von irgendwelchen Schuldgefühlen. „Ich erwarte mein Baby Anfang Oktober. So kann ich noch bis zur dritten Augustwoche arbeiten. Zu diesem Zeitpunkt flaut die Saison gewöhnlich rasch ab, und deshalb wollte die Chefin sowieso eine von uns drei Zimmermädchen entlassen. So geh halt ich in Karenz, und Ursel und Toni können bleiben. Na gut, Ursel bliebe wohl sowieso, sie arbeitet ja ganzjährig.“

Barbaras Version klang ganz anders als jene von Ilse. Nicht dramatisch. Nicht katastrophal. Fast so, als ob Barbara alles von langer Hand geplant hätte. Nun, mir sollte es recht sein. Aber eine Frage hatte ich doch an Barbara.

„Damals im Garten, war es wegen der Schwangerschaft, dass dir schlecht geworden war?“

„Wahrscheinlich. Ein paar Wochen reagierte ich extrem empfindlich auf Gerüche. Diese scharfen Putzmittel, die wir für die Toiletten verwenden –

das war einfach zu viel. Vielleicht hatte ich mich auch ein bisschen zu stark eingeschnürt. Aber damit ist es jetzt sowieso vorbei. Jetzt, da alle es wissen, habe ich das nicht mehr nötig.“ Ich langte nach der Schürze, die ich vorhin auf das Bett gebreitet hatte, und suchte die zwei Taschen ab.

„Ich habe einen Apfel aus der Küche mitgehen lassen. Magst du die Hälfte? Vitamine sollen gesund sein für das Baby, so steht es wenigstens in der ‚Constanze‘.“

Barbara räkelte sich. „Ja, gerne. Es warten noch zwei Waschmaschinen voll Bettwäsche zum Bügeln auf mich, da kann ich eine Stärkung gebrauchen! Mir graut schon davor! Im Bügelraum ist die Luft stickig, und es herrscht eine Hitze, die kaum zum Aushalten ist.“

Ich versuchte den Apfel auf jene Weise zu teilen, die in der Schule äußerst beliebt gewesen war. Wer hatte schon ein Taschenmesser besessen? Erst den Stängel abreißen, dann den Apfel auf eine harte Unterlage stellen, in diesem Fall auf den Tisch, mit dem Fruchtboden nach unten, dann die rechte Hand zu einer Faust ballen und mit aller Kraft draufschlagen. Beim zweiten Versuch entstand ein dünner Riss in der Mitte, und entlang dieses Risses ließ er sich auseinander brechen.

Die Tür ging auf, Ilse kam herein. Sie trug einen rot-weiß gestreiften Rock, der weit abstand und bei jedem Schritt gefällig wippte. Ilse besaß einen Petticoat<sup>20</sup>, um den ich sie sehr beneidete. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis mir die alte Chefin das Lehrgeld für den Monat Juli auszahlen musste. Immerhin war bereits die zweite Augustwoche gekommen. Dann würde ich mir auch einen Petticoat kaufen ...

„Ratet einmal, wo ich eben war?“, sagte Ilse geheimnisvoll.

Barbara gähnte. „Keine Ahnung. Wo wirst du schon gewesen sein? Auf der Post vielleicht? Hast du einen Brief an deine Eltern aufgegeben?“

„Nein, nein. Ich war in der neuen Milchshake-Bar. Phantastisch, sage ich euch. Alles glänzt nur so – so metallisch, und in einem großen Mixer schäumen sie dir die besten Milchgetränke, rosa mit Himbeeren und weißgelb mit Zitrone. Der Rand der Gläser ist hauchdünn mit Kristallzucker bestäubt, das schaut ganz toll aus.“

„Und schmeckt die Milch gut?“, erkundigte sich Barbara höflich.

„Ganz wunderbar. Und den Trick mit dem Zuckerrand, der so schick aussieht, den kenn ich auch. Ich hab in einer Zeitschrift gelesen, wie man ihn fabriziert. Ich glaube, es war in der ‚Frau im Spiegel‘. Man befeuchtet die Gläser und drückt sie dann leicht in Zucker. Das machen die Teenager in Deutschland, wenn sie eine Party geben.“ Ilse hielt einen Augenblick inne und schleuderte ihre Sandalen von den Füßen. „Ogottogott, schaut nur, wie meine Füße geschwollen sind.“

„Vielleicht hättest du dich lieber ausrasten sollen, statt in die Milchshake-Bar zu gehen!“

„Ach, du denkst wohl, die haben keine Sitzgelegenheiten dort? Die haben todschicke Barhocker, ganz hohe, und die Füße stützt man an Querstreben ab. Da sitzen die Leute, und aus den Lautsprechern kommen ganz tolle Schlager, und man redet völlig ungezwungen mit allen möglichen Leuten. Sogar ein Gast aus unserem Hotel war dort. Der hat mich angesprochen, mit ‚Fräulein‘ hat er mich angesprochen. Er hat mich gefragt, ob ich heute Abend frei wäre.“

„Und“, fragte ich, „was hast du geantwortet?“

„Ich habe gesagt, dass es mir furchtbar Leid tut, keine Zeit zu haben.“

„Um halb zehn sind wir ja meistens fertig in der Küche. Da hättest du doch Zeit, oder?“

„Hannah, du weißt doch, das Problem ist, wie ich mich spät abends unbemerkt ins Haus schleichen kann. Die Hintertür wird um zehn abgesperrt, von der alten Chefin persönlich. Und wenn ich vorne beim Haupteingang hereinspaziere, sieht mich das Fräulein Agnes, oder der Herr Hugo. Entweder sie oder er liegen doch immer wie Tiger auf der Lauer.“

„Ach geh, die sitzen in der Rezeption, weil sie die Schlüssel bewachen, nicht das Personal.“

„Ja. Sie passen auf die Schlüssel auf und empfangen die Gäste“, bestätigte Barbara.

„Schon, schon. Aber sie halten auch immer die Ohren gespitzt und die Augen weit offen, wenn es um uns geht.“

„Nun, und? Was ist dabei? Du warst aus, in deiner Freizeit. Das geht doch niemanden etwas an“, sagte Barbara.

„Die alte Chefin sieht das ganz anders. Und die junge ist ihrer Meinung. Die stehen beide auf dem Standpunkt, dass die Arbeit das Wichtigste ist, zumindest während der Hochsaison. Die Zeit zwischen der Arbeit, ob das die Nacht ist oder die Zimmerstunde, die darf ein Küchenmensch<sup>21</sup> nur zum Ausrasten verwenden. Nicht zum Vergnügen.“

„Heute warst du ja auch weg!“, erinnerte ich sie.

„Ja, aber das haben sie nicht mitgekriegt. Untertags kann ich den Küchenausgang benützen.“

Barbara stellte die Beine auf den Boden. „Viertel nach vier. Ich muss mich fertig machen.“ Sie streifte das Kleid über. Sie musste die Knöpfe über dem Bauch offen lassen, aber da kam die Schürze darüber. „Ich an deiner Stelle, also, wenn ich ausgehen möchte, ich würde einfach gehen. Niemand kann dir vorschreiben, was du in deiner Freizeit machen sollst und was nicht.“

„Was haben sie denn zu dir gesagt, heute Vormittag, als sie – als sie mit dir über deinen – deinen Zustand gesprochen haben?“, fragte Ilse.

„Wegen meiner Schwangerschaft meinst du? Ach, was sollen sie schon gesagt haben? Nichts Besonderes! Begeistert waren sie nicht gerade. Aber was soll's!“

„Darfst du denn überhaupt noch in den Zimmern arbeiten, so wie du ausschaust?“

„Wie schau ich denn aus?“, fragte Barbara neugierig.

„Na, schwanger halt. Unästhetisch natürlich.“

Barbara prustete los. „Unästhetisch! Wo hast du dieses Wort her? Unästhetisch, natürlich. Unästhetisch!“ Sie schüttelte sich vor Lachen.

Ilse setzte eine beleidigte Mine auf. „Das hat der Herr Hugo gesagt. Zum Fräulein Agnes. Die Barbara wirkt schon unästhetisch. Steck sie irgendwohin, wo die Gäste sie nicht vor den Augen haben. In einem Haus, das auf sich hält, kann man bei Gott keine schwangeren Zimmermädchen halten.“

„Bei Gott kein schwangeres Zimmermädchen halten? Das hat er wirklich gesagt?“

„Ja, ich habe es mit eigenen Ohren gehört! Ich schwör's dir.“

„Schwören brauchst du nicht,“ sagte Barbara, plötzlich ernst geworden. „Außerdem, das interessiert mich alles nicht. Auch nicht, was du in der Küche über mich erzählst.“

Ilse warf mir einen vernichtenden Blick zu. „So, das Fräulein Kochlehrling hat also getratscht! Aber es ist alles wahr, was ich gesagt habe. Und überhaupt brauchst du dich nicht so aufzuspielen. Du hast überhaupt keinen Grund dazu. Im Gegenteil! Du hast allen Grund, fein bescheiden zu sein. Du, mit deinem ledigen Kind!“

Barbara, damit beschäftigt, vor dem Spiegel das weiße Rüschenbändchen festzustecken, drehte sich um. „Der Herr Hugo ist ein bornierter Trottel. Strohdumm und verklemmt. Ich jedenfalls habe mir schon lange nicht mehr so gut gefallen wie jetzt. Und ich freue mich auf mein Kind.“

„Auf ein lediges Kind freust du dich? Du hast Nerven!“

„Ja, ich habe Nerven. Starke Nerven. Die brauche ich auch. Aber das sage ich dir, einmal wird – sogar in dieser hinterwäldlerischen Gegend – kein Mensch mehr so dumm sein, bei einer Frau, die ein Kind erwartet, nach dem Ehering zu schielen.“

„Ehering! Wer redet schon von einem Ehering! Aber hast ja nicht einmal einen Vater für dein Kind!“

Barbara nestelte weiter an ihrem Haar herum. Sie tat, als ob sie die letzte Bemerkung überhört hätte. Ilse stichelte weiter: „Wenn du dir auf deinen Zustand schon so viel einbildest, warum hast du dann so lange versucht, ihn geheim zu halten? Und selbst jetzt schweigst du dich über – über seinen Urheber aus.“

Ich versuchte, Ilse ein Zeichen zu machen. Barbara hatte sicher genug Kummer, auch wenn sie es nicht zugab. Und Ilse war im Grunde auch oft nett und hilfsbereit. In der Küche arbeiteten wir recht gut zusammen. Bis auf diese Spötteleien, die sie mit mir trieb. Aber das war, weil ich die Jüngste war und sie bis zu meinem Eintritt diese Rolle hatte spielen müssen. Zumindest hatte Barbara mir Ilses Verhalten auf diese Weise zu erklären versucht. Doch was hatte Barbara damit zu schaffen? Warum musste sie sich ihr gegenüber gemein verhalten? Barbara hatte sich wieder dem Spiegel zugewandt. Sie schwieg einen Augenblick, dann sagte sie mit

ruhiger Stimme: „Das geht dich gar nichts an. Dich nicht, die zwei Chefinnen nicht, und die anderen erst recht nicht. Ihr ärgert euch zwar grün und blau darüber, trotzdem, es geht euch nichts an, und ich werde weiter nichts dazu sagen.“

Ilse war genauso klar wie mir, warum Barbara bestrebt gewesen war, ihre Schwangerschaft so lange als möglich zu verheimlichen. Sicherlich zu Recht hatte sie befürchtet, dass die alte Chefin oder Fräulein Agnes sie gar nicht einstellen würden, wenn sie wüssten, dass sie ein Kind erwartete. Bestimmt hatte sie auch Angst gehabt, dass ihr gleich wieder gekündigt würde. Schließlich hatten sie Frau Groß auch mitten in der Saison gekündigt. Und eine Chefköchin war schwieriger zu ersetzen als ein Zimmermädchen. Und vielleicht – vielleicht war sie sich am Anfang auch nicht so sicher gewesen, ob sie sich auf das Kind freuen sollte? Und der Vater des Kindes? Sie wollte ihn wohl schützen. Oder wollte sie sich selbst schützen? Oder ihr Baby?

Nun umfasste die Rüsche perfekt den großen Knoten ihrer schimmern- den rötlich braunen Haare. „Ich geh jetzt“, sagte sie und schlüpfte in ihre Schuhe. „Also, bis zum Abend, Hannah!“ An Ilse verschwendete sie keinen Blick und kein Wort mehr.

Ötz, 9. August 1953

Lieber Onkel Paul,

*obwohl ich auf meine zwei letzten Briefe noch keine Antwort bekommen habe, selbstverständlich noch keine Antwort bekommen konnte, muss ich dir heute schreiben!*

*Stell dir vor, eines unserer Zimmermädchen erwartet ein Kind! Wir haben sie Anfang Mai eingestellt, da war sie schon knapp im vierten Monat. Aber sie hat eine derartig günstige Figur und sich auch entsprechend raffiniert gekleidet, beziehungsweise wohl auch etwas eingeschnürt, dass man bis vor kurzem nichts gemerkt hat. Nun ist sie im siebten Monat, sollte also demnächst in Karenz gehen, und das mitten in der Saison! Wir sind alle ganz weg!*

*Du kannst dir sicherlich vorstellen, in welche unangenehme Lage uns das bringt. Was Mama am meisten ärgert, ist die uneinsichtige Haltung des Mädchens. Fast tut sie so, als ob es ihr gutes Recht wäre, einfach ein Kind zu kriegen, und das als Ledige und zu diesem Zeitpunkt. Kein Geld, denn von dem Lohn, den sie bei uns den Sommer über bekommt, wird sie mitsamt dem Kind nicht lange leben können. Keine Wohnung – Zimmer und Bett muss sie räumen, sobald das Arbeitsverhältnis gelöst ist. Neugierig bin ich, wo Barbara ihr Baby unterbringen wird! Gedenkt sie, es im Mantelsaum zu tragen?*

*Sie weigerte sich auch, uns den Namen des Vaters ihres Kindes zu nennen. Man weiß wirklich nicht, was in diesen Leuten vorgeht. Ich würde mich in ihrer Situation wahrscheinlich todunglücklich fühlen. Zumindest hätte ich Schuldgefühle. Schließlich und endlich ist eine ledige Mutter eine ledige Mutter. Nach dem gesunden Volksempfinden ist sie eine Schande, auch wenn, das muss sogar Mama eingestehen, es selbst in unserem Dorf nicht wenige Frauen gibt, die ihre Kinder ohne Mann aufziehen. Aber das hängt mit dem Krieg zusammen, dessen Auswirkungen noch spürbar sind. Viele junge Männer kehrten von der Front nicht zurück, manche verschwanden vielleicht auch so, indem sie die Gelegenheit nützten, heimlich eine Bürde abzuwerfen. Oder die Frauen wollten von den heimgekehrten Männern nichts mehr wissen, weil sie selbst oder die Männer, oder auch beide, sich zu sehr verändert hatten. Bei Barbara liegt der Fall anders. Sie kann sich nicht auf einen „gefallenen Hel-*

den" hinausreden. Oder auf einen Heimkehrer, der die lange Gefangenschaft nicht verkraftet hat und seelisch oder körperlich zerbrochen ist. Sie hat ihren Fehltritt ausschließlich selbst zu verantworten.

Für uns bringt die neue Situation arge Schwierigkeiten, und zwar auf verschiedenen Ebenen. Manche Gäste, hochkultivierte, feine Gäste, finden den Anblick einer schwangeren Frau unpassend. Besonders, wenn sie Kinder haben und diese Kinder womöglich nachfragen und delikate Erkundigungen über die auffällige Figur anstellen. Das ist die eine Seite. Die Ästhetik.

Dann gibt es Gäste, die auf eine andere Art empfindsam sind. Sie haben Probleme, sich von einer schwangeren Frau bedienen zu lassen. Es gefällt ihnen nicht, wenn eine Frau, deren anderer Umstand deutlich sichtbar ist, behindert durch ihren Leibesumfang mühsam den Boden schrubbt, während sie bequem im Liegestuhl ruhen, Cocktails trinken und genussvoll Zigaretten rauchen. Die Gattin eines deutschen Gastes, deren Zimmer Barbara zu putzen hatte, erkundigte sich gestern gar nach den Mutterschutzgesetzen in Österreich. Über diese hat uns Barbara ja eingehend informiert. Unser weiblicher Gast behauptete, die Frauen in Deutschland seien eben dabei, Verbesserungen durchzusetzen. Nicht nur in Hinsicht auf den Mutterschutz, sondern auf den gesellschaftlichen Status der Frau generell. Ähnliche Bestrebungen gibt es auch in Österreich, wie ich im Radio gehört habe. Bei euch, im freien und glücklichen Amerika, sind all diese Fragen sicher schon gelöst! Aber bei uns im alten Europa!

Lieber Onkel Paul, du siehst, mit welchen Schwierigkeiten wir uns herum-schlagen müssen. Es ist lieb von dir, mich immer wieder zu ermuntern, dir alles, was mich berührt, mein Leben beeinflusst oder einschränkt, zu erzählen. Dir kann ich meine Gedanken unbesorgt anvertrauen und mein Herz dadurch erleichtern. Mama ist gleich schockiert, und dann hält sie mir eine lange Predigt und zweifelt an meiner Ernsthaftigkeit und meiner Moral und macht sich Sorgen darüber, dass ich zu leichtfertig sei.

Noch am gleichen Tag, als Agathe von der Neuigkeit erfahren hatte, wollte sie sich um unser Zimmermädchen kümmern. Du weißt schon, Agathe, unsere ehemalige BDM-Führerin, die meine Jugendzeit so ungemein bereichert hat. Heute ist sie als Vorsitzende der katholischen Frauenbewegung unseres Dorfes



*hochangesehen. Sie kümmert sich prinzipiell um gefallene Mädchen, und in diesem Fall hätte es ihr eine besondere Genugtuung bereitet. Mama ist es gelungen, unserem Haus über Jahre hinweg einen makellosen Ruf zu erhalten, und sie hat über ihren Stolz darauf nie ein Hehl gemacht. Und nun kann Agathe kommen und sich des armen Zimmermädchens des Hotels Zum Weißen Elefanten annehmen – du verstehst? Als Mama von dem Besuch und der damit verbundenen Absicht erfuhr, ist sie noch wütender geworden. Zum Glück hat Barbara die fromme Helferin ohne viele Umstände hinauskomplimentiert. Das wenigstens hat Mama ein wenig versöhnlich gestimmt.*

*Das war aber auch schon alles. Wir müssen uns überlegen, wie die Arbeit in den Zimmern ohne Barbara zu schaffen sein wird oder ob wir ein neues Mädchen einstellen sollen. Das ist leider auch mit einer finanziellen Belastung verbunden.*

*Du siehst, lieber Onkel Paul, selbst in unserem kleinen Betrieb gibt es immer wieder unvorhergesehene Situationen, die zu bewältigen sind, Probleme, Schwierigkeiten, Ärgernisse. Mama und ich bemühen uns wirklich um ein halbwegs gutes Betriebsklima, und dann macht ein unvernünftiges Zimmermädchen so vieles zunichte!*

*Ich schicke den Brief heute noch ab.*

*Liebe Grüße an deine Lieben, natürlich auch von Mama.*

*Deine Nichte Agnes*

Fräulein Geneveva betrat die Küche und kam mit raschen Schritten zu meinem Arbeitstisch. Ihr Dienst begann nachmittags um halb sechs. Ich warf einen kurzen Blick auf die Uhr über der Anrichte. Sie zeigte Viertel nach fünf. Gleich begann eine innere Alarmglocke zu klingeln. Was wollte sie von mir? Ich bewunderte Fräulein Geneveva lieber aus gebührender Entfernung. Ihr Stolz, ihre Selbstsicherheit schüchterten mich mehr ein als das Machtbewusstsein, das Fräulein Agnes ausstrahlte.

Ich war gerade dabei, Paradeiser in kleine Würfel zu schneiden. Das Messer hatte schon wieder seine Schärfe verloren, und ich musste ziemlich drücken, um die etwas zähe Haut durchzusägen. Beinahe jeden Tag wurden die Messer geschliffen, aber die Schneide hielt bei dem vielen Gebrauch nur kurz.

Ich versuchte, mir den Schrecken nicht anmerken zu lassen, aber natürlich war mir sofort die Auseinandersetzung zwischen ihr und Frau Groß gegenwärtig. Fräulein Geneveva hatte mir, groß gewachsen, schlank und hübsch, wie sie war, vom ersten Augenblick an imponiert. Aber seit jener Geschichte hatte ich immer ein bisschen Angst vor ihr. Niemand ist perfekt, keine Köchin, kein Küchenmädchen, kein Lehrling, und ich schon gar nicht. Sie war die Einzige in der Küche, die Zeit zum Beobachten hatte. Sie stand an der Durchreiche, nahm die Bons in Empfang, gab die Bestellungen weiter und warf immer noch einen prüfenden Blick auf die Platten, die von den Kellnerinnen abgeholt wurden. Bevor sie gekommen war, hatte der Betrieb niemanden in dieser Funktion gehabt, und wenn sie nach vier Wochen wieder abzog, musste man wieder ohne ihr Amt auskommen.

In der einen Ecke hatte Kathi bereits den Mixer eingeschaltet, um Kuchenteig zu schlagen. Die Maschine machte einen Höllenlärm, und obwohl Fräulein Geneveva nahe bei mir stand, musste sie laut reden, damit ich sie verstehen konnte.

„Ich habe gestern erfahren, dass du erst vierzehneinhalb bist“, sagte sie.

Ich nickte. Ich hatte am 8. März Geburtstag.

„Du bist also erst in diesem Sommer ausgeschult. Stimmt’s?“

Ich nickte nochmals.

„Und du bist hier, um die Kochlehre zu absolvieren?“

Wieder nickte ich. Worauf wollte sie hinaus?

„Weißt du überhaupt, dass du unter das Jugendschutzgesetz fällst?“

Jugendschutzgesetz. Davon hatte ich schon gehört.

In manchen Gaststuben hingen Anschläge, die verkündeten, dass Jugendlichen kein Alkohol und kein Nikotin verabreicht werden durfte. Und auch die Filmplakate mit den Balken „Jugendverbot“ hatten wohl mit dem Jugendschutzgesetz zu tun.

„Du darfst keine Überstunden machen, am Abend nicht länger arbeiten und hast mindestens einen Tag in der Woche frei“, fuhr Fräulein Geneveva fort.

Ich schüttelte den Kopf. Das war mir neu. Es gab Gesetze, die einen schützten? Ich hatte den Eindruck gehabt, dass die Jugendschutzgesetze nur dazu dienten, einem die interessantesten Seiten des Erwachsenenlebens vorzuenthalten.

„Bist du plötzlich stumm geworden? Mit Ilse und Erika höre ich dich dauernd plappern.“

Das war etwas anderes. Sie waren meine Kolleginnen. Aber Fräulein Geneveva? Die schüchterte mich doch noch mehr ein als der Chefkoch. Also schwieg ich weiter.

„Gesetze sind dazu da, dass sie eingehalten werden. Hast du deinen Lehrvertrag durchgelesen? Wer hat ihn denn unterschrieben?“

Nun machte ich den Mund auf: „Mein Vater. Ich habe den Vertrag gar nicht zu Gesicht bekommen.“

„Und weißt du, was dein Vater ausgemacht hat?“

„Nein.“

„Ist ja egal! Das Jugendschutzgesetz muss in jedem Fall eingehalten werden. Das heißt, du darfst nur eine gewisse Stundenanzahl arbeiten.“

„Aber die Ilse sagt, in der Saison müssen einfach alle arbeiten, was geht. Dafür können wir dann im Herbst stempeln gehen.“

Sogar Barbara, die ein Kind erwartete, musste putzen, Betten überziehen, Wäsche schleppen und stundenlang bügeln. Ein- oder zweimal war ich im Bügelzimmer gewesen. Dort war es noch stickiger und heißer als bei

uns in der Küche. Ich verstand überhaupt nicht, wie es ein Mensch dort aushielt. Aber darüber ließ ich kein Wort verlauten.

Fräulein Genoveva schnaubte ein bisschen. „Die Ilse! Was weiß schon die Ilse.“

„Jetzt haben wir schon beinahe Mitte August“, warf ich ein. Meine Stimme klang mir piepsend in den Ohren, und ich fühlte mich absolut nicht wohl in meiner Haut. „Im September lässt die Arbeit –“

Aber Fräulein Genoveva unterbrach mich unwillig. „Mir kam die ganze Sache schon von Anfang an etwas sonderbar vor. Zuerst dachte ich, dass du eben eine Spätentwicklerin bist. Es gibt ja Mädchen, die schauen mit siebzehn noch aus wie Vierzehnjährige.“

Ich schluckte. Ich war eine Spätentwicklerin. Zwei meiner engsten Freundinnen hatten schon mit zwölf die Regel bekommen. Ich erst knapp nach meinem vierzehnten Geburtstag, als ich die Hoffnung beinahe aufgegeben hatte. Vom Busen ganz zu schweigen. Flach wie ein Brett. Erst hier, durch das viele Essen, zeigten sich bescheidene Ansätze. Dafür war die Regel dieses Monat überfällig. Aber Ilse hatte mir erzählt, dass es vielen jungen Mädchen in der Saison so ergehe. Durch die enorme Belastung bliebe die Regel aus, trete aber nach Saisonschluss wieder ganz normal auf. Darüber brauchte ich mir also keine Sorgen zu machen.

„Zufällig erfuhr ich, dass du als Lehrling eingestellt wurdest, und fragte den Chefkoch nach deinem Alter. Der hatte keine Ahnung. Ich erkundigte mich, ob er gedenke, diesbezüglich irgendeine Initiative zu setzen. Gedachte er nicht. Also müssen wir selbst etwas unternehmen. Ich schlage dir vor, mit den beiden Chefinnen zu sprechen. Wenn du einverstanden bist, gehe ich mit und werde ihnen die Bestimmungen, die für Lehrlinge gültig sind, auseinandersetzen. Wir haben das alles in der Schule gelernt. Außerdem kenne ich sie bereits vom Hotel meiner Eltern her. Bei uns hätte es so etwas nicht gegeben.“

Mit den Chefinnen sprechen? Und dann würde ich einen Tag pro Woche freibekommen? Das wäre wunderbar. Einen ganzen Tag frei. Am Morgen schlafen, solange man will. Dann heimfahren, mit dem Vormittagsbus, die Eltern und die Schwestern besuchen. Zu Hause Mittagessen. Viel-

leicht kann ich meine Leute dann am Nachmittag auf ein Eis einladen. Der Monatslohn für Juli lag noch beinahe unangetastet in der Schublade des Nachtkästchens. Ich hatte bis jetzt einfach keine Zeit gehabt, einkaufen zu gehen. Sicherlich, das Geschäft sperrte um drei am Nachmittag wieder auf, unsere Zimmerstunde dauerte bis halb fünf, aber vor die Entscheidung gestellt, die müden und schmerzenden Füße in Sandalen zu zwängen und ins Geschäft zu gehen oder mich besser aufs Bett zu legen und zu rasten, hatte ich immer das Zweitere gewählt. Deshalb hatte ich den Lohn noch nicht angerührt. In diesem Augenblick klickte es in meinem Kopf. Lohn!

„Ich bekomme mehr als die gewöhnliche Lehrlingsentschädigung. Die beträgt 105 Schilling monatlich im ersten Jahr. Ich bekomme aber 300 Schilling pro Monat. Deshalb muss ich wohl mehr arbeiten, oder?“

„Dreihundert Schilling bekommst du? Großartig. Und dafür ruinierst du dir vielleicht die Gesundheit. Wenn man so jung ist wie du, sind die Knochen noch weich und verformbar. Da darf man nicht so hart arbeiten und so schwer tragen, verstehst du? Dauernd diese Kohlenkübel-schlepperei! Und das alles ohne Ruhepausen und ohne die Möglichkeit, dass der Organismus sich wieder erholt.“

Fräulein Genoveva redete ähnlich wie der Pfarrer im Beichtstuhl. Als ich mich an einem Samstagnachmittag in der Zimmerstunde aufgegriffen hatte, beichten zu gehen, und ihm gestanden hatte, seit meinem Dienstantritt nicht mehr die Sonntagsmesse besucht zu haben, hatte er mir bittere Vorwürfe gemacht. „Ihr denkt alle nur ans Geld! Nur das Geld ist euch wichtig! Geld. Geld. Geld. Und wo bleibt euer Gott? Euer Seelenheil?“, hatte er so laut gerufen, dass ich Angst gehabt hatte, seine Stimme würde bis zu den Kirchenbänken, in denen andere Beter und Beichter knieten, hinausdringen.

Der Unterschied war, Fräulein Genoveva ging es nicht um das Heil meiner Seele, sondern um das Heil meines Körpers. Und das war mir eigentlich sympathischer. Vielleicht auch deshalb, weil ich mir dieses Leben und diese Arbeit nicht ausgesucht hatte. Mich hat keiner wirklich gefragt. Auch der Pfarrer fragte nicht. Wenn mich jemand fragte – viel lieber würde ich am Sonntag zur Kirche hinauf spazieren, mich in eine der

vordersten Bänke setzen, Weihrauch schnuppern, mir die Orgelklänge und den Chorgesang anhören und vom weiten Gewölbe, den unzähligen brennenden Kerzen, dem schimmernden Gold das Herz weit werden lassen, als in der Küche Erdäpfel zu schälen. Außerdem, so viel Geld waren diese dreihundert Schilling auch wieder nicht. Fräulein Agnes, die Zeit hatte, ihre Blumen schön zu arrangieren, hatte auch Zeit, in die Kirche zu gehen. Ich sah sie jeden Sonntag, elegant gekleidet, mit hauchdünnen Perlonstrümpfen, hochhackigen Schuhen und in Begleitung ihrer Mutter, die Messe besuchen. Sie hatte mehr Zeit und auch mehr Geld. Unvergleichlich mehr Geld. All diese Gedanken waren bei den Worten des Herrn Pfarrer auf mich eingestürzt, doch noch bevor ich auch nur versuchen konnte, ihm das auseinanderzusetzen und mir damit mein Herz über diese Ungerechtigkeit zu erleichtern, hatte er bereits meine Buße gemurmelt und sein Gesicht abgewandt. Die Buße (drei „Vaterunser“ und drei „Gegrüßet seist du Maria“) hatte ich gebetet, aber zur Beichte war ich nicht mehr gegangen.

„Nun, was sagst du dazu? Gehen wir zu den zwei Chefinnen und verlangen die Reduzierung deiner Arbeitszeit und die Einhaltung der Jugendschutzbestimmungen!“, drängte Fräulein Genoveva.

Plötzlich überfiel es mich siedend heiß. Was, wenn die Chefinnen den Eltern davon erzählen würden? Wenn sie mich am Ende gar hinauswerfen würden, weil ich unzufrieden war? Frau Groß hatten sie auch entlassen. Und war nicht Fräulein Genoveva irgendwie daran beteiligt gewesen? Doch, und zwar nicht irgendwie, sondern ganz eindeutig! Ich müsste mit Scham und Schande bedeckt nach Hause zurückkehren! Nicht nur ledige Kinder brachten einem Schande. Auch seine Arbeit nicht zur vollsten Zufriedenheit zu leisten oder gar von der Arbeitsstelle verjagt zu werden, galt als Schande. Unsere Nachbarn würden voll Hohn darauf reagieren, und sogar am Sonntag im Wirtshaus würden sie sich Vater gegenüber gemeine Bemerkungen nicht verkneifen. Sicherlich hätte Gerda, als meine Schwester, keine Chance mehr, im Weißen Elefanten Zimmermädchen zu werden. Arbeit hat noch nie jemandem geschadet. Das war die Einstellung meiner Eltern und überhaupt der Leute in unserem Tal. Tante Margret hatte mir zwar geraten, ich solle mir nicht alles gefallen lassen, besucht

hatte sie mich jedoch noch kein einziges Mal. Auf sie konnte ich mich wohl nicht verlassen.

„Nein, danke“, sagte ich. „Lieber nicht!“

Da drehte sich Fräulein Genoveva brüsk um. Sie war verärgert. Sie verachtete mich wegen meiner Feigheit. Das Recht war auf meiner Seite, ich könnte ein etwas besseres Leben führen, aber ich duckte mich, zog den Kopf ein und traute mich nicht, das Minimalste dafür zu riskieren. Kein Wunder, dass ein so großes, aufrichtiges, mutiges Mädchen wie Fräulein Genoveva mich verachtete. Nun schämte ich mich doppelt. Und dann fiel mir noch Barbara ein. Auch sie trug den Kopf hoch. Alle Welt verurteilte ihr Verhalten, aber sie trug den Kopf hoch. Warum nur war ich so feige? Sollte ich nicht doch auf den Rat von Fräulein Genoveva hören? Aber da sah ich wieder Fräulein Agnes vor mir und hörte die scharfe Stimme der alten Chefin und musste an die Enttäuschung der Eltern denken. Nein, nein, lieber nicht. Bald würde der August zur Hälfte vorbei sein, dann noch vierzehn Tage, und die Hochsaison würde zu Ende gehen. Im September schon wäre das Schlimmste überstanden.

Fräulein Genoveva stand bereits an ihrem Arbeitstisch, sortierte, indem sie mir demonstrativ den Rücken kehrte, die verschiedenen Bons und begann dann mit einer schriftlichen Aufstellung aller Rechnungen, die im Laufe des Nachmittags hereingekommen waren.

Ich machte mit meiner eigenen Arbeit weiter. Die in schmale Spalten geschnittenen Paradeiser türmten sich bereits zu einem ansehnlichen Hügel. Dann waren die Essiggurken an der Reihe. Bereits Frau Groß hatte mich in die Kunst eingeführt, aus den sauren grünen Dingen zarte Fächer, kleine Blüten oder vielzackige Sterne zu schneiden. Einmal in der Woche gab es zum Abendessen für die Pensionsgäste keine warme Mahlzeit, sondern kalte Platten. Der Küchenchef setzte seinen ganzen Ehrgeiz daran, sie möglichst phantasiereich zu gestalten. Er behauptete, dass heutzutage bereits jede zweite Hausfrau ihre Gäste mit diesen Wunderdingen an Kreativität verwöhne. Klar, dass man vom Küchenchef eines angesehenen Hotels viel mehr erwartete. Unsere kalten Platten bestanden aus Weißbrotschnitten, die aufs Feinste dekoriert wurden. Da gab es hauchdünne Schinken-

blätter, Salami- und Eischeiben, Käsestückchen, Paradeiserstückchen, Gurkenfächer, Sardellenfilets, Radieschen und vieles mehr. Hart gekochte Eier verwandelten sich mit Mayonaisetupfern in „Fliegenpilze“, mit Karottenschnitzen in „Lustige Igel“, und einfache, quadratisch geschnittene Brotscheibchen nahmen ein Schachbrettmuster an. Frisch geerntete kräuselige Petersiliensträußchen vervollkommneten die kulinarische Pracht, die zudem – eine zusätzliche Freude für die Chefin – wenig kostete. Den Gipfel der Raffinesse aber bedeuteten die in winzige Stücke geschnittenen Ananasscheiben. Der Chefkoch höchstpersönlich bedachte einige wenige auserwählte Brötchen mit dieser süßen Frucht. Als Inbegriff der Exotik sozusagen. Man bedenke: Die Brötchen sind sauer, salzig, pikant, die Ananas aber ist eine gezuckerte Frucht. Als ich beim Weißen Elefanten angefangen hatte, hatte ich überhaupt nicht gewusst, dass es solche Früchte gab. Kathi und Ilse übrigens auch nicht. Toni hatte sie gekannt, weil sie in einem der Care-Pakete, die ein mitleidvoller Amerikaner nach dem Krieg ihrer Familie zukommen ließ, einmal eine Dose Ananas gefunden hatte. Für die Küche des Weißen Elefanten war diese Mischung von süß und sauer geradezu revolutionär. Das erste Mal hatte sogar Fräulein Geneveva die Stirne gekraust. Doch Fräulein Agnes, die immer für den Fortschritt eintrat, war sofort begeistert gewesen. Es wäre mehr als ein Zufall, hätte die Küche des Hotel Stangl ebensolche außerordentliche Brötchen aufzuweisen.

Zwischen Schneiden und Belegen warf ich immer wieder einen verstohlenen Blick zu Fräulein Geneveva hinüber, die, wie gewohnt, bei der Anrichte stand und die Arbeit der anderen beobachtete. Zwischendurch nahm sie die neuen Bestellungen entgegen, ordnete mit ihren flinken goldberingten Fingern die Bons und überprüfte die ausgehenden Speisen. Mich schaute sie an diesem Abend kein einziges Mal mehr an.



Ötz, 10. August 1953

Lieber Onkel Paul,

*Ich habe den Brief gestern doch nicht zur Post gebracht, deshalb schreibe ich dir heute noch ein paar Zeilen und lege sie bei.*

*Die Sache mit unserem schwangeren Zimmermädchen lässt mir keine Ruhe, und indem ich dir schreibe, ordnen sich meine Gedanken, aber auch meine Gefühle. Zu viel Widersprüchliches regt sich in mir.*

*Mama hat eindeutig Partei ergriffen. Gegen Barbara. Sie lehnt die junge Frau und ihr Verhalten kategorisch ab und damit basta. Mir gelingt das nicht so einfach.*

*Barbara, um so viel jünger als ich, in einer existentiell derart schwierigen Situation, leistet sich einfach den Luxus eines ledigen Kindes. Fasse es, wer kann!*

*Es ist überhaupt ein Jammer, dass in der Welt alles so ungerecht aufgeteilt ist. Was die einen zu viel haben, haben die anderen zu wenig. Die Kaiserin Soraya<sup>22</sup>, so schreiben wenigstens die Zeitschriften, würde alles geben, um endlich einen Thronfolger zu gebären, und unser Zimmermädchen kriegt ein Kind, das niemand braucht. Zurzeit ist Soraya ja wieder bei euch in Amerika und konsultiert die verschiedenen Fachärzte. Man kann keine Illustrierte aufschlagen, ohne dass man immer wieder neue rührselige Details über das traurige Schicksal der armen Soraya erfährt. Sie bekommt kein Kind. Und diese Barbara – ich würde nicht sagen, dass sie ein Trampel ist, wie etwa Hannah, nein, sie ist hübsch, jung, beinahe gleich jung wie Soraya übrigens, zweiundzwanzig Jahre. Sie ist auch nicht dumm und – nun, als sie stur und uneinsichtig die Vorwürfe der Mama anhörte und trotz massiven Drucks (auch ich habe sie selbstverständlich in die Zange genommen) kein Wort der Entschuldigung oder wenigstens zur Verständigung sagte, schien sie mir einer gewissen Würde nicht zu entbehren. Sie erdreistete sich, das habe ich dir ja bereits gestern geschrieben, uns über unsere Pflichten aufzuklären!*

*Mama verlangt ja nicht direkt eine Bitte um Entschuldigung, obwohl uns ihre Schwangerschaft, mitten in der Saison, in arge Verlegenheit bringt. Außerdem, ein lediges Kind ist ein lediges Kind, und ein Schatten der Schande*

*fällt auch auf unser Haus. So sieht es wenigstens Mama, und das beunruhigt sie, und sie kriegt daraufhin schlechte Laune und Herzklopfen. Ein klitzekleines Eingeständnis von Schuld und Sühne hätte Mama gut getan. Von ein paar reuevoll vergossenen Tränen ganz zu schweigen.*

*Ich frage mich, wo diese jungen Dinger nur den Mut hernehmen. Barbara hat keine Geschwister, auch keine Eltern. Die sind bei einem der letzten Luftangriffe auf Innsbruck ums Leben gekommen. Seit dieser Zeit bringt sie sich allein durchs Leben. Beruf hat sie keinen erlernt. Wir haben sie aufgenommen, weil sie beim Einstellungsgespräch ein gewinnendes Wesen und gute Manieren zeigte. Das ist wichtig bei jenem Personal, das direkt im Kontakt mit den Gästen steht, besonders, wenn man, wie wir, auf Stammkunden baut.*

*Lieber Onkel Paul, ich sehe, ich habe dir wieder einmal einen recht chaotischen Brief geschrieben. Trotzdem geht es mir jetzt besser, und ich danke dir für deine Geduld.*

*Mama sehnt sich sehr nach dir, gerade bei einer Begebenheit, wie ich sie eben geschildert habe. „Wenn ein Mann hier wäre, und sei es nur vorübergehend, würde sich dieses Mädchen anders benehmen!“, sagte sie. Und: „Wie schön wird es sein, Paul im Haus zu haben, und sei es nur für einige Monate!“ Aber in Wirklichkeit, so scheint mir, hält sie das Zepter ganz gerne allein in Händen, ich muss mich ja auch ihren Vorstellungen anpassen. Sie kokettiert halt immer noch gern.*

*Der neue Küchenchef gefällt uns recht gut. Er hat, noch vor dem Krieg, einige Jahre in Frankreich gearbeitet, und zwar in Aix en Provence. Er kocht ein bisschen französisch, und Mama und ich finden das aufregend. Soweit man das heute schon sagen kann, finden das auch die Gäste. Wir sind froh, die alte Köchin entlassen zu haben.*

*Nun trage ich den Brief aber wirklich sofort zur Post. Sonst schreibe ich dir womöglich morgen noch einmal eine Fortsetzung ...*

*Herzlich grüßt dich  
deine Nichte Agnes*

**K**napp vor eins war noch eine kleine Gruppe von Gästen angekommen, ein Sechsertisch, von denen jeder Einzelne eine andere Speise bestellt hatte. Nur zum Nachtisch wünschten alle sechs dasselbe, nämlich Crème brûlée. Seit Herr Albricht das Kommando in der Küche übernommen hatte, zeigten sich auch die Desserts auf der Speisekarte in französischem Glanz. Er bereitete die Nachspeise auch nach allen Regeln der Kunst zu, jede einzelne Portion in einem kleinen, feuerfesten Schälchen, die, wie Ursel zu berichten wusste, noch aus der Zwischenkriegszeit stammten. So war es spät geworden. Die große Wanduhr zeigte Viertel vor zwei. Eigentlich hatten wir schon Zimmerstunde. Herr Albricht war vor zehn Minuten gegangen, Ilse trocknete eben die letzten Teller ab, und ich musste noch den Fußboden aufwischen. Die hölzernen Lattenroste, die auf den Steinfliesen vor dem Herd lagen, würden erst am Abend mit Ata und heißem Wasser gescheuert. In fünf Minuten hoffte ich, fertig zu sein. Dann noch die vier Stockwerke, die Sandalen ab und aufs Bett geworfen und die Füße hochgelagert.

Noch vor zwei Monaten hätte ich nie geglaubt, dass Beine so wehtun können. Und das Ärgerliche war, dass man sich absolut nicht daran gewöhnen konnte. Während der ersten, manchmal auch während der zweiten Morgenstunde ging es gut, aber schon gegen neun fingen die Beine zu schmerzen an. Ein Ziehen und Brennen, das allgegenwärtig war. Ich versuchte natürlich, jede Arbeit, bei der es sich irgendwie machen ließ, sitzend zu erledigen. Gemüse putzen zum Beispiel oder Erdäpfel schälen. Aber bereits das Waschen von Salat musste im Stehen verrichtet werden, ebenso das Schneiden der Unmengen von frischen Kräutern, die der Chefkoch für seine französische Küche brauchte. Gleich am ersten Tag seiner Amtseinführung wurde der Speisezettel mit etlichen vornehm klingenden Bezeichnungen veredelt, was von den beiden Chefinnen mit gebührender Ehrfurcht zur Kenntnis genommen worden war. In seinem Gepäck hatte sich ein großes Glas getrockneter Kräuter gefunden, auf dem in kunstvoller Schnörkelschrift und mit verblasster Tinte „Herbes de Provence“ zu lesen stand, und das nun auf dem obersten Regal der Küche prangte. Er bediente sich ausgiebig davon. Trotzdem musste jeden Morgen das Kräuterbeet im

Garten geplündert werden – von mir, wie in den Zeiten der alten Köchin, und das war mir ein Trost.

Fräulein Agnes steckte den Kopf zur Küchentür herein. „Hannah, da ist ein Telefonanruf für Barbara. Aus dem Ausland. Lauf schnell ins Zimmer hinauf, Barbara soll herunterkommen! In die Rezeption!“

Ich ließ das Scheuertuch in den Kübel hineinfallen. Das schmutzige Wasser spritzte über den Rand und nässte mir Rock und Waden. Ein Telefonanruf! Das war noch nie da gewesen, dass jemand vom Personal einen Telefonanruf bekommen hatte. Und dazu noch aus dem Ausland. Ich hetzte also die Treppen hinauf. Barbara hatte sich schon das Kleid ausgezogen und lag, Arme und Beine weit von sich gestreckt, auf dem Bett.

„Ein Telefonanruf? Aus welchem Ausland? Wer ist es denn? Eine Frau? Ein Mann?“ Das konnte ich ihr nicht sagen. Barbara sprang vom Bett und schlüpfte, so schnell sie konnte, in ihr Kleid. Der Anrufer wartete. Jede Minute kostete eine Menge Geld. Im Hinausgehen band sie sich noch rasch die Schürze um, die seit letzter Woche die drei oder vier offen stehenden Knöpfe des Kleides verdecken musste. Ohne viel zu überlegen lief ich ihr nach. In der Rezeption lag der Telefonhörer auf dem Pult. Die Tür zum Nebenraum stand offen. Fräulein Agnes saß dort am Schreibtisch und trug Notizen in ein großes Buch ein. Barbara griff nach dem Hörer und nannte ihren Namen. Die Verbindung war noch da. „Wie? Wer ist dort?“, sagte Barbara, und dann erstarrte sie plötzlich. „Wie? Ach, du bist es? Du hast meinen Brief erhalten? Aber erst gestern? Gestern Abend?“

Fräulein Agnes hob ihren Kopf und schaute neugierig zu Barbara herüber. Diese hatte sich auf dem Sessel niedergelassen, hielt mit beiden Händen den Hörer fest und schien nichts mehr um sich herum wahrzunehmen. Sie horchte aufmerksam, nickte, schüttelte den Kopf, als ob der Sprecher am anderen Ende der Leitung sie sehen könnte, und sprach selbst nur ein paar Worte – im Oktober, allein, nun nicht mehr, nächste Woche, ja, ich verstehe, ja, ja, komm – dann tat sie einen tiefen Atemzug, als ob sie ihre Gedanken erst wieder zurückholen müsste, und legte den Hörer auf die Gabel zurück.

Ohne sich weiter um Fräulein Agnes oder um mich zu kümmern oder

sich auch nur kurz bei uns zu bedanken, drehte sie sich um, querte mit ihren seit neuestem so schwerfälligen Schritten das Foyer und stieg ebenso schwerfällig die Treppe hinauf. Ich blieb gerade noch so lange, um zu beobachten, wie Fräulein Agnes den Kopf schüttelte, ob unwillig oder verwundert konnte ich nicht ausnehmen, und lief dann so rasch als möglich in die Küche. Ilse, manches Mal wirklich lieb und hilfsbereit, hatte bereits den Boden fertig gewischt und war eben dabei, als endgültigen Schlusspunkt der Arbeit den ausgedrückten Putzfelzen über die dafür vorgesehene Leine zu hängen.

„Nun, was war los? Hast du mitgekriegt, wer Barbara angerufen hat?“

„Leider nein. Sie hat keinen Namen genannt am Telefon. Und für sie muss der Anruf auch ganz überraschend gekommen sein. Zumindest hat sie so getan, als ich ihr gesagt habe, sie müsse zum Telefon“, erzählte ich bereitwillig. Iلس Hilfsbereitschaft musste belohnt werden.

„Vielleicht war irgendein Unglücksfall, von Verwandten oder so. Hat sie geweint?“, erkundigte sich Ilse, ein klein bisschen sensationsgierig.

„Nein. Ich glaube eher das Gegenteil. Mir kommt vor, sie hat sich gefreut.“

„Na ja, bei ihr weiß man nie so genau, wie man dran ist. Sie redet nicht viel, und wenn sie etwas sagt, dann nicht das, was sie wirklich bewegt.“

Ich sagte nichts darauf. Ich wollte Ilse nicht kränken. Aber in Wirklichkeit war es so, dass Barbara sich Ilse gegenüber verschlossen gab, weil sie kein Vertrauen zu ihr hatte.

„Also, ich verzupf mich,“ erklärte Ilse schließlich. „Die Schwalben fliegen tief, ich wette, es kommt noch ein Gewitter heute Nachmittag. Also zieh ich mich gleich um und geh die paar Schritte in die Bar hinüber. Auf ein Cola. Hättest du nicht einmal Lust, mitzukommen?“

Seit meine Eltern Ende Juli hier gewesen waren, hatte ich kein Cola mehr getrunken. Und in der Bar war ich auch noch nie gewesen. Eigentlich hätte ich schon Lust gehabt. Das Cola prickelte so schön auf der Zunge, und nachdem man das Glas geleert hatte, fühlte man sich ganz kühl im Bauch. Andererseits – da waren die schmerzenden Beine, und nichts schien so süß, als sich auf das Bett hinzustrecken und sich nicht

mehr zu rühren, zweieinhalb Stunden lang. So ließ ich Ilse allein in die Milchshake-Bar gehen.

Obwohl Barbara und ich während der gesamten Zimmerstunde allein blieben, klärte sie mich nicht auf. Auch nicht die folgenden Tage. Sie direkt nach dem Anrufer fragen, das wollte ich nicht. Doch ich war von uns allen die Erste, die ihn sah. Es war reiner Zufall.

Herr Albricht, dessen Apfelstrudel ein außergewöhnlicher Erfolg war, schickte mich mit der Botschaft, die Küche brauche dringend noch eine halbe Kiste Äpfel, zu Fräulein Agnes.

Meine Schürze wies, wie gewöhnlich um diese Zeit, bereits eine Unzahl von Schmutzflecken auf. Ich wollte keine Schelte kriegen. So sagte ich höflich und sehr gewählt: „Entschuldigung, Herr Küchenchef, aber könnten Sie nicht etwas zuwarten und dann die Burgl oder die Toni zu Fräulein Agnes schicken? Ich weiß, dass Leute aus der Küche in den Räumen, die den Gästen vorbehalten bleiben, unerwünscht sind.“

Aber er fuhr mich barsch an. „Mach kein Theater, die Zeit ist knapp. Marsch, geh schnell und komm sofort wieder zurück!“

Nun, ich wollte mein Möglichstes tun, wusch mir die Hände, wischte einen Rußfleck von meiner linken Wange und wechselte die Schürze. Auf diese Weise etwas verschönt, trat ich den Weg zur Rezeption an.

Vorerst sah ich den jungen Mann nur von hinten, und da fiel mir nichts Besonderes auf. Er war groß und schlank, trug einen leichten, hellen Anzug und hatte sehr dichtes, schwarz gekräuselttes Haar. Seinen Regenschirm hatte er zusammengefaltet, und am Griff auf die Platte des Rezeptionspultes gehängt. Darunter, auf dem gewachsten Holzboden, bildete sich eine Wasserlache, die merklich größer wurde. Ein paar Augenblicke, dann würde sie den dicken Teppich erreichen. Seit gestern früh regnete es in Strömen. Vermutlich trug auch das Wetter zum außerordentlichen Verbrauch von Apfelstrudel bei. Die Gäste saßen in der Stube, murrten und trösteten sich mit Süßigkeiten und Kaffee.

Der Mann stand vor dem Pult an der Rezeption, Fräulein Agnes dahinter, mit dem Gesicht zu mir, und machte eine etwas erstaunte, unsichere Miene. Ich hielt mich im Hintergrund und wollte warten, bis der Gast

seine Angelegenheit erledigt hatte. Die Chance ergreifend, ein paar Sekunden – vielleicht würden es auch Minuten werden – auszuruhen, lehnte ich mich gegen die Wand und ließ genießerisch die Blicke schweifen. Die Empfangshalle war hübsch anzusehen. Den Fußboden bedeckte zum größten Teil ein mit Blumen und Ranken übersäter bunter Teppich, dessen Grundfarbe ein leuchtendes Rot bildete. An den zwei gegenüberliegenden Wänden hingen Bilder. Das eine war die Photographie einer Familie. Ilse erzählte mir, es handle sich dabei um den einzigen Bruder der alten Chefin.

Die Familie war, ganz im Gegensatz zu den meisten anderen Familien im Dorf, seit jeher kinderarm. Die Eltern der alten Chefin hatten nur zwei Kinder gehabt, eben die Chefin und ihren Bruder, beide lebten noch. Die alte Chefin selbst hatte auch nur zwei Kinder gehabt, ebenfalls einen Buben und ein Mädchen. Das Mädchen war Fräulein Agnes. Von dem Buben gab es keine Fotos, aber jeder im Dorf wusste, dass er als Kind an einer schweren Grippe oder sonst einer Infektionskrankheit gelitten hatte. Davon war ihm ein Schaden zurückgeblieben. Das Reden hatte er nie erlernt, selber essen konnte er auch nicht, nicht einmal normal gehen. Für die Familie soll das schrecklich gewesen sein. Sie, die viele Reichtümer besitzen und hohes Ansehen genießen im Dorf, werden vom Schicksal geschlagen: Der einzige Sohn und ist nicht richtig im Kopf. Ilse behauptete, dass er während der Nazizeit in einer Anstalt umgekommen sei. Das hatte ich auch schon einmal von einer Nachbarin bei uns daheim gehört. Im Haus hier sprach niemand von ihm.

Aber über den Bruder von der alten Chefin wurde ausgiebig geredet. Er lebte in Amerika, war sehr reich und schickte immer wieder Pakete mit Sachen, die man bei uns, zumindest in dieser Qualität, nicht kaufen konnte. Dementsprechend liebevoll war auch das Foto von ihm und seiner Familie gestaltet: Ein kräftig aussehender Mann, eine schlanke, hoch gewachsene Frau, beide etwas älter, daneben ein junges Paar, ebenfalls sehr stattlich, mit einem Kind auf dem Arm, alles in Farbe. Gefasst war das Ganze in einen breiten, rankenverzierten Goldrahmen.

Auf der gegenüberliegenden Wand prangte ein Ölgemälde. Es stellte

eine Gebirgslandschaft dar, mit einem Wildbach und Kühen im Vordergrund, Lattenzäune, zwei Almhütten und Schafe im Hintergrund. Ebenfalls in Gold gerahmt. Beide Bilder waren in ihrer Art faszinierend. Glühend beneidete ich immer die Fremden, wie sie, in den weichen Polstersesseln ruhend, sie stundenlang betrachten konnten. Solch eine Beschäftigung hätte mir auch gefallen.

Fräulein Agnes war von ihrem Gespräch mit dem Gast derart in Anspruch genommen, dass sie nichts anderes wahrnahm. Der junge Mann redete deutsch, aber mit einem seltsamen Akzent. Ein Ausländer, aber kein Deutscher. Vielleicht war Fräulein Agnes deshalb ein bisschen aufgeregt. Es kam selten vor, dass Franzosen oder Amerikaner in diesem Hotel Quartier nahmen. Vor ungefähr drei Wochen wollte sich eine englische Familie einmieten. Zum Glück war zu dieser Zeit schon Fräulein Genoveva im Haus, die als Dolmetscherin aushelfen konnte.

„Ja, ein Zimmer. Ein Zweibettzimmer möchte ich haben.“

„Aber wir hätten auch noch ein Einzelzimmer frei“, wiederholte Fräulein Agnes nochmals ihr Angebot, wohl in der Meinung, sie sei das erste Mal nicht richtig verstanden worden. „Für das Zweibettzimmer müssen wir Ihnen einen höheren Preis berechnen. Ein Einzelzimmer ist billiger.“

Der junge Mann schüttelte den Kopf. „Ich brauche aber ein Zweibettzimmer!“

Fräulein Agnes zuckte die Schultern. „Wie Sie wünschen!“, sagte sie. „Wie lange werden Sie bleiben?“

„Drei Tage. Ich habe nicht länger Urlaub.“

Er bückte sich, um seinen Pass aus der Reisetasche zu nehmen, und dabei sah ich, dass er schwarz war. Das Gesicht war schwarz, der Hals, die Hände. Kohlrabenschwarz. Erst als er zufällig die eine Hand nach außen drehte, bemerkte ich, dass die Innenfläche heller war. Auch dunkel, aber nicht so schwarz wie der Handrücken. Nun verstand ich die Aufregung von Fräulein Agnes besser. Dies war wohl der erste schwarze Gast in ihrem Haus. Ein Schwarzer. Ich selbst hatte bereits öfter Schwarze gesehen. Soldaten. In Imst war eine Division französischer Soldaten stationiert gewesen, und die hatten auch Schwarze in ihren Reihen gehabt. Oft, wenn wir



auf den Bus, der uns von der Schule wieder nach Hause bringen sollte, gewartet hatten, waren etliche von ihnen vorbeigekommen. Wir Kinder hatten immer zutiefst bedauert, dass wir in Tirol von Franzosen und nicht von Amerikanern besetzt waren. Eine Schulfreundin hatte eine Cousine in Salzburg, die ihr erzählt hatte, die Amerikaner würden allen Kindern kiloweise Kaugummi schenken. Von unseren Franzosen bekamen wir höchstens ab und zu – sehr selten – ein Stückchen Schokolade. Und nun also war ein Schwarzer als Gast in den Weißen Elefanten gekommen. Kein Soldat. Von hinten hatte er ausgesehen wie ein ganz gewöhnlicher junger Mann. Bis auf die Haare vielleicht, die so schön gekraust waren. Das war eine Seltenheit in unserer Gegend, wo es keinem Mann einfallen würde, sich Dauerwellen machen zu lassen. Und wer ist schon mit Naturwellen gesegnet auf die Welt gekommen?

Fräulein Agnes trug die Daten in das aufgeschlagene, großflächige Buch ein und überreichte dem neuen Gast seinen Schlüssel.

„Ihr Zimmer ist im dritten Stock, Nummer 39. Frühstück gibt es von sieben Uhr dreißig bis zehn Uhr fünfzehn.“ Nun sah sie auf und erblickte mich. Sofort zog sie die Brauen hoch und bedeutete mir mit einer kurzen Handbewegung, noch etwas zu warten. Endlich nahm der junge Mann seine Reisetasche und zog ab. Ich gab den Auftrag des Chefkochs weiter. Sie machte sich eine kurze Notiz und nickte. „Sag ihm, ich werde schauen, dass ich die Äpfel bis Mittag organisiere. Er kann ja inzwischen den Teig vorbereiten, der muss sowieso rasten.“

Am oberen Rand der Treppe erschien eine Gruppe von Urlaubern. Wortfetzen, Gelächter. „Guten Morgen, die Herrschaften!“, grüßte Fräulein Agnes. „Gut geschlafen? Gut geruht?“

„Na ja“, sagte einer der Herren. „Geschlafen haben wir gut, was? Aber dieses Wetter! Wann wird es denn wieder besser werden?“

Fräulein Agnes wiederholte eine ihrer ausdrucksvollen Handbewegungen in meine Richtung. Ich sollte nicht länger herumstehen. Zu den Gästen gewandt verkündete sie mit Honig in der Stimme: „Schon für heute Nachmittag hat der Wetterbericht im Radio leichte Aufhellungen versprochen. Und morgen, da soll bereits wieder die Sonne hervorkommen.“

„Wird auch langsam Zeit. Was soll man hier denn machen, wenn es regnet? Da ist es ja zu Hause noch gemütlicher.“

„Vielleicht möchten Sie nach dem Frühstück zu einem kleinen Einkaufsbummel aufbrechen? Oder bleiben Sie lieber zu Hause? Hier im Regal an der Wand finden Sie etliche Bücher, ganz zu Ihrer Verfügung. Waggerl vielleicht? Wird ja auch in Deutschland sehr geschätzt. Außerdem sind heute die neuen Illustrierten gekommen. Vielleicht machen Sie es sich in der Gaststube gemütlich und lassen sich ein bisschen verwöhnen. Blättern, lesen, Bilder betrachten, schauen, was es Neues gibt in der Welt, ein wenig plaudern, dazu einen Aperitif genießen. Würde Ihnen das nicht behagen?“ Fräulein Agnes redete, wie der Wasserfall über ihrem Kopf geredet hätte, wenn er nicht gemalt gewesen wäre.

„Dann schon lieber ein Bier!“, konnte ich gerade noch aus einem Männermund vernehmen. Die Tür fiel ins Schloss. Damit war es, zumindest für mich, aus mit der Gemütlichkeit. Der Küchenchef herrschte mich an, wo ich schon wieder so lange geblieben sei, und ich solle schleunigst mit dem Schälen der Erdäpfel anfangen. Und dann wären Karotten zu reiben, an die fünf Kilo, denn heute gäbe es Rohkostsalat, à la nouvelle Cuisine ...

Irgendwie fühlte ich mich ein wenig aufgekratzt. Vielleicht durch das lange Betrachten der Gemälde in Foyer? Die vornehme Familie und das wilde, weiß schäumende Gewässer vor dem mächtigen Alpenpanorama? Wer weiß. Jedenfalls kam es über mich. Der Chef spuckte seine französischen Klänge in unsere Küche, und eine Achtelsekunde später hörte ich mich sagen: „Bitte, was ist denn das, la nouvelle Cuisine, und ich möchte auch einmal so etwas kochen lernen, überhaupt etwas kochen lernen, nicht immer nur Erdäpfel schälen und Gemüse säubern, schließlich –“

„Jetzt ist nicht die Zeit zu debattieren!“, herrschte mich der Chef an. „Jetzt, wo mit Hochdruck auf das Essen hin gearbeitet werden muss! Aber, wenn du wirklich Interesse hast, was ich mir eigentlich gar nicht vorstellen kann bei dir, mit deinem stumpfsinnigen Ausdruck im Gesicht, aber gut, ich werde nachdenken. Vielleicht lässt sich etwas arrangieren, in Richtung Lernen ...“

Ich schluckte dreimal, dann hatte ich mich gefangen. Das Hotel Zum

Weißer Elefant ist ein feines Haus, aber die Feinheit bezieht sich eben auf das Haus, die Einrichtung der Zimmer, das Foyer, die Bedienung der Gäste, nicht jedoch auf den Umgang mit den Küchenmädchen. Trotzdem war es gemein vom Küchenchef, mir den Ausdruck meines Gesichts vorzuwerfen. Wenn man dauernd schuftet muss, einem die Füße wehtun und man zum Umfallen müde ist, hat man keine Kraft mehr, schöngestig oder klug dreinzuschauen. Im Übrigen hätte ich auch lieber ein so intelligentes und schönes Gesicht wie Fräulein Agnes oder Fräulein Genoveva. Leider kann man sich so was nicht aussuchen.

Während der Zimmerstunde gehörte die Kammer mir allein. Barbaras Bett blieb unberührt. Ich wunderte mich zwar darüber, denn sie hatte bis zu diesem Nachmittag praktisch jede freie Minute auf dem Bett verbracht. Auch Ilse war abwesend. Sie war trotz strömenden Regens über die Dorfstraße gelaufen und saß nun sicherlich auf einem der hohen Hocker in der Bar bei einem Milchshake oder einem eisgekühlten Cola. Mir konnte es recht sein. Ich fand es wunderbar, das Zimmer allein für mich zu haben, auch wenn ich nicht wusste, welchem Ereignis ich diesen glücklichen Umstand verdankte. Vielleicht war es gut so, denn sonst hätte ich diese zwei Stunden sicher nicht so unbeschwert genossen.

Was Barbaras Aufenthalt anging, war auch Ilse ahnungslos. Wir verbrachten den Spätnachmittag mit der Vorbereitung für das Abendessen. Der Chefkoch erteilte seine Anweisungen, zeigte uns den einen oder anderen Handgriff, korrigierte, schmeckte ab. Für die Leute, die Vollpension gewählt hatten, stand weißes Hühnerchoufroid auf dem Speisezettel, ein Gericht, das relativ rasch zuzubereiten und dann ohne Probleme zu servieren war. Aber da gab es noch die zahlreichen Gäste, die à la carte speisten. Für die musste vorgesorgt werden. Da gab es Salate zu waschen, Paradeiser zu schneiden, Kräuter zu hacken, Vorarbeiten, die ein schnelles Zubereiten der Speisen erst ermöglichten. Dann, als das Hauptgeschäft vorüber war und die erste Hälfte des Personals ihre Mahlzeit einnehmen konnte, erreichte die Neuigkeit auch die Küche.

Ursel, kaum dass sie Platz genommen hatte, erzählte aufgeregt, dass der Freund von Barbara, der Vater ihres Kindes, sich im Hotel eingemietet

habe. „Und stellt euch vor, es ist ein Neger“, sagte sie. „Ich habe es zuerst gar nicht glauben wollen. Allein die Tatsache, dass ein Neger sich in unserem Hotel einquartiert! Ein Hotel, das doch einen Namen hat!“ Sie unterbrach sich kurz, um einen Schluck verdünnten Himbeersaft zu trinken, der für das Personal zu jeder Mahlzeit auf den Tisch kam.

Ich schöpfte mir eine ordentliche Portion Grenadiermarsch<sup>23</sup> auf den Teller und hielt gleichzeitig vor Verwunderung den Atem an.

„Wann ist er denn gekommen?“, fragte ich.

Ursel strich sich eine graue Haarsträhne aus dem Gesicht. „Heute Vormittag. Fräulein Agnes hat ihn aufgenommen. Die alte Chefin hat einen Riesenkrach gemacht.“

Dann war Barbaras Freund also zweifelsfrei jener junge Mann, den ich an der Rezeption gesehen hatte.

„Was hat die alte Chefin denn gegen ihn?“

Ursel gluckste los. „Sie mag die Neger nicht. Ihr Bruder lebt schon lange in Amerika. Amerika, das gelobte Land. Wahrscheinlich weiß sie von ihm, dass die wirklich feinen Hotels keine Neger als Gäste wollen. Zumindest war das ihr größter Kummer: ‚In Amerika gibt es Hotels für Weiße und solche für Schwarze. Aber wir, wir, der Weiße Elefant, wir müssen einen Neger beherbergen! Und überhaupt, Agnes, was glaubst du, werden sich unsere deutschen Gäste denken, wenn plötzlich ein Neger neben ihnen am Tisch sitzt. Die sind doch eh so empfindsam!‘“

„Na ja, sollen sie ruhig einmal aneinander geraten, die Junge und die Alte! Wenn es gegen uns geht, halten sie sowieso zusammen wie Pech und Schwefel“, sagte Ilse.

„Du, sei nicht so vorlaut!“, sagte Ursel. „Aber das Fräulein Agnes hat wirklich wenig Verstand bewiesen. Unser Neger hat doch noch ein Zweibettzimmer verlangt, obwohl er ja alleine reist. Da hätte sie gleich merken können, dass etwas nicht stimmt.“

„Wieso? Das kapiert mich nicht“, bemerkte Ilse. Ich übrigens auch nicht, aber ich schwieg vorsichtshalber. Man muss das eigene Bild nicht mit Absicht schlechter machen. Für sie war ich sowieso die Dumme, die immer besonders lange brauchte, um etwas zu begreifen.

Ferdinand beugte sich über den Tisch und angelte nach dem Schöpf-  
löffel. „Find ich auch! Was stimmt daran nicht? Soll sie doch froh sein, dass  
er das teurere Zimmer nimmt. Da verdient sie mehr dabei.“

„Ach Gott, habt ihr eine lange Leitung! Der junge Neger nimmt ein  
Doppelbettzimmer, damit die Barbara, seine Freundin, auch darin woh-  
nen kann. Ist euch zwei“, nun wandte sich Ursel direkt an Ilse und mich,  
„ist euch zwei nicht aufgefallen, dass Barbara ihre Zimmerstunde heute  
nicht in eurer gemeinsamen Kammer verbracht hat?“

Wir schwiegen etwas beschämt, weil wir so wenig Kombinationsfähig-  
keit bewiesen hatten. Also das war der Grund für Barbaras Abwesenheit:  
Sie war zu ihrem Freund gezogen.

„Und sie wird das auch die kommende Nacht nicht tun“, fuhr Ursel in  
triumphierendem Ton fort. „Stellt euch vor, sie wird bei ihrem Freund  
schlafen.“

„In drei Tagen reist er wieder ab.“ Damit hoffte ich sowohl Ursels Ent-  
rüstung etwas zu dämpfen als auch meinen Informationsvorsprung zu de-  
monstrieren.

Doch Ursel wusste bereits Bescheid. „Ja. Drei Tage. Länger hat ihm  
seine Dienststelle nicht freigegeben. Dann muss Barbara in ihre alte Be-  
hausung zurück. Ihr Status als Gast des Hotels dauert also nur kurze Zeit.  
Doch der Chefin ist jede Stunde zu viel. Sie war vor Zorn so außer sich,  
dass sie ihre Tochter in meiner Gegenwart heruntergeputzt hat. Sie emp-  
findet diesen Zustand als Skandal. Als untilgbare Schande. Ein Stuben-  
mädchen, dazu noch schwanger, zieht in ein Gästezimmer. Und zwar zu-  
sammen mit einem Mann, mit dem sie nicht verheiratet ist. Und der  
Mann ist ein Neger. Also, das ist die höchste Steigerung der Verruchtheit.“

Ich war mir nicht sicher, ob Ursel ihre Ausführungen ernst meinte oder  
eine Show abzog.

Nun mischte sich auch Burgl in das Gespräch: „Die alte Chefin hat  
immer so getan, als ob der Weiße Elefant mitsamt dem Personal und  
sämtlichen Gästen die Hochanständigkeit gepachtet hätte. Deshalb kann  
sie durch so eine kleine kalte Dusche der Wirklichkeit ein Stück näher  
gebracht werden. Mir tut sie nicht Leid.“

Auch Ferdinand machte ein gewichtiges Gesicht: „Seit dem Tod ihres Mannes ist die alte Chefin hochmütig geworden. Aber Hochmut kommt vor dem Fall!“

„Im Dorf wird schon getuschelt. Und wenn erst das Baby auf der Welt ist! Das wird ja womöglich schwarz! Dunkler als unsere Kinder wird es bestimmt. Stellt euch das vor: ein schwarzes Baby in unserem Dorf!“ Ursel kriegte bei der Vorstellung ganz runde Augen. „Noch nie hat es in unserem Dorf ein Negerkind gegeben.“

„Blödsinn! Barbara wird das Kind ja nicht ausgerechnet hier zur Welt bringen. Sie ist nicht aus dem Dorf. Sie wird zur Entbindung doch sicher in die Stadt zurückgehen.“

„Sie hat keine Familie. Wo sollte sie denn hingehen?“, fragte Ferdinand.

„Da kann man sagen, was man will. Unterm Hitler hätte ein junges Mädchen wie die Barbara sich nicht getraut, sich mit einem Neger abzugeben“, stellte Ursel fest.

„Damals sind deutsche Frauen, die sich mit Kriegsgefangenen eingelassen haben, kahl geschoren und an den Pranger gestellt worden. Und die Männer wurden erschossen,“ sagte Ilse. „Bei uns in Imst hat sich so ein Fall ereignet. Ich war damals noch ein Kind, aber ich kann mich ganz genau daran erinnern.“

Ursel nickte. „Und das mussten gar keine Schwarzen sein. Oder Zigeuner. Oder Juden. Das galt zum Beispiel auch für Franzosen.“

„Gott sei Dank, dass diese Zeiten vorbei sind! Oder trauert ihr ihnen vielleicht nach?“ Tonis Stimme klang scharf.

„Nachtrauern! Was heißt nachtrauern?“ Ursel schüttelte den Kopf. „Nachtrauern tu ich diesen Zeiten nicht. Das tut niemand. Aber man wird wohl noch die Wahrheit sagen dürfen, oder? Und das ist die Wahrheit! Und dass die Jugend während der Hitlerzeit nicht so verkommen war wie heute, nicht so liederlich und schamlos. Das stimmt einfach.“

„Auf jeden Fall ist unser Hotel bereits ins allgemeine Gerede gekommen. Als mir der Barkeeper heute die Zitronenmilch gemixt hat, hat er so laut, dass die Leute an den hinteren Tischen aufgeschaut haben, zu mir gesagt: ‚Fräulein Ilse‘, hat er gesagt, ‚Fräulein Ilse, wie man hört, ist an Ihrer

Arbeitsstelle sozusagen Sodom und Gomorrha ausgebrochen.' Dabei hat er hämisch gelacht."

„Ach, der soll nur schön ruhig sein." Der Gärtner hatte plötzlich das Bedürfnis, zu seinem Haus zu stehen. „Den geht das gar nichts an. Der ist ja auch nur so ein Hergelaufener. Seine Eltern stammen aus Südtirol."

„Aber schlimm ist das schon. Wenn ich an unseren alten Herrn denke! Er tät sich im Grab umdrehen, wenn er wüsste, was heute in seinem Hause getrieben wird", sagte Ursel.

Die Platte kannte ich schon. Einmal mehr wurde die Störung der ewigen Ruhe des ehemaligen Chefs beschworen. Aber ich sagte nichts. Niemand sagte etwas dazu. Da fuhr Ursel fort: „Die alte Chefin bemüht sich um Ordnung, aber das Fräulein Agnes lässt einfach die Zügel schleifen. Und dann kommen solche Geschichten heraus."

„Die Zeiten haben sich geändert. Das muss man sehen", sagte Toni. „Hauptsache, das Kind ist gesund und die Barbara hält zu ihm. Und jetzt ist sogar noch ihr Freund zurückgekommen. Also ist doch alles bestens! Ich versteh beim besten Willen eure Aufregung nicht."

„Ach, unsere Aufregung verstehst du nicht? Werde nur einmal so alt wie ich, dann wirst du sie schon verstehen! So stark können sich die Zeiten gar nicht ändern", rief Ursel heftig. „Anstand bleibt Anstand! Der alte Herr hätte die Barbara sofort hinausgeschmissen. Sobald ihr Zustand offenkundig geworden wäre, hätte er sie hinausgeschmissen. Ohne Pardon!"

„Das geht heute nicht mehr so einfach. Es gibt Mutterschutz und diese Sachen!", widersprach Toni. „Gott sei Dank!"

„So? Gott sei Dank! Soso! Du bist also auch so eine! Du wirst wohl die Nächste sein, die in aller Öffentlichkeit als Ledige mit einem Freund zusammenlebt."

Toni stellte das Glas auf den Tisch, dass es klirrte. Ihr Ärger war unüberhörbar. „Und wenn ich es täte, ginge es niemanden etwas an. Ich versteh wirklich nicht, warum ihr euch so aufregt. Was ist denn schon passiert? Wenn der Freund von Barbara drei Tage hier bleibt, wird sie klarerweise bei ihm sein wollen."

Barbara wohnte zwar im selben Zimmer wie Ilse und ich, doch Toni

hatte als Arbeitskollegin engeren Kontakt mit ihr. Sie und Barbara, als die zwei jüngeren Zimmermädchen, verstanden sich gut und grenzten sich ganz bewusst gegen die strenge und ältere Ursel ab. Vielleicht hielt Toni deshalb kompromisslos zu Barbara? Mir gefiel das, und ich wollte ebenfalls etwas zu Barbaras Verteidigung beitragen. Auch wenn ich hoffte – schon wegen meiner Eltern – nie in Barbaras Lage zu kommen.

„Barbara freut sich schon auf ihr Baby“, sagte ich. „Sie ist sehr nett. Ihr Baby wird auch nett werden. Vielleicht kriegt es auch so schöne Wuschelhaare wie sein Vater. Mir – ich – also ich – ich finde schwarze Wuschelhaare ganz toll!“

Da lachten alle los. Nur Ursel brummte: „Noch eine, die sich in einen Neger verlieben könnte!“

Ich spürte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg. So hatte ich es nicht gemeint. Aber ich wurde ja permanent missverstanden. Zum Trost schöpfte ich mir noch einen Löffel Grenadiermarsch auf den Teller.

Ferdinand schüttelte den Kopf. „Ach, diese jungen Mädchen! Alle sind sie so oberflächlich. Als ob es darauf ankäme! Wuschelhaare! Einen ordentlichen Beruf muss der Mann haben, arbeitsam muss er sein und ordentlich.“

Ursel nickte heftig. „Ja, und keine anderen Weibspersonen darf er im Kopf haben! Das ist das Wichtigste!“

Obwohl ich mich bemüht hatte, sehr langsam zu essen, war mein Teller schon wieder leer. Notgedrungen stand ich auf. Sofort schoss mir die altbekannte bleierne Schwere in die Beine, die Fußsohlen fühlten sich an, als ob tausend Nadeln sie durchbohrten, sodass ich beschloss, zumindest noch einen Schluck Himbeersaft zu trinken. Damit konnte ich mich nochmals niedersetzen und das Aufstehen ein paar weitere Minuten hinauszögern.

„Ein komischer Bursche muss er aber doch sein“, spann Ilse ihre Gedanken weiter. „Barbara erwartet ein Kind von ihm, sie geht arbeiten, sogar in der Saison, wo doch jeder weiß, wie anstrengend die Saisonarbeit ist, und er rührt sich nicht.“

„Anscheinend stimmt es, was sie im Radio früher immer behauptet haben“, sagte Ursel nachdenklich.



„Was haben sie denn behauptet?“, fragte Toni.

„Dass die Neger ganz anders sind als wir. Ganz anders. Vor allen Dingen weniger intelligent. Sie haben ja auch eine niedrigere Stirn als wir.“

„So einen Blödsinn habe ich noch nie gehört!“, rief Toni aus.

„Das ist kein Blödsinn. Das ist auch in den Schulbüchern gestanden. Ich habe drei Jahre lang die Kinder meiner verstorbenen Schwester betreut, und in dieser Zeit habe ich oft ihre Naturgeschichtsbücher angeschaut. Die haben mich interessiert. Es waren sogar Fotos zu sehen. Fotos von arischen Menschen und von Juden und Negern. Es wurde einem sozusagen wissenschaftlich bewiesen.“

„Da hört sich einfach alles auf!“, rief Toni. „Einen Schmarren ist es! Die Nazis haben so einen Quatsch verbreitet, um bereits die Kinder total auf ihre Ideologie einzuschwören.“

„Aber auf den Fotos hat man ganz genau sehen können, dass die Neger eine andere Schädelform haben als wir“, verteidigte sich Ursel.

„Alles nur Propaganda! Vergiss es!“

„Na ja, aber dass er mit Barbara eine Liebe anfängt und dann nichts von sich hören lässt, absolut nichts, das ist doch nicht in Ordnung“, sagte Ferdinand.

„Nein, das ist nicht in Ordnung. Aber leider machen das andere Männer auch!“, sagte Toni.

„Und plötzlich taucht er auf und quartiert sich im Hotel ein, wo sie arbeitet. Zudem noch in einem Zweibettzimmer. Da könnte er sich doch denken, dass sie das in Verlegenheit bringt.“

„Aber nein“, widersprach Toni. „Es bringt sie überhaupt nicht in Verlegenheit. Ganz im Gegenteil. Barbara freut sich. Ich weiß es. Sie hat sogar erreicht, dass sie den morgigen Tag freibekommt.“

„So, hat sie das? Das kann ich mir nicht vorstellen“, sagte Ursel.

„Die alte Chefin wollte natürlich nichts davon wissen“, gab Toni zu. „Sie hat getobt. Barbara und ich haben sie schimpfen lassen, und später haben wir die Sache mit Fräulein Agnes geregelt. Sie hat ein Einsehen gehabt. Ich habe versprochen, einen Teil von Barbaras Arbeit zu übernehmen. Und was geht, das Bügeln der Bettwäsche oder das Absaugen der Flurteppiche,

das verschieben wir auf übermorgen. Barbara wird also morgen einen freien Tag haben.“

„Die Glückliche! Ich hätte auch gerne einen freien Tag“, sagte ich.

„Es ist ihr erster freier Tag, seitdem sie mit der Arbeit hier angefangen hat. Und das war Anfang Mai. Du hast erst im Juli angefangen.“

„Was ist eigentlich bei euch los?“, rief der Chefkoch hinter seiner Pfanne mit den Kalbsschnitzeln in Marsala zum Tisch herüber. „Hannah, Ilse, habt ihr endlich fertig gegessen? Ihr seid wahrlich dick genug. Überhaupt du, Hannah!“

„Wir kommen sofort, Herr Chef“, sagten wir wie im Chor, packten unsere leeren Teller und sprangen auf.

Aber er schimpfte weiter: „Da beschwerst du dich bei Fräulein Geneveva, dass ich dir nicht das Kochen beibringe, bist selbst aber derart uninteressiert und faul, dass du am liebsten überhaupt nicht mehr vom Tisch aufstehen möchtest!“

Ich hätte beinahe den Teller fallen gelassen. „Ich habe mich gar nicht beschwert! Das – tät ich mich gar nicht trauen!“

„Nun, jedenfalls hat mir unsere schöne Geneveva heute die Hölle heiß gemacht. Du seist ein Lehrling, würdest aber immer nur zu Hilfsarbeiten herangezogen. Salate anrichten sei das Einzige, was du bis jetzt gelernt hättest. Und nicht einmal das beherrscht du einigermaßen. Jedenfalls nicht in dem Ausmaß, dass es vor ihren gestrengen Augen und ihrem ebenso gestrengen Gaumen bestehen könnte.“

„Ich habe mich wirklich nicht beschwert!“, beteuerte ich nochmals.

„Das möchte ich dir auch nicht geraten haben! Wenn dir etwas nicht passt, dann hast du dich an mich zu wenden, verstanden! Ich bin der Chef in dieser Küche!“

„Ja, Herr Chef!“

„Na also! Und nun komm her! Wie bereitet man ein perfektes Schnitzel vom Kalb?“

„Man klopft das Schnitzel gut und würzt es“, gab ich zur Antwort. Ich versuchte, meine Verwunderung über dieses plötzliche Theater zu verbergen. Schnitzel in allerlei Variationen wird jeden Tag verlangt, und ich hatte

bereits bei Frau Groß ab und zu das Fleisch vorbereitet, es geklopft, gesalzen und je nach dem mit etwas Paprika, Pfeffer oder Kräutern bestreut.

„Stimmt! Das auf beiden Seiten gut geklopfte Schnitzel wird nach dem Würzen sogleich in eine sehr heiÙe Pfanne mit genügend heiÙer Butter gelegt und bei starkem Feuer gebräunt. Für diese Art der Zubereitung eignet sich am besten das so genannte Kaiserteil, das aus dem Kalbsschlegel geschnitten wird. Aber diese theoretischen Sachen wirst du in der Berufsschule noch zu hören bekommen. Wichtig ist, dass nur so viele Schnitzel in die Pfanne kommen, als richtig braten können. Was passiert, wenn man zu viele einlegt?“

Ich schaute ihn fragend an. Mir gefiel der Unterricht. Das Hauptgeschäft dieses Abends war vorbei, es lagen nur noch zwei verschiedene Bestellungen vor, eine davon waren diese drei Kalbsschnitzel, die in der Pfanne brutzelten.

„Ganz einfach. Legt man zu viele Schnitzel ein, dringt das Wasser aus dem Fleisch heraus, und die Schnitzel beginnen zu kochen, anstatt zu braten. Sind die Schnitzel auf der einen Seite schön braun, wie unsere hier, werden sie gewendet. Mach du das nun! Gut so. Nun brätst du sie auf der zweiten Seite fertig.“

Es war das erste Mal, dass ich direkt am Herd arbeitete. Natürlich wusste ich, wie man ein Stück Fleisch brät. Wenn man von früh bis spät in der Küche steht, bekommt man auch ohne direkten Unterricht einiges mit. Doch der Grund, das Wissen, warum man etwas schnell oder langsam garen muss, warum einmal das Fett sehr heiß, ein andermal von geringer Temperatur sein musste, das musste man gesagt bekommen. Und das war das wirklich Interessante am Kochen, fand ich zumindest.

Die Schnitzel hatten eine schön braune Farbe angenommen. Der Küchenchef beäugte sie kurz, dann fuhr er mit seinen Anweisungen fort. „So, schnell, die Platte her!“ Wir bewahrten das Geschirr zum Vorwärmen im Rohr, und ich beeilte mich, die Platte herauszuholen. „Zuerst der Reis!“, befahl er. Aber Frau Kathi hielt bereits die Kelle bereit, um drei halbkugelförmige Reisportionen fein säuberlich anzurichten. Ich legte der Reihe nach ein Schnitzel nach dem anderen dazu. „Und nun, rasch, vier,

fünf Löffel Suppe in die Pfanne, den Fond damit aufrühren, aufkochen lassen! Gut so. Und nun gibst du noch ein schönes Stückchen Butter dazu, nicht zu knapp. Siehst du, wie sämig der Saft ist? So soll er sein. Zum Schluss träufeln wir noch ein paar Tropfen Zitronensaft hinein. Und nun verteile die schöne Soße gleichmäßig auf den Schnitzeln. In Ordnung so!”

Ich betrachtete mein Werk. Schaute gut aus. Eine Harmonie der Farben: Der weiße Reis zum appetitlichen Braun der Schnitzel, das grüne Büschel Petersilie und dazu das frische Gelb der drei Zitronenspalten.

Burgl entriss mir die Platte. „Gib her, die Gäste warten!”

Der Chefkoch rückte seine Haube zurecht. „Das wär’s für heute. Eines musst du dir noch merken: Solange die Schnitzel in der Pfanne liegen, darf man auf keinen Fall mit Wasser oder Suppe aufgießen, sonst werden sie hart und zäh.”

Ich nickte und schaute auf die schwingende Tür, hinter der Burgl mit meinem Werk verschwunden war. Später wollte ich sie fragen, ob den Gästen meine Schnitzel geschmeckt hatten. Naturschnitzel vom Kalb mit Reis. Nächstes Mal könnte ich das eigentlich schon alleine machen. Es war nicht schwierig, man musste nur gewisse Dinge bei der Zubereitung beachten. Die Pfanne und das Fett müssen heiß sein, der Fond darf erst aufgegossen werden, nachdem die Schnitzel herausgeholt wurden. Meine Füße brannten wie immer, der Rücken tat mir weh, aber ich fühlte mich irgendwie zufrieden. So wie früher, in der Schule, wenn mir eine besonders knifflige Rechenaufgabe gelungen war. Das erste Mal, seit ich hier in der Küche arbeitete, spürte ich so etwas wie Zufriedenheit mit der Arbeit und mit mir selbst. Ich fasste mir ein Herz: „Darf ich Ihnen nun immer direkt beim Kochen helfen, Herr Chef?”

Aber der Chefkoch schüttelte den Kopf. „Immer schön mit der Ruhe! Wie stellst du dir das vor? In den Stoßzeiten ist das unmöglich! Da müssen wir alle versuchen, möglichst effizient zu arbeiten. Das weißt du doch selbst ganz genau, oder? Aber gegen Abend, wenn es ruhiger zugeht, da bin ich gerne bereit, dir das eine oder andere beizubringen. Vorausgesetzt, du arbeitest auch sonst fleißig und ordentlich.”

Ilse, die inzwischen die Arbeitsplatte abgeräumt hatte, rief mir zu, ich

solle ihr helfen, den schweren Topf voller Gulaschsuppe in den Keller zu schaffen. Dort war der große Vorratsschrank, in dem verderbliche Lebensmittel über Nacht aufbewahrt wurden. Kaum waren wir außer Hörweite, bekam meine Euphorie einen ordentlichen Dämpfer verpasst.

„Nun schnapp nur nicht über vor Begeisterung. Schnitzel dünsten kann ich schon lange! Und auch wenn der Chefkoch nun anfängt, dich uns allen vorzuziehen, du bist und bleibst die Jüngste und Letzte in der Küche.“

„Der Chefkoch bringt mir das Kochen bei, weil mein Vater mich als Lehrling untergebracht hat, nicht als Küchenmädchen“, sagte ich trotzig und wunderte mich selbst. Es war das erste Mal, dass ich auf meinen Sonderstatus pochte. „Und außerdem kriegst du mehr bezahlt. Du kriegst um zweihundert Schilling mehr als ich.“

„Die stehen mir zu, weil ich erstens um fünf Jahre älter bin als du und zweitens mehr leiste“, sagte Ilse.

Sie machte mit der einen Hand die Tür auf, und gemeinsam hievten wir den Topf auf das unterste Regal. Ich widersprach nicht. Die Hauptsache war, dass der Chefkoch sich anscheinend dazu durchgerungen hatte, mich in seine Kochkünste einzuweihen – dazu angehalten von Fräulein Geneveva. Sie würde nächste Woche ihr Praktikum in unserem Hotel beenden und heimfahren. Hoffentlich vergaß er es dann nicht wieder. Sonst – nun, sonst müsste ich ihn eben selber daran erinnern.

Ötz, 19. August 1953

Lieber Onkel Paul,  
nun hat sich das Geheimnis gelüftet. Barbara, die wegen ihrer Schwangerschaft das ganze Haus in Aufruhr versetzt hat, schaffte es, uns in noch heftigere Wirren zu stürzen: Der Vater des zu erwartenden Babys ist ein Schwarzer! Ein Besatzungssoldat!

Denk dir, da stand er plötzlich an der Rezeption, jung, hübsch, mit guten Manieren. In Zivil. Natürlich ahnte ich nichts. Er fragte einfach nach einem freien Zimmer. Zuerst versuchte er es mit Französisch, doch mein stockendes Suchen nach Wörtern mitsamt dem begleitenden Akzent bereitete ihm wohl zu intensive Qualen, und so begann er Deutsch zu sprechen. Ein gutes Deutsch. Beinahe fehlerfrei. Obwohl allein, wollte er partout ein Doppelbettzimmer und war nicht bereit, meinen Vorschlag, ein Einzelzimmer zu nehmen, auch nur zu diskutieren. Bei uns herrscht gerade eine Regenperiode, wir haben einige Zimmer frei, aber das mag sich rasch ändern. Morgen schon können die Betten wieder knapp werden. Ich hasse es, Gäste abzuweisen. Nun, dieser junge Schwarze bestand auf einem Zweibettzimmer, und es sollte auch noch eines der besseren Kategorie sein.

Eine halbe Stunde später wusste ich, warum. Mama überprüfte gerade die Bons, ich schaute mir einige der gestrigen Lieferantenrechnungen genauer an, als es an der Bürotür klopfte. Wer stand draußen? Du wirst es nicht erraten. Unser neuer Gast, Hand in Hand mit Barbara. Mein erster angstvoller Blick galt Mama. Und wirklich, sie sah aus, als ob sie jeden Augenblick der Schlag rühren würde. Arme Mama. Erst tiefrot im Gesicht, dann leichenblass, stand sie da und schaute ratlos von einem zum anderen.

Um den Zustand ihres Gemüts zu verstehen, musst du dir vergegenwärtigen, dass sie, im Gegensatz zu dir, noch nie mit Farbigen in Berührung gekommen ist. Zigeuner waren die exotischsten Leute, die ihr je vor Augen gekommen sind. Und nun dieser junge, kohlrabenschwarze Mann, der Barbara zärtlich umfasst hielt und gelassen sein Anliegen vorbrachte.

Ich selbst denke darüber ganz anders als Mama. Das hängt sicherlich mit meiner Begeisterung für Jazzmusik zusammen. Jazzmusik, die ja eng verbun-

den mit der afrikanischen Kultur ist und deren beste Interpreten beinahe ausschließlich schwarze Amerikaner sind. Von Mama aus dürfte ich diese Musik gar nicht hören. Da sollte das Radio immer Volksmusik spielen, schon wegen der Gäste. Sie kann sich nicht genug wundern, dass mir Jazz gefällt. „Negermusik“, sagt sie, und es klingt sehr abfällig. Sie hat eben ihre Vorurteile und wehrt sich gegen Informationen, die ihrer Auffassung entgegen stehen. Sie ist eine Frau, die an traditionellen Werten hängt, der Andersartiges und Fremdes leicht Angst machen. Bereits als ich ihr von der Hautfarbe unseres neuen Gastes berichtete, hat sie die Stirn gekräuselt. Und nun stand er da und verlangte, dass Barbara zwei Tage frei bekommt. Sie soll in sein Zimmer ziehen, ein Urlaubsintermezzo sozusagen.

Mama geriet noch mehr außer sich. Welche Unmoral! Er schwarz, sie weiß, beide unverheiratet (ich hoffe zumindest, dass er unverheiratet ist!), sie schwanger. Ein Skandal! Und das in einem gutbürgerlichen, ehrbaren Haus wie unserem.

Mir passierte etwas, was mir eigentlich selten passiert: ich genierte mich für Mama. Was musste der höfliche junge Mann von uns denken!

Zwischen dem schwarz gekräuselten Schopf und dem weißen Rüschenband an Barbaras Haarpracht durch sah ich wie Ursel, unser ältestes Zimmermädchen, Augen und Mund aufsperrte und die Ohren spitzte. Barbara schloss sofort die Tür. Zu meiner Scham über Mamas Verhalten kam eine Riesenwut. Wenn ihr eine meiner Entscheidungen missfällt, vergisst sie, dass ich eigentlich ihre Compagnonpartnerin bin, und behandelt mich wieder als unmündige Tochter! Na, ich schluckte meinen Zorn hinunter. Wir können uns doch nicht vor dem Personal in die Haare geraten! Eine muss die Ruhe bewahren. Wieder einmal war ich das!

Wir setzten uns, und nach einer längeren, ziemlich heftigen, Debatte war Mama zwar nicht überzeugt, aber doch überredet. Barbara bekam frei.

Zu dir gesagt, dies ist sicherlich keine besondere Begünstigung, denn sie arbeitete von ihrer Einstellung vor vier Monaten bis heute ohne auch nur einen freien Tag gehabt zu haben. Während der Saison gibt es keine freien Tage für das Personal. Sie darf während des Besuches ihres Freundes im gemeinsamen Zimmer wohnen und wird am 25. August, also sehr bald,

*nachdem ihr Freund abgereist ist, ihren Karenzurlaub antreten. Na also!*

*Du kannst dir, schon lange Jahre im freien Amerika lebend, vermutlich nicht vorstellen, was so ein Ereignis für uns bedeutet. Du bist es ja gewohnt, dass Schwarze und Weiße zusammenleben. Obwohl man ja auch darüber die widersprüchlichsten Dinge hört und liest. Mama behauptete, ein Gast hätte ihr irgendwann einmal erzählt, dass kein wirklich vornehmes Hotel in Amerika Juden aufnähme, oder gar Schwarze. Also, das kann ich mir wirklich nicht vorstellen. Für mich ist Amerika das Land der Freiheit, der Toleranz und des Jazz.*

*Ich sagte dir schon, am Anfang meiner Jazzbegeisterung habe ich versucht, Mamas Verständnis zu wecken, ihr zu erklären, wie wunderbar diese Musik ist, wie originell, wie echt, wie musikalisch Louis Armstrong oder Benny Goodman spielen. Doch als ich ihr einmal voller Enthusiasmus eine Platte mit Liedern von Bessie Smith vorspielte und sie sich nach zwei Minuten die Ohren zuhielt, habe ich meine Bemühungen eingestellt.*

*Nun lebe ich meine Jazzbegeisterung für mich alleine aus. Spät abends, wenn endlich alle, Gäste und Personal, schlafen gegangen sind, schalte ich das Radio ein. Je tiefer die Nacht, desto größer die Chance, fündig zu werden. In unserem engen Tal ist der Empfang weit entfernter Sender schwierig. Es wird auch nicht viel Jazz gebracht. Zumindest nicht der, den ich gerne höre. Es braucht ein gehöriges Maß an Ausdauer, um Sidney Bechet oder Charlie Parker zu hören. Vorige Woche funktionierte es bestens. Da bekam ich, kurz vor Mitternacht, den Süd-West-Funk herein. Gerade als sie Art Tatum ankündigten.*

*Komisch, vor fünf Jahren noch hat mir Klaviermusik überhaupt nichts bedeutet. Aber als ich einmal, eher zufällig, Art Tatum gehört habe, hat mich sein Spiel derart fasziniert, dass ich mich auch für andere Klaviermusik zu interessieren begann.*

*Zum Glück gibt es Schallplatten. Mama murrte zwar, wenn ich von jedem Besuch in der Stadt eine Schallplatte mitbringe, aber schließlich und endlich – eine Freude braucht der Mensch. Viel Auswahl an Jazzplatten gibt es bei uns sowieso noch nicht. Bestimmt wird sich das bald ändern, denn das Angebot an Konsumgütern steigt von Jahr zu Jahr.*



*Manches Mal beneide ich dich schon sehr, dass du in Amerika leben kannst,  
in der weiten Welt sozusagen, ohne diesen engen Horizont, der bei uns herrscht,  
und zwar in jeder Beziehung.*

*Viele Grüße, auch an deine Lieben, sendet dir  
Agnes*

Der junge Mann hatte seinen Koffer gepackt und war in aller Früh abgereist. Niemand von uns hatte ihn an diesem Morgen gesehen. Am gleichen Tag war Barbara wieder zu uns zurückgekehrt. Auch heute, als wir in der nachmittäglichen Ruhepause das Zimmer aufsuchten, schlief sie wie eh und je auf ihrem Bett. Die Regenperiode hielt an. Ohne Sonne, im grauen Licht eines Nebeltages, wirkte das Zimmer düster und traurig. Aber ein bisschen Düsternis ließ sich besser ertragen als die unmenschliche Hitze, die uns die sonnigen Wochen beschert hatten. Ich legte mich flach aufs Bett.

Heute war Donnerstag. Woche für Woche ging der Sommer vorüber. Sollte ich mich darüber freuen oder nicht? Die anderen freuten sich. Sie lebten auf ein bestimmtes Ziel hin: auf das Ende der Saison, auf den Herbst, die Zeit, in der man stempeln, ausrasten, faulenzten, kurz gesagt, leben konnte. Aber was würde der Herbst mir bringen? In all der Müdigkeit hatte ich mich dieser Auffassung einfach nur angepasst. Erst Fräulein Genoveva hatte mich mit ihren Bemerkungen aufgerüttelt. Als Lehrmädchen war man wohl nicht zum Stempeln berechtigt? Aber wollte ich das überhaupt, Lehrmädchen sein? Den Beruf einer Köchin erlernen? Jahrein, jahraus am Herd einer Hotelküche stehen?

Als ich das erste Mal meine Nase in dieses Haus und seine Küche gesteckt hatte, hatte ich von überhaupt nichts eine Ahnung. Gut, ich wusste, Köchin war kein Traumberuf für mich. Gut, ich wusste, von Schilderungen oder aus der Zeitung oder rein gefühlsmäßig, Saisonarbeit im Gastgewerbe ist Knochenarbeit. In diesen paar Wochen hatte ich erlebt, was das in Wirklichkeit bedeutet. In Wirklichkeit war diese Arbeit schrecklich. Andererseits, wenn man so leckere Sachen kochen konnte wie der Chefkoch, diese Maraschinobuttercreme, die es am Sonntag als Dessert für die Pensionsgäste gab, und die ich beim Rühren durch einen glücklichen Zufall in einem ungestörten Augenblick ausgiebigst kosten konnte? Die Zubereitung des Soufflé aux amandes, ein französischer Mandelaufwurf sozusagen, an der mich Herr Albricht heute teilnehmen ließ, hatte auch Spaß gemacht. Jedenfalls, das hatte ich inzwischen begriffen: selbst zu kochen, eigenständig zu kochen, das konnte durchaus spannend sein. Eher uner-

träglich fände ich es, jahrein, jahraus Hilfsdienste leisten zu müssen oder von den anderen herumkommandiert zu werden. Ilse riss mich aus meinen Überlegungen. „Jetzt ist wieder nichts daraus geworden“, seufzte sie. „Die Ärzte konnten ihr noch immer nicht helfen.“

„Wem? Wem konnten sie nicht helfen?“, fragte ich, mehr aus Höflichkeit denn aus Interesse. Krankheiten interessierten mich nur mäßig.

„Die arme Kaiserin Soraya hat mit ihrem Mann, dem Schah, drei Wochen in Amerika verbracht und dabei sieben verschiedene weltberühmte Frauenärzte aufgesucht. Alles umsonst. Sie ist wieder nicht guter Hoffnung. Wie traurig.“

Barbara blinzelte. So tief hatte sie also nicht geschlafen. „Na ja, als Ausgleich für dieses Pech hat sie wenigstens Geld im Überfluss. Und nun, bitte, redet ein bisschen leiser. Ich möchte weiterschlafen.“

„Alles kann der Mensch nicht haben“, sagte ich, indem ich die oft gehörten Worte meines Großvaters wiederholte. Ich kam mir dabei sehr philosophisch vor.

„Ich bin überzeugt, sie würde ihr ganzes Geld hergeben, wenn sie dafür ein Kind bekommen könnte.“

„Ich möchte weiterschlafen. Könntet ihr euch also bitte etwas leiser unterhalten“, wiederholte Barbara.

„Könnt ihr euch bitte etwas leiser unterhalten! Wie vornehm sich unsere ledige Mutter ausdrückt!“, sagte Ilse. Es war Iلسes neuer Tick. Bei jeder Gelegenheit klatschte sie Barbara ihren Zustand um die Ohren.

„Ach Gott, vielleicht beruhigst du dich langsam wieder!“ Barbaras Stimme klang gelangweilt.

Aber Ilse dachte gar nicht daran, sich zu beruhigen. Mit erhobener Stimme fuhr sie fort: „Eine ledige Mutter, deren Freund ein Ausländer ist. Ein Neger!“

Barbara stand wortlos auf, und bevor ich noch richtig mitbekommen hatte, was los war, hatte sie schon die Tür hinter sich zugeknallt.

Da sprang auch ich auf. „Warum bist du immer so gemein?“, schrie ich Ilse an. Ich folgte Barbara, nicht ohne gleichfalls die Tür nach Kräften ins Schloss zu schleudern.

Barbara hatte sich im Badezimmer eingesperrt. Ich musste lange klopfen und rufen, bis sie endlich öffnete. Ich hatte ein verweintes Gesicht erwartet, rote Augen und so, aber nichts dergleichen war zu erkennen.

„Du darfst dir nichts draus machen. Ich glaube, die Ilse meint es gar nicht so. Sie muss halt immer sticheln“, sagte ich.

Barbara stand an den Türrahmen gelehnt und strich sich mit der rechten Hand über den Bauch. „Oh Gott, ist mir doch ganz egal, was diese dumme Gans denkt. Aber ich habe ihr Gerede einfach satt. Ich kann es einfach nicht mehr hören!“

„Mir gefällt dein Neger“, sagte ich. „Er ist, er ist – er ist direkt aufregend schön. Und die kräuseligen Haare, so toll schwarz.“ Da musste Barbara lächeln über so viel Unbeholfenheit.

„Schwarz wie Ebenholz“, sagte sie. „Wie im Märchen.“

„Nur, dass im Märchen das Schneewittchen so schwarze Haare hat, nicht der Prinz.“

„Und dort alles gut ausgeht und alle glücklich werden.“ Nun klang ihre Stimme doch ein wenig brüchig.

„Aber bei dir geht auch alles gut aus“, sagte ich heftig. „Dein Freund ist zurückgekommen, du hast die Saisonarbeit gut überstanden, euer Kind wird ein sehr süßes Baby werden. Mit einer Haut wie Milchkaffee. Und wenn es schwarz wird, ist das auch nicht schlimm. Kleine Negerkinder können ganz süß ausschauen.“

Die Tür stand noch immer offen, Barbara hatte sich auf den niedrigen Schemel niedergelassen, ich hockte mich auf eine Kiste, in der Putzmaterial aufbewahrt wurde.

„Ich weiß, du meinst es nicht böse, aber rede nicht immer von Negern!“, sagte Barbara müde.

Meine Verwirrung war grenzenlos. Mir war, als fiele ich aus allen Wolken. „Hast du etwas gegen Neger, wenn doch dein Freund einer ist?“, brachte ich endlich mühsam hervor.

„O Gott, nein. Natürlich nicht! Aber Schwarze empfinden das Wort Neger als entwürdigend. Deshalb gibt es mir jedes Mal einen Stich, wenn ich es höre. Verstehst du?“

Ich schüttelte den Kopf. Nein, ich verstand nicht.

„Also gut, hör zu. In der vierten Klasse der Hauptschule hatte ich eine Lehrerin, die ich sehr verehrte. Sie war noch sehr jung. Ich glaube, wir waren ihre ersten richtigen Schüler. Nicht nur, dass sie sehr hübsch war mit ihren blonden Locken und den strahlenden Augen, sie hatte auch eine Art, die uns sofort für sie einnahm. Sie ließ uns nichts durchgehen, war vielleicht sogar streng, gleichzeitig aber auch sehr engagiert und bestrebt, den Unterricht so spannend als möglich zu gestalten. Eigentlich waren wir alle in sie verliebt. Du musst wissen, dass ein Jahr zuvor noch Krieg war und die Nazi-Ideologie die Schule beherrschte. Wir waren sieben Jahre lang von unseren Lehrern mehr oder weniger in diesem Sinne erzogen worden.“

„Meinst du die Geschichten über Untermenschen und so?“

„Genau. Einmal hat sie uns erklärt, dass das Wort ‚Neger‘ nichts anderes bedeutet als ‚schwarz‘. Es kommt nämlich aus dem Lateinischen.“

„Das ist doch nicht erniedrigend!“

„Richtig. Das heißt, ‚Neger‘ zu sagen, ist so gesehen nicht richtiger oder unrichtiger, als die blasse Haut von uns Europäern ‚weiß‘ zu nennen. Aber im Laufe einer langen Geschichte wurden schwarze Menschen von weißen Menschen aufs Unerträglichste gedemütigt. Neger, das bedeutete so viel wie Wilde oder Halbmenschen. Neger, das hieß gerade gut genug zu sein, um die schmutzigsten und härtesten Arbeiten zu verrichten.“

„Aber unser Katechet hielt uns an, alles Silberpapier zu sammeln. Das war für die Mission, hauptsächlich für die Negerkinder.“

„Siehst du, das ist auch so etwas. Auch heute noch werden die Schwarzen als primitive Eingeborene angesehen, die auf der untersten Stufe der menschlichen Entwicklungsleiter stecken geblieben sind, und denen wir unsere Kultur bringen müssen. Deshalb finden Menschen mit schwarzer Hautfarbe, dass das Wort ‚Neger‘ ihnen ihre Menschenwürde abspricht. Es erinnert sie an das Sklavendasein vergangener Jahrhunderte. Sie können es nicht mehr hören.“

„Hat das auch deine Lehrerin gesagt?“

„Nein, das hat mir Jacques gesagt. Das Wort ‚Neger‘ wird von allen selbstbewussten Schwarzen abgelehnt. Leute, denen es ein Anliegen ist,

dass alle Menschen die gleichen Rechte und die gleiche Würde haben, verwenden das Wort ‚Neger‘ nicht.“

„Also, ich weiß nicht, ich finde das alles übertrieben. Das sind doch nur Worte. Das ist doch nicht so wichtig.“

„Doch, Worte sind wichtig“, widersprach Barbara energisch. „Ich habe dir schon gesagt, ich weiß, dass du es nicht böse meinst, aber wenn dieses Wort die schwarzen Menschen verletzt, dann sollten wir es nicht gebrauchen.“

Da hatte sie allerdings Recht. So viel Rücksicht war man den anderen einfach schuldig. Hoffentlich dachte ich immer daran, zumindest wenn Barbara oder ein Schwarzer mich hören konnte.

„In der Küche sind alle schon sehr neugierig auf dein Baby“, sagte ich und wollte damit eine freundliche Geste setzen. Da fuhr Barbara erst recht auf. Ihr Stimme klang zornig: „Na, von mir aus! Zerreißt euch die Mäuler! Ich hoffe nur, mein Baby ist so kohlrabenschwarz, dass jeder, der ihm ins Gesicht schaut, tot umfällt.“

Du lieber Himmel, jetzt hatte ich anscheinend wieder etwas Falsches gesagt. Aber was konnte falsch daran sein, dass man auf ein neues Baby neugierig war? Ich beschloss, einfach weiter zu erzählen.

„Frau Groß, die über Kathi von deiner Schwangerschaft erfahren hat, ist dabei, deinem Baby hellgelbe Wollschühchen zu stricken, für den Winter. Hellgelb ist nämlich neutral, da kann dein Baby ein Mädchen oder ein Bub sein, weiß oder schwarz oder braun – hellgelb passt immer.“

Nun freute sich Barbara doch. „Hat sie denn Zeit zum Stricken?“, fragte sie. „Die Saison läuft doch noch auf Hochtouren.“

„Weißt du nicht, dass Frau Groß nach ihrer Entlassung keine richtige Arbeit mehr gefunden hat? Nur eine Art Nebenbeschäftigung auf einer Hütte im Hintertal. Immer nur für die Sonntage oder wenn ein Extrageschäft erwartet wird. Da hat sie mehr als genug Zeit.“

In diesem Augenblick ging die Tür unseres Zimmers auf, wurde wieder zugeschlagen, und Ilse stürmte an uns vorbei. Sie trug das rot-weiße Flammenkleid, der Rock stand weit ab. Also musste der Petticoat, den sie gestern in der Zimmerstunde gewaschen hatte, bereits getrocknet, gestärkt

und gebügelt sein. Sie liebte es, ihren Mitmenschen den letzten Nerv zu töten, und bei Konflikten heiter lächelnd Öl ins Feuer zu gießen, und zwar literweise, aber sie war nicht nachtragend.

„Ich habe mich entschlossen, abzutauchen. Habe plötzlich große Lust bekommen, in der Milchshake-Bar ein Cola zu trinken und ein wenig zu plaudern. Tschüss, ihr zwei. Bis später!“

Barbara ließ einen leisen Seufzer hören. Er klang sehr nach Erleichterung. „Tschüss! Sogar zu euch in die Küche dringt allem Anschein nach der neue deutsche Gruß!“ Sie schüttelte den Kopf.

„Ist doch nichts dabei, wenn sie ‚Tschüss‘ sagt. Die Gäste verabschieden sich so, aber eigentlich klingt das gar nicht deutsch. Wer weiß, aus welcher Sprache dieses Wort wieder stammt!“

„Mich bringt so ziemlich alles, was Ilse sagt, zur Raserei“, bekannte Barbara. „Wahrscheinlich beruht unsere Abneigung auf Gegenseitigkeit.“

„Wir in der Küche mögen Ilse eigentlich recht gern“, versuchte ich zu vermitteln.

Barbara nickte. „Einen ganzen Sommer lang zu dritt in einem Zimmer eingesperrt – es ist ganz normal, dass man sich mit der Zeit auf die Nerven geht.“

„Du gehst mir überhaupt nicht auf die Nerven“, sagte ich. Sie lächelte. „Nun gut, dann können wir uns ja wieder in unsere Höhle zurückziehen und weiter duseln.“

„Na klar. Ich werde ein bisschen lesen. Die Geschichte von der unglücklichen Kaiserin Soraya interessiert mich.“

Barbara stützte beide Arme neben dem Körper ab und streckte die Beine weit von sich.

„Also, ich weiß nicht recht! Was die Illustrierten da für ein Trara machen, das ist doch maßlos übertrieben. Wenn sich die Frau so sehr ein Kind wünscht, warum nimmt sie nicht einfach eines auf? Es gibt auf der Welt, auch in Persien, Waisenkinder genug, die froh wären, wenn ein kinderloses Paar sie adoptierte.“

Ich legte die Zeitschrift beiseite. „Aber da geht es doch um einen Thronfolger! Das ist etwas ganz anderes.“

„Kind ist Kind!“, tat Barbara radikal. Dann stopfte sie sich zwei Kissen zwischen Rücken und Betthaupt. „Langsam weiß ich nicht mehr, wie ich mein Kreuz am besten entlasten soll.“

„Hast du dir dein Kind gewünscht?“, fragte ich. „Von Anfang an?“

Barbara schaute mich erstaunt an. „Wie meinst du das, von Anfang an?“

„Nun, ganz von Anfang an!“

„Du meinst, ob ich es geplant habe? So: Jacques Chevalier gefällt mir. Sympathisch, liebenswürdig, gut aussehend, Augen sanft und dunkel. Von ihm möchte ich ein Kind?“

„Na ja, so ähnlich ...“

„Nein, geplant habe ich nichts. Am Anfang war ich sogar ziemlich durcheinander. Verzweifelt. Alles schien so unsicher. Ich hatte nicht einmal Arbeit. Als man mich hier einstellte, hatte ich die erste Hürde genommen. Aber einfach ist eine derartige Lebenslage nie.“

Sie schwieg für ein paar Augenblicke.

„Dann hat Ilse also doch Recht gehabt. Gleich am ersten Tag, gleich als sie mir unser Zimmer zeigte, hat sie mir gesagt, dass mit dir etwas nicht stimme, dass du bedrückt wirkst, schweigsam und deprimiert.“

„Na ja, weißt du, die ganze Situation war ziemlich bedrückend. Ich schwankte lange. In einer derartigen Situation geht einem viel durch den Kopf. Die Verantwortung für das neue Leben. Ich war mir lange nicht sicher, ob ich mir das zutrauen kann.“

„Und Jacques hast du nichts gesagt?“

„Doch. Ich habe ihm einen Brief geschrieben. Gleich, als ich mir sicher war, schwanger zu sein. Aber als ich keine Antwort erhielt, dachte ich, er hat sich einfach aus dem Staub gemacht. Er will nichts mehr von mir wissen.“

Sie verstummte. Dann warf sie den Kopf zurück. „Es war eine entsetzliche Kränkung. Ich glaube, du kannst dir meine Enttäuschung und meinen Zorn gar nicht vorstellen.“

Mir fiel Sophie aus unserem Dorf ein, die Tochter vom Ödenbauer, die sich letztes Jahr aus lauter Verzweiflung in die Ache gestürzt hatte. Niemand hatte zu ihr gehalten, weder ihre Eltern noch der Pfarrer. Alle hatten



getuschelt und geschimpft und von Schande geredet. Sie war ertrunken, aber der Mann, der sie ins Unglück gebracht hatte, lebte und blieb unbekannt.

„Also, ich habe wenigstens keine Verwandten, die mir mit Vorwürfen das Leben schwer machen“, sagte Barbara, als ich die Geschichte der Ödenbauer-Sophie erzählt hatte. „Mein Vater ist gefallen, meine Mutter bei einem Bombenangriff umgekommen, Geschwister habe ich keine, und die einzige Tante, die ich kenne, lebt in Wien. Wir haben uns seit Kriegsende nicht mehr gesehen. Ich wette, sie weiß gar nicht, wo ich mich aufhalte.“

Ich musterte sie verstohlen. Nie hätte ich geahnt, dass Barbara mutterseelenallein auf der Welt war. Ich kannte niemanden, der so ganz ohne Verwandte existierte. Das kam wahrscheinlich daher, weil sie aus der Stadt stammte. Bei uns im Dorf hatte jeder Verwandte, Eltern und Geschwister, Großväter und Großmütter, Onkel und Tanten, Vettern und Cousinen, dann noch die Taufpaten und die Firmpaten. Wenn so viele Schwestern, wie ich sie hatte, auch manchmal ein Ärgernis waren, so allein wie Barbara wollte ich auch nicht sein.

„Zum Glück hast du jetzt deinen Jacques. Dann kommt das Baby, und du hast eine komplette Familie.“

„Ja“, sagte Barbara, „tatsächlich, dann habe ich eine komplette Familie.“ Es klang verwundert, als hätte sie sich über diesen Aspekt noch nie Gedanken gemacht.

„Und Jacques, stand der bis jetzt auch ganz allein auf der Welt?“

„Jacques? Nein!“ Barbara lachte. „Jacques kommt aus einer Großfamilie. Seine Eltern leben beide, dann hat er noch zwei Großmütter, einen Großvater und fünf Brüder. Eine Familie mit lauter Söhnen. Deshalb wünscht er sich eine Tochter. Über die weitere Verwandtschaft bin ich noch nicht informiert.“

„Kennst du seine Familie schon?“

„Nicht persönlich. Jacques hat mir Fotos gezeigt. Es sind alles Schwarze. Die ganze Familie ist kohlrabenschwarz. Sie leben erst seit einer Generation in Frankreich.“

Ob Jacques seiner Familie auch ein Foto von Barbara geschickt hat? Ich wagte nicht, sie zu fragen. Und Barbara war mit ihren Gedanken schon woanders.

„Fräulein Agnes hat gesagt, wenn ich sie rechtzeitig eingeweiht hätte – nun, sie wüsste Wege und Möglichkeiten, einen Abbruch durchzuführen. Sicherlich wäre sie bereit, auch anderen zu helfen.“

„Anderen helfen?“, fragte ich verduzt.

„Ja. Dir zum Beispiel, oder einer Freundin. Man kann ja nie wissen. Sie kennt einen Arzt, der diesen Eingriff durchführt. Natürlich gegen entsprechendes Honorar und unter strengster Geheimhaltung.“

„Dann hätte der Sophie aus unserem Dorf ja auch geholfen werden können? Niemand hätte von ihrer Schande erfahren, sie könnte noch leben!“ Mir wurde ganz heiß, wenn ich daran dachte. „Es ist so ungerecht!“

„Ungerecht? Na ja, sicher, ungerecht. Was mich noch mehr empört, ist die Dummheit. Diese Borniertheit! Ein junges Mädchen wird in den Tod getrieben, weil die Leute so dumm sind!“

„Also, meine Mutter sagt auch immer, dass wir ihr ja kein lediges Kind ins Haus bringen dürfen!“

„Nun ja, ich glaube, Sprüche solcher Art sind am Land weit verbreitet. Manchmal hört man sie auch in der Stadt. Aber die meisten Großeltern mögen ihre Enkelkinder, auch wenn es ledige Kinder sind.“

„Warum wüsste sich Fräulein Agnes zu helfen, aber die Sophie nicht?“

Barbara zuckte die Schultern. „Ganz einfach: Weil Fräulein Agnes Verbindungen und Beziehungen und dazu noch Geld hat, die Sophie aber unerfahren und arm und allein war. Deshalb!“

„Tut es dir Leid, dass du von dieser Möglichkeit zu spät erfahren hast?“

Barbara schwieg einen Augenblick. „Ich habe mir alles gut und lange überlegt. Ich glaube, wenn ich unbedingt gewollt hätte, hätte ich irgendwie erreicht, die Schwangerschaft abbrechen zu lassen. Dazu brauch ich kein Fräulein Agnes. Eine Zeit lang habe ich ja wirklich geschwankt. Aber andererseits – weißt du, ich werde heuer dreiundzwanzig Jahre alt. Ich habe Jacques sehr gern, und die Vorstellung, mit ihm zu leben und ein Kind mit ihm zu haben, finde ich schön.“

„Die Vorstellung, eine richtige Familie zu gründen?“

„Ja, eine richtige Familie. Wir werden eine richtige Großfamilie sein, wenn man seine dazu zählt.“ Einen Augenblick verstummte sie. Dann fuhr sie fort: „Das Witzige ist, ich habe nie viel von Familien gehalten. Aber mit Jacques, da ist alles anders.“

Das konnte ich mir sehr gut vorstellen. Mit Jacques war alles anders. Auch ich würde einmal einen Mann kennen lernen, mit dem alles anders wäre. Eigentlich hatte ich gehofft, dass das schneller passieren würde. Aber auf keinen Fall würde mein Leben so ablaufen wie das Leben meiner Mutter. Das würde ich nie akzeptieren. Zu Hause war mir oft alles so eng vorgekommen, Mutter fleißig und sparsam, Vater pedantisch, und richtig lustig hatten wir es eigentlich nur gehabt, wenn meine Schwestern und ich alleine waren.

Das war ja meine Hoffnung gewesen: Ötz ist größer als mein Heimatdorf, liegt näher dem Talausgang, wird von vielen Fremden besucht, und das Hotel Zum Weißen Elefanten könnte so etwas sein wie ein Tor in die weite Welt. Ich hatte mich gründlich geirrt. Von Weite keine Spur. Ich war erst recht in der Enge gelandet.

„Du hast es gut“, sagte ich aus tiefster Überzeugung. „Ich möchte es auch einmal so gut haben wie du.“

„Na ja, Hannah, lass dir Zeit. Du bist noch jung genug. Lass dir Zeit! Die Liebe und so, das kommt alles von selbst. Wirst schon sehen!“

„Manchmal habe ich Angst, dass es mir am Ende so ergeht wie der armen Sophie“, sagte ich.

Barbara schüttelte den Kopf. „Blödsinn! So etwas darfst du nie machen. Das Leben wegschmeißen! Ganz gleich, was kommt, ein Ausweg findet sich immer. Nur wenn man tot ist, ist alles verloren.“

„Aber die Schande! Ich kann mir gar nicht vorstellen, was meine Eltern täten, wenn ich ein lediges Kind hätte.“

Barbara schüttelte energisch den Kopf. „Ach Gott, was würden sie schon groß machen? Sie würden mit dir zetern und schimpfen, und wenn das Kind dann da wäre, würden sie es lieb haben. Man darf sich einfach nicht unter Druck setzen lassen. Schau mich an! Bin ich etwa zerknirscht,

streue ich glühende Kohlen auf mein Haupt oder gehe ich in Sack und Asche, weil ich ein lediges Kind erwarte?”

Ich musste lachen. Nein, Barbara wirkte absolut nicht zerknirscht. Ganz im Gegenteil. „Nicht jede ist so stark“, sagte ich. „Und außerdem, du hast deinen Jacques!”

„Ja, aber erst seit ein paar Tagen. Die ganzen Monate war ich der Meinung, dass Jacques für immer verschwunden bleibt, und dass ich ganz allein für mein Kind sorgen werde müssen. Nur vernagelte, schwachköpfige Leute denken, das wäre eine Schande. Es ist nicht leicht, es verlangt viel Arbeit, aber es ist keine Schande!”

Sie veränderte ihre Lage. „Da, schnell, gib deine Hand her.” Sie ergriff meine Hand und legte sie auf ihren Bauch. „Spürst du, wie es sich bewegt?”, fragte sie. „Es bewegt sich. In den zwei Tagen, in denen ich mir mehr Ruhe gönnen konnte, bewegte es sich überhaupt viel öfter.”

Jetzt konnte ich es spüren. Es war wie ein leichtes Beben, ein Zittern, ein Schauer. „Weißt du”, fuhr Barbara fort, „in Wirklichkeit ist alles eine Einstellungsache. Es gibt Länder, da fiele es niemandem ein, eine Frau schein anzusehen, weil sie ein Kind, aber keinen Mann hat. Und gleichzeitig ist es in diesen Ländern auch erlaubt, eine unerwünschte Schwangerschaft abzubrechen. Viele wollen es nicht wahrhaben, aber in ein paar Jahren wird es auch bei uns so weit sein. Es wird eine Zeit kommen, wo jede Frau ganz frei entscheiden kann, ob und wann sie ein Baby will. Und jedes Kind, das auf die Welt kommt, wird ein richtiges Wunschkind sein. Davon bin ich überzeugt.”

Ich schaute sie ungläubig an. Keine dummen Zufälle mehr? Ohne Drohungen und Ängste leben? So etwas konnte ich mir gar nicht vorstellen. Doch Barbara war acht Jahre älter als ich. In acht Jahren lässt sich eine Menge lernen und erfahren. Vielleicht würde sie Recht behalten.

Ötz, 28.8.53

*Lieber Onkel Paul,*

*Du hast mir wohl postwendend geschrieben, denn ich habe deinen Brief bereits heute Morgen erhalten. Herzlichen Dank dafür, auch wenn er mich sehr melancholisch gemacht hat. Du meinst, ich hätte rein gar nichts vom amerikanischen Leben begriffen. Und die Träume von der Freiheit, die seien total unrealistisch. Freiheit hänge sehr eng mit Geld zusammen, aber auch mit dem Platz, den man in der Gesellschaft einnehme. Und der Jazz war ursprünglich eine Musik der Unterdrückten und Ausgebeuteten, der Heimatlosen und Heimwehkranken. Du selbst hieltest nicht sehr viel davon, aber du verstündest gut, wenn die Jugend in Mitteleuropa, der man lange Jahre alles Moderne vorenthalten hatte, sich nun an dieser amerikanischen Musik begeistere.*

*Nun, ich glaube, die Begeisterung für Jazz hängt weniger vom Alter ab, sondern ist eher eine Geschmacksache. Oder eine Lebenseinstellung. Ich habe zum Beispiel einen Bekannten, mit dem ich mich recht gut verstehe und der Jazz ebenfalls sehr liebt.*

*Deine Behauptung, dass Bessie Smith, die Königin des Blues, nach einem Autounfall nur deshalb verbluten und sterben musste, weil man ihr als Schwarzer die Aufnahme in einem Spital verweigerte, hat mich erschreckt. Ich habe eine Platte, auf der sie ein einziges Lied singt, und dieses Lied gefällt mir ungemein. Nach dem Lesen deines Briefes habe ich mir die Platte wieder angehört. Mir ist dabei ganz kalt geworden vor Traurigkeit.*

*Ich muss zur Kenntnis nehmen, was du mir über Amerika schreibst. Aber vielleicht empfandest du die Lage nur für den Augenblick so? Vielleicht hattest du einfach einen schlechten Tag?*

*So wie ich manches Mal schlechte Tage habe. Da sieht man alles in einem düsteren Licht. Man fragt sich, wozu das Hotel gut ist, und die Gäste möchte man am liebsten in ihre Zimmer verbannen oder auf den Gipfel des Acherkogels hinauf. Oder zumindest zum Piburger See hinüber.*

*Da mag ich mich dann absolut nicht mit diesen großspurigen Gästen unterhalten. Und manche von ihnen sind großspurig! Aber für mich gilt, was für uns alle hier im Tal gilt. Wir brauchen die Gäste, wir brauchen ihr Geld, und*

*so lassen wir uns nichts anmerken. Wir sind freundlich zu ihnen und lächeln ihnen zu und richten ihnen alles zurecht. Die letzte Privatzimmervermieterin im entlegensten Weiler versucht, ihre Sprache den Ohren der Gäste anzupassen, das winzigste Gasthaus schreibt „Quark“ auf die Speisekarte, hat sein Besitzer nur einmal begriffen, dass der Topfen so genannt wird in Deutschland. Und die Gäste sind dankbar für unser Bemühen. In Wirklichkeit haben sie ja bei sich selbst auch nicht viel zu lachen. Ihr Leben schaut zwar sehr imposant aus. Viele reisen mit dicken Wagen an, und gegen die Motorroller und Mopeds, mit denen unsere Leute in ihrer Freizeit über die Straßen kurven, nehmen sich auch ihre kleineren Autos passabel aus. Trotzdem, mir wird immer klarer, dass diejenigen, die etwas zu lachen haben, in andere Gegenden der Welt reisen, wo es luxuriöser zugeht und exotischer. Die begnügen sich nicht mit unseren kleinen Dörfern und kargen Tälern. Aber jene, die zu uns fahren, die Kleinen, zu Hause selbst oft Getretenen, die nur ein bisschen abgekriegt haben vom neuen Kuchen Wirtschaftswunder, die freuen sich aufrichtig über uns und unser Entgegenkommen.*

*In den Kirchen, Totenkapellen und auf Kriegerdenkmälern prangen nur die Namen der Soldaten, die, wie die Deutschen, für Führer, Volk und Vaterland gefallen sind, und das Vaterland war in jüngster Vergangenheit ja ein gemeinsames. Ganz anderes erleben Touristen zum Beispiel in Frankreich. Deutsche Gäste haben uns erzählt, dass dort in jedem Dorf der ehemals besetzten Gebiete auf dem Hauptplatz ein Denkmal stehe, das die Namen der Frauen, Männer und Kinder trage, die als Widerstandskämpfer oder einfach als Opfer beziehungsweise als Vergeltungsoffer durch deutsche oder willfährige französische Hände umgebracht worden sind. Bei uns wäre so etwas unvorstellbar. Freilich, bei uns hat es einen Widerstand wie in Frankreich nicht gegeben. Ausländische Sender abhören, seine Zunge nicht in Zaum halten und über Hitler schimpfen oder mit einem Kriegsgefangenen, der als Knecht auf dem Hof gearbeitet hat, den Tisch oder vielleicht das Bett zu teilen – viel mehr hat sich kaum jemand erlaubt. Die meisten von uns waren sowieso einverstanden mit den Nazis, zumindest am Anfang, und später, als man dann die Schattenseiten des Regimes selber zu spüren bekam, hatte man Angst und hielt lieber still. Dafür redet man auch heute kaum mehr über diese Jahre. Was vorbei ist, ist*

*vorbei. Unsere Gäste sehen das auch so. Nicht oft kommt die Sprache auf all diese Dinge. Nur manches Mal, an späten Abenden, nach einigen Gläsern Bier oder Schnaps, sprudeln die Worte, und man hört Ansichten, die einen verwundern.*

*Gestern erst hat sich ein Gast, ein sehr netter, freundlicher Herr, nach dem Abendessen zu Mama an den Tisch gesetzt. Da er relativ gut aussah und noch relativ jung war, hat mich die Mama herbeigerufen. Ich habe dir ja schon berichtet, dass sie immer auf der Suche nach einem Ehemann für mich ist. Aber diese Hoffnung musste sie gleich wieder aufgeben, denn er hat erzählt, dass seine Frau das zweite Kind erwarte und sich deshalb so Sorge, dass es wieder zu einem Krieg kommen könne. Also kein Heiratskandidat, der freundliche Herr. Wir haben uns dann recht gut unterhalten. Er meinte, die Leute hätten einfach Angst, und das sei der Grund, warum sich jeder, oder fast jeder, lieber ducke, als sich den Mund zu verbrennen. Die Hitlerzeit ist ja noch nicht so lange her, und den Leuten stecken die Angst und der Schrecken noch in den Knochen. Das verschwindet nicht so schnell. Schließlich war es auch in den ersten Jahren nach dem Krieg noch so, dass du deine Gesinnung nicht einfach hast sagen dürfen.*

*Es wird ja jetzt so viel diskutiert für und gegen die Wiederbewaffnung Deutschlands. Im Rundfunk wurde berichtet, dass es Demonstrationen gibt, vor allen Dingen von Frauen, die sich gegen eine Militarisierung einsetzen. Bei uns hat es vor zwei Jahren eine große Unterschriftensammlung gegeben. Sogar in unserem Dorf fanden sich Leute, die mit langen Listen von Haus zu Haus gezogen sind. Du weißt ja, ich war immer unpolitisch. Aber da habe ich schon unterschrieben. Mama nicht. Aber was sollte man denn dagegen haben, dass sich die Großmächte verständigen sollten? Oder dass Österreich sich keinem der militärischen Blöcke anschließen sollte? Also, ich habe Mama nicht gesagt, dass ich unterschrieben habe. Sie weiß es bis heute nicht. Erwähne es nicht, wenn du zu uns kommst, sie regt sich womöglich nur auf. Sie denkt nämlich genau so wie unser Gast. Also, der freundliche Herr erzählte uns, er habe seiner Frau gesagt, sie müsse sich ganz umstellen, ganz heraushalten aus der Politik, sonst leiden noch ihre Nerven, und das schadet ja auch dem Kind unter ihrem Herzen.*

*Komisch, die Diktatur ist schon lange vorbei, wir sind frei, und trotzdem haben viele Leute noch immer Angst. Sie haben nicht den Mut, sich zu deklarieren.*

*Doch lieber Onkel Paul, lass dich von meinen Überlegungen nicht beirren und sei versichert, dich wird niemand mit diesen Dingen behelligen. Du wirst in unserem Haus, das ja noch immer dein Elternhaus ist, auch wenn du es nicht mehr erkennen wirst, so sehr haben wir es umgebaut und vergrößert und verschönt, unbeschwert und fröhlich leben können.*

*Ich bin gerade unterbrochen worden. Und weil ich dir im letzten Brief so viel über Barbara erzählt habe, noch eine Ergänzung. Barbara war gerade hier. Diesmal war sie erstaunlicherweise recht umgänglich. Nun ja, schließlich ist sie ja von meinem Wohlwollen abhängig, und inzwischen dürfte sie auch begriffen haben, dass von meinem Wohlwollen einiges abhängt und dass ich ihr nichts Böses will. Im Gegenteil.*

*Wir haben bereits letzte Woche eine Übereinkunft getroffen. Es war zwar nicht ganz einfach, Mama gegenüber meine Vorstellungen durchsetzen, aber es gelang. Barbara hat also vor drei Tagen ganz regulär ihren Karenzurlaub angetreten. Sie wird die Zeit bis zur Geburt ihres Babys in unserem Haus verbringen, aber nicht als Hotelgast, das wäre zu teuer für sie. Gegen ein kleines Entgelt ist es ihr gestattet, weiter in der Dachkammer zu leben und die Mahlzeiten wie bisher in der Küche einzunehmen.*

*Der vorausberechnete Geburtstermin des ersten Mulattenbabys dieser Gebirgsgegend ist der sechste Oktober.*

*Liebe Grüße, auch an Tante Jenny  
deine Nichte Agnes*



In der vierten Augustwoche kamen noch einmal zwei Busse voll Touristen, die im Weißen Elefanten zu Mittag essen wollten. Da sie angemeldet waren, wusste die Küche Bescheid, es gab keinerlei Probleme. Danach ging der Gästestrom merklich zurück. Fräulein Genoveva räumte ihren Platz bei der Anrichte. Ihr Praktikum ging zu Ende. Wir hatten uns schon so an sie gewöhnt, dass es uns schwer fiel, plötzlich ohne ihre immer etwas schrillen Anweisungen auszukommen. Immerhin hatte sie in diesem Monat als eine Art Verbindungsfrau zwischen den Kellnerinnen und der Küche gewirkt. Auch mit dem neuen Chefkoch hatte sie gut zusammengearbeitet. Nur Burgl und Ferdinand waren nach wie vor der Meinung, dass sie die eigentliche Betreiberin für die Entlassung von Frau Groß gewesen sei. Sie verziehen ihr nicht.

Fräulein Genoveva konnte sich an Eleganz durchaus mit Fräulein Agnes messen. Als sie am Morgen ihrer Abreise die Küche betrat, trug sie dasselbe sonnengelbe Reisekostüm, mit dem sie angekommen war, und dazu, als neueste Errungenschaft, einen riesigen, breitkrepigen Strohhut mit einem üppigen Blumenstrauß an der Schleife. Wo sie den wohl gekauft hatte? In Ötz hatte ich in keinem Schaufenster jemals ein derartiges Gebilde gesehen. Ich glaube, nicht einmal Fräulein Agnes hätte es gewagt, sich diesen Hut aufs Haupt zu setzen. Der Chefkoch ließ einen leisen, bewundernden Pfiff hören, aber sie, ganz Dame, beachtete das etwas rustikale Zeichen der Anerkennung nicht. Wir anderen standen mit offenen Mündern und starrten sie an. Sie gab jedem von uns die Hand. Ein bisschen Herablassung war in ihrem Blick, als sie sich von mir verabschiedete. Wahrscheinlich hatte sie mir den Verzicht auf meine Lehrlingsrechte noch immer nicht verziehen. Dann drehte sie sich um und verschwand hinter der Schwingtür. Zurück blieben wir, einen süßen Hauch von Parfum in der Nase.

Der Tag endete mit etlichen heftigen Gewittern, die schließlich in Regenströmen ertranken. Es regnete die ganze Nacht über und den ganzen nächsten Tag. Am späten Abend, als ich vor dem Schlafengehen noch einen Blick zur Dachluke hinauswarf, ließ sich zwischen den Wolken kurz der Mond sehen, aber am Morgen artete der Wind zu einem regelrechten

Sturm aus, und Kaskaden von Wasserbächen rannen schon wieder über die geschlossenen Fensterscheiben. Wir in der Küche waren froh über die Abkühlung. Nun herrschten wieder erträglichere Temperaturen, man konnte arbeiten, ohne dass einem der Schweiß ununterbrochen in die Augen lief. Andernorts hingegen machte sich Missstimmung breit. Nach dem dritten Regentag reisten viele der Gäste, die nicht im Voraus gebucht und bezahlt hatten, einfach ab. Und das Murren der Verbliebenen tönte immer lauter.

Die alte Chefin wurde nervös. Sie kam in die Küche, stellte sich auf die Zehenspitzen, lüpfte da einen Deckel und kontrollierte dort einen Topf, in dem ein Pilzragout köchelte, und verbrannte sich schließlich die Finger an den zum Steifwerden ins Wasserbad gestellten Becherpastetchen Pompadour. Davon wurde ihre Laune nicht besser.

„Jetzt haben wir schon bald mehr Personal als Gäste“, schnaufte sie und musterte Frau Kathi, die einmal nicht herumhetzte, sondern tatsächlich gelassen die Suppe umrührte, mit einem vernichtenden Blick. Schließlich verließ sie die Küche, wobei jeder einzelne ihrer Schritte eine abgrundtiefe Unzufriedenheit ausdrückte. Wir hörten, wie sie draußen im Foyer Herrn Hugo befahl, die Geschäftsbücher des Vorjahres herauszusuchen. Sie wolle wissen, um wie viel schlechter der heurige August gegenüber dem vorigen sei.

Frau Kathi schleckte bedächtig den Kochlöffel ab. „Gestern habe ich gelesen, dass man in Amerika eine neue Methode des Einfrierens erfunden hat.“

„Das habe ich auch gelesen“, rief Toni, die sich dank ihrer Arbeit in den Gästezimmern direkt an den Quellen der internationalen Informationen befand. Auch sie hatte in den letzten zwei Tagen weniger zu tun und hielt sich gerne für ein paar Minuten in der Küche auf. „In einer deutschen Illustrierten habe ich das gelesen. Ein neugieriger Millionär will sich für hundert Jahre einfrieren lassen. Toll, was?“

Ursel zuckte die Schultern. „Also, mir wäre das zu unsicher! Was, wenn die Methode nicht funktioniert?“

„Das ist doch ein aufgelegter Blödsinn!“, warf Burgl, die von der An-

richte her das Gespräch verfolgt hatte, ein. „Ihr dürft doch nicht alles ernst nehmen, was die Journalisten so daherschreiben!“

„Aber wenn es stimmt – die Erfindung könnte große Ersparnisse bringen für die Hotellerie“, sagte Frau Kathi.

Wir schauten sie fragend an. Sie wartete noch einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Ist doch klar! Wenn man uns, sobald die Zahl der Gäste weniger wird, einfriert, und sobald der Zustrom wieder wächst, auftaut ... Im gefrorenen Zustand brauchen wir kein Essen, keine Sozialversicherung, keine Krankenversicherung, nicht einmal ein Zimmer. Und nachher, wenn man uns wieder benötigt, stehen wir frisch für die nächste Schufterei bereit. Eine großartige Erfindung!“

Wir lachten noch, als der Chefkoch zur Tür hereinkam und verkündete, die augenblickliche Arbeitsverringerung und den anscheinend damit verbundenen Übermut des ihm unterstellten Küchenpersonals gedenke er so nicht länger hinzunehmen. Beides verstärkte den Unmut der alten Chefin. Er verordnete einen gründlichen Küchenputz. Alle Schränke mussten ausgeräumt, ausgewaschen, mit frischem Papier ausgelegt und neu eingeräumt werden. Sämtliche Messingbeschläge, Klinken und sonstiges Metallzeug musste mit Herdasche und Ata abgerieben und anschließend auf Hochglanz poliert werden. Somit verging uns das Lachen.

Am Abend erzählte uns Burgl, die den beiden Chefinnen und Herrn Hugo eben das Essen serviert hatte, dass im diesjährigen August bereits eine Übernachtungssteigerung gegenüber dem Vorjahr zu verzeichnen wäre, und dabei fehlten noch ganze fünf Nächte bis zum Monatsende. Die drei hatten das Ergebnis der Nachforschungen, denen Herr Hugo den ganzen Tag gewidmet hatte, während der Mahlzeit ausführlich besprochen. Die alte Chefin hatte sich sehr überrascht und dann auch erfreut gezeigt, obwohl sie das Ergebnis, rein vom Gefühl her, kaum glauben konnte. Aber die Rechnungsbücher, gewissenhaft geführt, logen nicht. Und für Anfang September waren bereits zwei Reisegruppen angemeldet, die jeweils zehn Tage bleiben wollten.

„Dann werden die Chefs heute Nacht wohl endlich wieder in Ruhe schlafen können“, sagte Frau Kathi und rieb sich die schmerzenden Hand-

gelenke. Sie, als Beiköchin, hatte nicht direkt geputzt, sondern nur beim Ein- und Ausräumen des Geschirrs und der Töpfe und Pfannen geholfen. Aber auch diese Arbeit war schwer genug gewesen.

Ferdinand streckte seinen Rücken durch. Die Arbeit im Garten bei dem feuchtkalten Wetter wirkte wie Gift auf seine Wirbelsäule. „Hoffentlich! Aber es gibt Leute, die nie genug kriegen können.“

Am nächsten Morgen überraschte uns Toni mit einer Neuigkeit. Fräulein Agnes hatte ihr vorgeschlagen, eine Woche Urlaub zu nehmen, und zwar bis zum achten September. Am neunten September, einem Sonntag, sollten die zwei seit langem angekündigten Reisegruppen eintreffen, da würde sie wieder gebraucht.

„Und machst du da mit?“, fragte Barbara neugierig. „Schließlich schadet es ja nicht, wenn man einmal ein paar Tage nicht von früh bis spät schufteten muss. Außerdem gibt es auch in dieser Zeit Arbeit genug. Arbeit, die den Sommer über liegen geblieben ist, weil die Zeit gefehlt hat, wie Wäsche ausbessern, Vorhänge waschen, Teppiche gründlich reinigen und solche Sachen.“

„Diese Arbeiten können besser gemacht werden, wenn das Hotel bereits geschlossen ist“, widersprach Toni.

„Na ja, da ist Ursel dann ein paar Tage ganz allein.“

„Die paar Zimmer schafft sie locker“, sagte Toni. „Das ist kein Problem. Und ich fahre eine Woche nach Italien!“

„Nach Italien?“, riefen wir wie aus einem Munde.

„Nach Italien!“, bestätigte Toni. Ihre Augen glänzten. „Cattolica. Die Walpurga vom Stangl und ich, wir fahren zusammen nach Cattolica, nicht weit von Rimini entfernt. Sie bekommt auch frei. Zurzeit ist im ganzen Dorf wenig Betrieb. Wir haben gestern Abend alles durchbesprochen und die Sache auch gleich mit ihrem Chef abgeklärt.“

Die Freundschaft zwischen den beiden war schon einige Male Gesprächsthema an unserem Tisch gewesen. Der Stangl und der Weiße Elefant waren immerhin die zwei renommiertesten Hotelbetriebe im Dorf und standen als solche in gegenseitiger Konkurrenz. Walpurga war das

erste Zimmermädchen vom Stangl. Sie und Toni waren gleich alt und kannten sich seit mindesten sieben Jahren. Walpurga hatte mit vierzehn Jahren beim Stangl zu arbeiten begonnen, Toni zur selben Zeit beim Weißen Elefanten. Und nun wollten sie zusammen nach Italien fahren.

„Hoffentlich passiert euch nichts, da unten“, sagte Frau Kathi. Es klang sehr düster. Toni lachte. „Was sollte uns denn passieren?“

„Nun ja, man hört so allerhand! Die Italiener ... Da gibt es viele Taschendiebe und Räuber und sie – sie sollen auch ganz scharf auf Frauen aus dem Norden sein. Gott sei Dank, dass du nicht blond bist.“

„Die Walpurga ist blond. Und blauäugig“, sagte Toni. Es klang übermütig. Kein Wunder, wenn ich nach Italien fahren dürfte, wäre ich auch übermütig. Ich würde schon übermütig sein, wenn die Saison vorbei war und ich für zwei Wochen heim gehen konnte.

„Alles halb so schlimm!“, sagte Toni. „Zwei Deutsche, nette Frauen, Freundinnen, die immer zu zweit reisen, immer ohne Männer, haben mir erzählt, dass sie voriges Jahr auch in Italien waren, und zwar in Santa Marinella. Es soll ganz toll gewesen sein, vierzehn Tage lang schönes Wetter, Sonne, Wärme. Und die Männer, die wären auch nicht anders als die Männer hier in Tirol oder draußen in Deutschland.“

„Dann seht euch nur vor!“, feixte der Küchenchef.

„Ich werde euch dann ganz genau erzählen, was wir erlebt haben“, versprach Toni.

„Ach, Italien!“, sagte Regina. „Italien! Palmen, blaues Meer, weißer Strand. Sag, was kostet denn so eine Reise? Kommt sie sehr teuer?“

Toni zuckte die Schultern, „Ich habe den ganzen Sommer geschuftet, da muss eine Woche Italien schon drin sein. So teuer ist das gar nicht. Wir fahren mit der Bahn. Die ist in Italien billiger als bei uns. Und wir quartieren uns auch nicht in einem großen, teuren Hotel ein, sondern suchen eine preisgünstige Familienpension. Eine Dusche sollte es schon geben, aber sie muss nicht im Zimmer sein. Wir nehmen Frühstück und Abendessen, das ist auch immer günstig.“

Ich staunte nur so, wie gut Toni über das Leben in fremden Ländern und Hotels Bescheid wusste!

„Dann kannst du dir in Italien etwas Elegantes zum Anziehen kaufen. Schuhe zum Beispiel“, schlug Regina vor. „Schuhe sind dort viel billiger als bei uns.“

„Das stimmt!“, bestätigte Barbara. „Ein Gast hat mir erzählt, dass er jedes Jahr nach Italien fährt, nur um für sich und seine Frau Schuhe zu kaufen. Aber er hat natürlich einen eigenen Wagen. Da tut er sich leichter. Besonders an der Grenze.“

„Auch Seidenstoffe sind in Italien günstiger als bei uns. Und schöner dazu“, stimmte Frau Kathi zu.

„Aber pass auf! Die Zöllner sind gegenüber den Zugpassagieren strenger als gegenüber Reisenden in Autos. Wenn du die Sachen etwa schwarz einführen willst – da kannst du ganz schön draufzahlen. Und die eingekauften Sachen verzollen? Da kaufst du sie besser bei uns.“

Aber Toni lachte nur. Sie kannte sich aus. Ihr Bruder besaß eine Vespa. In der Zwischensaison hatte sie schon etliche Male einen Tagesausflug zum Reschen<sup>24</sup> gemacht, um dort einzukaufen. Sie fühlte sich als Expertin. „Ich ziehe die neuen Sachen einfach an. Oder zerknittere sie ein bisschen. Mir hat noch kein Zöllner etwas anhaben können.“

„Na, dann viel Glück!“, sagte der Küchenchef. „Wenn du zurückkommst, bin ich nicht mehr da. Schade, ich hätte mir gerne deine Abenteuer erzählen lassen!“

„Vielleicht verschieben Sie das Ende Ihrer Saisonarbeit!“, sagte Ilse, und es klang eindeutig etwas schnippisch. Aber Herr Albricht antwortete nicht. Er hatte es nicht nötig, einem vorlauten Küchenmädchen zu antworten.

Ötz, 13. September 1953

Lieber Onkel Paul,

Aus deinem reschen Ton schliesse ich, dass du dich wieder besser fühlst. Eines muss ich dir gleich sagen. Nein, nein und nochmals nein! Du verkennst mich. Vielleicht habe ich mich im letzten Brief auch missverständlich ausgedrückt. Ich bin nicht gegen den Fremdenverkehr. Schließlich bin ich heilfroh um unser Hotel und dass Mama und ich davon leben können und, falls sich die Versprechungen diverser Leute erfüllen, von Jahr zu Jahr besser leben werden können. Auch wenn mir vielleicht die eine oder andere Kritik in die Feder geflossen sein sollte, so bin ich doch, wie praktisch alle in unserem Tal, zutiefst von der Notwendigkeit des Fremdenverkehrs überzeugt.

Wir beschäftigten während des Sommers vier Zimmermädchen. Ursel, die Älteste, die schon seit Jahren bei uns in den Zimmern arbeitet, Barbara, die Schwangere, Hedwig und Toni. Und stell dir vor, Toni machte Urlaub in Italien! Sie hat den ganzen Sommer gearbeitet, mehr oder weniger das gesamte Geld gespart, und nun gönnte sie sich eine Woche Urlaub.

Kannst du dir vorstellen, dass vor zwanzig Jahren eine Bauerntochter nach Italien hätte reisen können? Niemals! Der Fremdenverkehr macht's möglich! Sie kommt in die Welt hinaus, quartiert sich in einem Hotel ein, ihr Zimmer wird aufgeräumt, ihr Bett gemacht, und sie erlebt als Erste ihrer Familie das Meer. Findest du nicht auch, dass dies ein riesiger Schub Richtung Demokratie ist? Und da sollte ich etwas gegen den Fremdenverkehr haben!

Aus unserer Familie ist übrigens noch niemand nach Italien gereist. Du bist der Einzige, der die Grenzen unseres Landes verlassen hat, und, radikal wie kein anderer, hast du gleich den Ozean überquert. Aber irgendwann werde ich sicher auch ins Ausland fahren. Italien, Jugoslawien, Griechenland – heute stehen uns alle Länder offen.

Mama gefällt es gut zu Hause. Mir eigentlich auch. Hier haben wir unsere schönen Zimmer mit allem Komfort, unser gutes Essen, Plattenspieler und Radio. Ein Kino haben wir noch nicht im Dorf. Um einen Film anzuschauen, müssen wir nach Imst fahren. Udo, ein neuer Bekannter, den ich dir, glaube ich, noch nicht brieflich vorgestellt habe, lädt mich an lauen Sommer-bezie-

hungsweise Herbstabenden ein, und wir brausen auf seinem Roller mit einer Geschwindigkeit von gut siebzig Stundenkilometern nach Imst. Dort gibt es einen Kinosaal. Er ist mit einer riesigen Leinwand und Klappsesseln aus Sperrholz ausgestattet, riecht aufregend nach Staub und ist praktisch immer voll besetzt. Jeden Tag gibt es eine Vorstellung, am Sonntag zwei. Oft werden Filme aus Hollywood gezeigt, die uns beiden am besten gefallen. Sicher hast du viele von diesen Filmen schon bei dir zu Hause in Amerika gesehen. Kurz nach dem Krieg hat man sie uns aus erzieherischen Gründen vorgeführt, inzwischen sind wir auf den Geschmack gekommen, und viele von uns sind direkt süchtig danach. Nun gibt es auch schon etliche österreichische Filme. Letzten Sonntag zum Beispiel haben wir uns den „Kaiserwalzer“ angeschaut. So was von Schleier und Tüll, schönen Männern und einschmeichelnder Musik! Bei aller Liebe zu märchenhaften Geschichten, nach einer Stunde wurde mir von der vielen Süße beinahe schlecht.

Udo ist, genau wie ich, ein Jazzliebhaber. Nur, dass er mehr zum Dixieland und Chicago Jazz tendiert, während ich den alten Jazz bevorzuge. Aber unsere unterschiedlichen Vorlieben haben ihre Vorteile. Wir leihen uns gegenseitig die Platten, sodass ich in den letzten Wochen sehr interessante Musik hören konnte.

Leider können wir nur bei trockenem Wetter ins Kino gehen, denn an die fünfundzwanzig Kilometer bei Regen auf einem Roller zurückzulegen, ist eine nasse Angelegenheit. Udo verdient, als Ingenieur, nicht schlecht. Er denkt daran, sich bald ein kleines, gebrauchtes Auto zu kaufen. Den Führerschein hat er bereits gemacht. Mit einem Auto können wir das schlechte Wetter ausnützen, um ins Kino zu fahren, und das gute Wetter, um Tennis zu spielen.

Du wunderst dich vielleicht, dass man in unserem Dorf Tennis spielen kann. Als du noch hier gelebt hast, wusste man wahrscheinlich noch gar nicht, dass es auf der Welt neben vielen anderen kuriosen Dingen auch Tennisbälle samt Schläger gibt. Nun, auch hier gilt: Der Fremdenverkehr macht's möglich! Der Stangel hat in diesem Frühjahr für die Gäste einen Tennisplatz anlegen lassen, und Udo geht jetzt jede Woche zweimal mit mir Tennis spielen – immer erst am späten Nachmittag, nach Beendigung seiner Arbeit. Wenn man den Spielern zusieht, glaubt man an die Leichtigkeit des Spiels. Doch schlägt man



*sich selbst mit den Bällen herum, merkt man gleich, wie viel Geschicklichkeit dafür erforderlich ist. Doch wir sind beide zuversichtlich, dass ich es mit der Zeit lernen werde.*

*Am Anfang meiner sportlichen Betätigung haben die Leute ein bisschen geschaut. Sie sind es gewohnt, dass die Touristen alles machen, wonach ihnen der Sinn steht. Die Touristen, aber nicht die Einheimischen. Mama ist noch immer etwas ungehalten. Sie sagt, es sei schlimm genug, dass ich nicht verheiratet bin, und ich sollte etwas mehr Rücksicht auf die Öffentlichkeit, auf die Meinung der Leute nehmen. Du kennst sie ja. Aber wenn du zum Beispiel darauf gehört hättest, was die Leute sagen, wärest du nie bis Amerika gekommen.*

*Ich wollte den Brief gerade beenden, als es an meiner Zimmertür klopfte. Der Briefträger stand da und überbrachte mir ein dick gefüttertes Kuvert. Flugpost, aus Amerika! Ich danke dir! Du bist wirklich zu aufmerksam. Und ausgerechnet Jazz Gillum! Ich habe die Platte gleich aufgelegt und mich von Williams wunderbarer Stimme und der Gitarrenbegleitung von Big Bill Broonzy hinreißen lassen.*

*Du verwöhnst mich, als ob ich deine eigene Tochter wäre. Und das nur, weil ich dir regelmäßig und oft schreibe. Aber du weißt doch, dass ich gerne schreibe. Schreiben, das ist so etwas wie mein zweites Leben. Dir zu schreiben, das ist so, wie mit einer Freundin zu reden oder mit einem Freund. Auch wenn wir manchmal verschiedene Auffassungen haben, im Grunde, glaube ich, sind wir uns doch sehr ähnlich. Es ist da ein Gleichklang, eine Übereinstimmung, die uns verbindet. Das spürte ich schon als kleines Kind, als ich noch nicht einmal zur Schule ging. Ich glaube, du hast mir mehr gefehlt als den anderen. Mama erzählt mir heute noch, wie lange ich nach dir gefragt habe. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, dass du mich als Baby viel betreut hast, weil meine Mama zu dieser Zeit schwer krank war. Sie redet heute noch davon, dass eigentlich du, obwohl du damals noch beinahe selbst ein Kind warst, die Vaterrolle für mich übernommen hast. Papa war ja nie imstande, einem Kind auch nur einen Schnuller in den Mund zu stecken.*

*Als wir anfangen zu korrespondieren, waren mir nicht nur deine Briefe ein Trost, sondern auch das Schreiben der eigenen.*

*Ich soll dich übrigens auch von Udo schön grüßen. Als ich ihm von dir erzählt habe, war er begeistert. Er träumte auch einige Zeit davon, ins Ausland zu gehen. In Deutschland zum Beispiel hätte ein Mann mit seiner Ausbildung viel größere Chancen. Das Problem ist, er hängt an seiner Heimat. Und, ehrlich gesagt, nun, da wir uns näher kennen gelernt haben, möchte auch ich, dass er hier bleibt.*

*Herzliche Grüße sendet dir  
deine Nichte Agnes*

Es war Ende September geworden. Bald würde die Saison zu Ende gehen. Jeden Morgen, wenn uns der Wecker mit seinem grellen Klingeln aus dem Schlaf riss und Ilse und ich gähmend die Saison samt sämtlichen Gästen und Hotelküchen zum Kuckuck wünschten, aber nichtsdestotrotz fast sofort aufstanden, drehte sich Barbara zur Wand. Wir konnten direkt hören, wie genüsslich sie zu einer weiteren Schlafperiode ansetzte.

„Für nächsten Herbst lege ich mir auch ein Baby zu“, sagte Ilse, während wir, äußerst schlecht gelaunt, in die Kleider schlüpfen.

„Und wenn es ein lediges ist?“

„Du kannst mich!“, war alles, was ich auf diese Bemerkung zu hören bekam. „Außerdem, nächste Woche bin ich sowieso dahin: Dann schlaf ich jeden Tag bis elf, geh zweimal die Woche in aller Ruhe stempeln, und du, du kannst den ganzen Dreck alleine machen. Dann wirst du voller Sehnsucht an mich zurückdenken.“

Leider hatte Ilse uns tatsächlich bereits verlassen, als ich eines Nachts aufschreckte. Im ersten Moment wusste ich gar nicht, wo ich war. Den ganzen Sommer über war ich kein einziges Mal während der Nacht erwacht. Erst der Wecker, der immer kurz vor sechs schrillte, hatte mich aus dem Schlaf gerissen.

Heute aber läutete kein Wecker. Tiefe Dunkelheit erfüllte das Zimmer. War es vor oder nach Mitternacht? Meiner Müdigkeit nach konnte ich erst ein paar Minuten geschlafen haben. Da hörte ich wieder das sonderbare Geräusch, das mich geweckt hatte. Ein unterdrücktes Stöhnen, ein leises Jammern. Was war da los? Ich richtete mich auf. Das Stöhnen kam vom Bett, in dem Barbara schlief. War ihr womöglich wieder schlecht geworden? Seufzend wankte ich zum Schalter und knipste das Licht an. Barbara lag im Bett, krümmte sich zusammen, als ob sie einen Krampf hätte, und jammerte leise. Der Wecker auf ihrem Nachtkästchen zeigte auf halb zwei.

„Was hast du, Barbara? Schmerzen? Ist es wieder ein Wadenkrampf? Soll ich dich ein bisschen massieren?“

In diesem Augenblick entspannte sie sich. Sie streckte sich aus und lächelte schwach. „Nein, nein, danke. Es ist etwas anderes. Ich glaube, die Wehen haben eingesetzt.“

„Die Wehen haben eingesetzt? Aber es sind ja noch zwei Wochen bis zum Geburtstermin! Da kommt dein Baby ja zu früh. Auf jeden Fall musst du so schnell als möglich ins Krankenhaus. Bis Zams ist es sowieso wahn-sinnig weit!”

„Jetzt, mitten in der Nacht?”

„Herr Hugo hat Nachtdienst. Ich lauf schnell hinunter und sag ihm, er soll die Rettung anrufen.”

„Ach, ich weiß nicht. Wart lieber noch ein bisschen. Vielleicht täusche ich mich auch.”

„Und wenn du dich nicht täuschst?”, fragte ich.

„Beim ersten Kind dauert es immer länger. Ich mag nicht zu früh ins Krankenhaus fahren.”

Als ältestes Kind unserer Familie konnte ich mich noch an die Geburt meiner jüngsten Schwester erinnern. Meine Mutter hatte ihre Kinder immer zu Hause gekriegt. Wir wurden zu den Großeltern geschickt, aber ich wusste noch genau, wie die ganze Sache angefangen hatte. Es war früh am Morgen, die Vorhänge noch zugezogen, und Mutter ging in der Küche auf und ab. Zwischendurch setzte sie sich auf einen Stuhl, presste die Faust gegen das Kreuz und biss die Zähne zusammen. Vater band sich die Schuhe, er sollte Tante Margret und die Hebamme holen. Mutter sagte, er könne sich ruhig Zeit lassen, es würde noch dauern. Er ging hinaus, und wir blieben mit Mutter allein. Gerlinde, die bislang Kleinste, wachte auf und fing, wie gewöhnlich, an zu raunzen. Sie ging noch nicht zur Schule und war sowieso ziemlich launisch. Ich versuchte, sie zu beruhigen, aber sie weinte immer stärker, bis Mutter ihr einen Milchbrei gekocht hatte. Nach dem Essen drückte ihr Mutter die selbst genähte Stoffpuppe in die Hand. Sie selbst setzte ihr Hin- und Hergehen fort. Bald trat Vater mit Tante Margret in die Küche, und diese brachte uns zu den Großeltern. Als wir nach drei Tagen heimkamen, lag Mutter noch im Bett. Im Stubenwagen neben ihr schlief unsere neue Schwester.

„Magst du nicht ein bisschen hin und hergehen?”, schlug ich Barbara, auf Grund meiner Erfahrungen, vor. „Es soll gut tun, hin und her zu gehen.”

Aber Barbara stöhnte schon wieder. Warum musste sie nur so stur sein? Eine Frau in diesem Zustand gehört in die Klinik. Ich bekam es langsam mit der Angst zu tun. Was, wenn das Kind plötzlich daherkäme? Ich kannte mich mit solchen Sachen überhaupt nicht aus. Zum ersten Mal bedauerte ich es, dass Ilse nicht mehr hier war.

„Was meinst du Barbara, sollten wir nicht Frau Kathi wecken? Die hat selber Kinder. Die muss sich mit Wehen und Geburten auskennen.“

„Um diese Zeit? Die würde sich schön bedanken!“

An Stelle von Barbara lief ich in unserem Zimmer hin und her. Das Dachfenster mit direkten Blick zum Himmel ließ keinen Stern sehen. Wenn diese Nacht nur endlich vorbei wäre. Ich schielte nach dem Wecker. Viertel nach vier. Mir fiel ein, dass noch ein paar Löffel Nescafé in der Dose waren, und ich fragte Barbara, ob sie eine Schale Kaffee trinken wolle. Aber sie schüttelte nur den Kopf.

„Könntest du mir deine Hand ganz fest gegen das Kreuz drücken? Mir kommt vor, dass mir genau das gut täte.“ Nun waren ihre Wangen hochrot, und auf der Stirn standen kleine Schweißperlen. Sie drehte sich auf die Seite, und ich begann, mit reibenden Bewegungen das untere Drittel ihrer Wirbelsäule zu massieren. Plötzlich stieß sie einen leichten Schrei aus. Ich sah, wie das Bettzeug sich mit einer hellen Flüssigkeit nässte. „Das Fruchtwasser!“, rief sie. „Die Fruchtblase ist geplatzt.“

Ich erschrak und bekam gleichzeitig einen wilden Zorn. Warum musste Barbara immer so stur sein! Nun hatten wir die Katastrophe! Ich sprang zur Tür hinaus und lief, ohne weiter zu denken, zu den Privaträumen der Chefinnen hinunter und läutete Sturm. Erst als Fräulein Agnes, nur mit einem dünnen Nachthemd bekleidet, die Tür aufmachte, kam ich zur Besinnung. „Du bist es, Hannah! Was ist los? Brennt's, oder was?“

„Barbara!“, stieß ich hervor. „Das Baby! Es kommt!“

Fräulein Agnes riss die Augen auf. „Das ging aber schnell!“ Sie raffte einen Morgenmantel an sich, drängte mich beiseite und lief, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. Ich hetzte ihr nach.

Barbara lag noch so, wie ich sie verlassen hatte. Es konnten ja auch erst ein, höchstens zwei Minuten vergangen sein. Fräulein Agnes schlüpfte erst

in ihren Morgenmantel und beugte sich dann über das Bett. „Nun, wie steht's?“, fragte sie. „Hannah tut, als ob dein Baby schon auf der Welt wäre.“ Barbara rang sich ein Lächeln ab. „Ach, das wird noch dauern.“

„Trotzdem ist es nun an der Zeit, dass du ins Krankenhaus kommst, denke ich“, sagte Fräulein Agnes.

„Die Fruchtblase ist geplatzt“, sagte Barbara. „Vielleicht, also eigentlich wäre es mir nun lieber, ich könnte das Kind hier kriegen. Zeit ist auch noch. Die Wehen kommen erst alle vier bis fünf Minuten. Wenn Hannah die Hebamme holen würde –“

„Das Kind hier kriegen? Du willst das Kind hier in diesem Zimmer zur Welt bringen? Also ich weiß nicht recht ...“ Fräulein Agnes ließ ihren Blick von einer Wand zur anderen gleiten und schüttelte zweifelnd den Kopf.

Barbara machte einen tiefen Atemzug. „Sie tun gerade so, als ob wir die Verantwortung für diese armselige Kammer zu tragen hätten.“

Ich, an ihrer Stelle, wäre lieber still gewesen.

„Na, na, so übel ist das Zimmer nicht. Für drei Saisonarbeiterinnen ist es durchaus akzeptabel. Und dass hier ein Kind geboren werden soll, das lag weitab von unseren Plänen“, sagte Fräulein Agnes auch gleich ziemlich barsch.

„Trotzdem, Fräulein Agnes, wäre es mir viel, viel lieber, das Kind hier auf die Welt zu bringen. Überhaupt jetzt, da das Wasser –“ Barbara unterbrach sich. Sie verzog schmerzverkrampft das Gesicht, stöhnte laut.

„Du musst dich entspannen“, mahnte Fräulein Agnes. „Dann ist es leichter.“ Sie setzte sich zu ihr aufs Bett. „Ganz ruhig atmen, ganz ruhig. Entspanne dich!“ Schon war die Wehe wieder vorbei. Barbara lächelte. „Schöne Wirtschaft hier. Alles nass, bis auf die Matratze.“

„So kannst du auf keinen Fall liegen bleiben. Wir werden dir sofort das Bettzeug wechseln.“

Sie schickte mich in den Wirtschaftsraum, aus dem ich frische Bettwäsche, ein leichtes Federbett und eine Gummieinlage holen sollte. Ich lief so schnell ich konnte. Völlig sinnlos übrigens. Als ich zurückkam, lag Barbara auf meinem Bett, während Fräulein Agnes ihr Bett abzog. Doch anscheinend überlegte sie es sich erst wieder anders.

„Hier kannst du nicht bleiben, Barbara“, hörte ich sie gerade sagen. „Wir bringen dich in ein Gästezimmer, wo es ein Bad gibt, warmes und kaltes Wasser und wo mehr Platz ist als hier in dieser Kammer.“

„Und was wird die alte Chefin dazu meinen?“, fragte ich. Mir war es gar nicht recht, dass Barbara aus meinem Zimmer verschwand. Allein hier am Dachboden zu schlafen – da konnte man es in der Nacht direkt mit der Angst zu tun bekommen. Aber Fräulein Agnes fuhr mir über den Mund: „Das lass nur meine Sorge sein!“

Barbara stand auf, ziemlich mühsam, wie mir schien. Fräulein Agnes half ihr aus dem nassen Nachthemd und zog ihr ein frisches über. Dann nahm sie ihren linken Arm und befahl mir, den rechten Arm zu nehmen, und so schafften wir Barbara Schritt für Schritt zur Treppe. Das oberste Stockwerk mussten wir zu Fuß bewältigen. Der Aufzug endete im dritten Stock. Von hier aber fuhren wir mit dem Lift in den ersten Stock hinunter. Vor der Tür des Erkerzimmers fiel Fräulein Agnes ein, dass sie keinen Schlüssel dabei hatte. Also schickte sie mich wieder los, den Generalschlüssel aus der Portiersloge zu holen. Ich lief was ich konnte. Im Erdgeschoß war es stockdunkel und still, nur das Schnarchen von Herrn Hugo drang aus dem hinteren Zimmerchen bis ins Foyer heraus und wies mir den Weg. Ich sperrte, wie befohlen, die zweite Schublade von oben auf, zog sie bis zum Anschlag heraus, schnappte den Schlüssel aus dem hintersten Fach und lief wieder die Treppe hinauf. Nun ließ sich die Türe öffnen. Fräulein Agnes betätigte einen Schalter, und ein riesiger Luster flammte auf. Das war nun ein anderes Zimmer als unseres unterm Dach: Ein breites Bett, polierte, zierliche Möbel, glänzende Fußböden, ein dicker Teppich, Bilder an den Wänden. Fräulein Agnes schlug die Decke zurück und vergewisserte sich, dass die Matratze mit einer Gummiunterlage versehen war. Barbara legte sich hinein.

Fräulein Agnes setzte sich zu ihr ans Bett, nahm ihre Hand und begann, leise und wie beschwörend auf sie einzureden: „Du musst tief und ruhig atmen. Dein Atem fließt wie von selbst durch die Nase ein, durch den ganzen Körper durch. Und nun mach den Mund auf, entspanne ihn und lass die Luft ganz ruhig wieder ausströmen.“

Ich staunte. Fräulein Agnes hatte keine Kinder. Sie war nicht verheiratet. Aber scheinbar kannte sie sich aus, was das Kinderkriegen betraf.

Mich beachtete sie nicht weiter, und so kauerte ich mich in eines der riesigen weichen Fauteuils, die um einen niederen, runden Tisch im Erker gruppiert waren. Dunkelrote, schwere Vorhänge bedeckten Fenster und Wände von der Decke bis zum Fußboden. Ich rückte mich zurecht, zog ungeniert die Knie an und war gerade dabei friedlich einzuschlafen, als mich Fräulein Agnes wieder hochjagte.

„Die Abstände zwischen den Wehen werden deutlich kürzer“, sagte sie. „Ich glaube, es ist nun doch an der Zeit, die Hebamme zu holen.“

Es war klar, an wem es war, diese Aufgabe auszuführen. Und das mitten in der dunklen Nacht. Ich warf einen Blick auf die Wanduhr neben der Tür. Es war fünf Minuten nach fünf. In einer knappen halben Stunde würde in unserem Zimmer der Wecke läuten. Trotzdem fragte ich ein wenig aufsässig: „Geht Barbara denn nicht ins Krankenhaus? Das wäre weniger aufwendig für uns.“

„Du hast ja gehört, dass sie nicht will!“, herrschte Fräulein Agnes mich an. Ihre Augen blitzten.

Mir kam der Verdacht, dass sie sich wie in ihrem Element fühlte. Sie arrangierte nicht nur leidenschaftlich gerne die unmöglichsten und ausgefallensten Kräuter in Vasen und Töpfen oder jagte ebenso leidenschaftlich dem Personal nach, um irgendwelche Fehler oder Schlampereien aufzuspüren, nun wollte sie offensichtlich in die Rolle einer Krankenpflegerin und Samariterin schlüpfen.

„Du brauchst kein so erstauntes Gesicht zu machen! Meine Mutter hat mich auch zu Hause geboren. Und deine wird es mit dir wohl genau so gemacht haben, oder?“

Ich zog den Kopf ein. Ich resignierte. „Ich muss mir noch etwas anziehen“, sagte ich. „Dann geh ich schon. Wo wohnt die Hebamme?“

„Gleich neben dem Laden, es ist nicht einmal drei Minuten von hier. Ihre Glocke ist angeschrieben. Du kannst auch Hugo aufwecken, damit er sie holen geht“, sagte Fräulein Agnes. Es klang versöhnlich.

„Nein, nein,“ sagte ich. „Der Herr Hugo schnarcht.“



„Sage der Hebamme, dass ich dich schicke, und dass sie sich nicht allzu viel Zeit lassen soll.“

Die schwere, große Eingangstür war abgesperrt, aber der Schlüssel steckte innen. Wir hatten nur mehr ein schwaches Dutzend Gäste, trotzdem wurde die Rezeption weitergeführt wie immer. Herr Hugo hielt die Nacht über Wache, selbst wenn sämtliche Gäste bereits um zehn in den Federn lagen. Schnell sperrte ich die Tür auf und schlüpfte hinaus. Früher Septembermorgen. Reif lag auf den Wiesen. Es hatte aufgeklart, der Mond stand groß und strahlend am verblässenden Himmel. Hatte nicht schon die Großmutter immer behauptet, dass der Vollmond Geburt und Tod beschleunige? War nur zu hoffen, dass nicht noch eine andere Frau gerade heute Nacht ihr Kind bekam, und die Hebamme womöglich schon dort half. Das Haus war leicht zu finden. Ich läutete, lange, dringend. Nichts rührte sich. Ich wartete. Die Kälte biss mich in der Nase, drang durch die dünnen Sohlen in die Zehen, die Hände wurden klamm. Endlich öffnete sich oben ein Fenster. Eine Frau, Kopf und Schultern von einem Schal bedeckt, beugte sich heraus. Gott sei Dank, die Hebamme war zu Hause.

Ich sagte mein Sprüchlein auf.

„Die Agnes schickt dich? Sag ihr, ich komme gleich. Sie soll inzwischen Wasser heiß machen. In einer Viertelstunde bin ich da.“

Das Fenster schloss sich klirrend und ich lief, weiße Wölkchen aus Atem ausstoßend, zurück.

Das Hotel schien zu schlafen. Tiefe Stille im Foyer, nur durchbrochen von den regelmäßigen Schnarchtönen, die nach wie vor aus dem Hinterzimmer der Rezeption drangen. Drillinge könnten in diesem Haus geboren werden, und der Herr Hugo würde nichts mitkriegen. Vorsichtshalber ließ ich die Eingangstür unversperrt. So konnte die Hebamme schnurstracks hereinkommen.

Auf Zimmer zweihundertsiebzehn war alles unverändert. Barbara lag im Bett, ihre dunklen Augen schimmerten feucht und ängstlich, ihre Wangen glühten. Nun trug sie wieder ein neues Nachthemd. Das war ja die reinste Nachthemdenmodeschau, diese Geburt. Dieses hatte einen breiten Spitzenbesatz am viereckigen Ausschnitt und war vorne durchgeknöpft. Ich

kannte es nicht, wahrscheinlich gehörte es Fräulein Agnes. Im Zimmer war es warm, und Barbara hatte die Decke zurückgeschlagen. Fräulein Agnes saß auf einem Sessel dicht neben dem Bett. Sie tupfte Barbara mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn und redete beruhigend auf sie ein. Ich erstattete Bericht und wollte mich dann wieder auf meinen Beobachtungsposten im Erker zurückziehen, aber Fräulein Agnes schickte mich einfach fort. „Es ist kurz vor sechs. Du kannst auf dein Zimmer gehen und dich fertig machen. Dein Dienst in der Küche fängt bald an!“, sagte sie.

Ötz, 24. September 1953

Lieber Onkel Paul,

Deinen Brief habe ich diesen Morgen erhalten, und heute noch antworte ich dir, obwohl ich im Moment gar nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Barbara hat nämlich letzte Nacht ihr Baby bekommen. Aber alles der Reihe nach.

Zuerst zu der besten Neuigkeit aus deinem Brief. Du wirst zu Weihnachten kommen und bis Anfang Februar bleiben. Wie schön!

Als Mama das hörte, machte sie förmlich einen Luftsprung, und das mit ihren steifen Gelenken! Nun redet sie von nichts anderem mehr, als davon, wie sie dir und deiner Familie den Aufenthalt so interessant und schön wie möglich gestalten könnte. Und erst ich freue mich. Das werden schöne Weihnachten heuer.

Ich freue mich sehr auf Tante Jenny, aber auch auf deinen Sohn, seine Frau und den kleinen Mark. Von den Fotos weiß ich, dass Tante Jenny eine sehr elegante Frau ist. Und aus deinen Briefen weiß ich, dass sie viel Wert auf Selbständigkeit legt, viel in eurem gemeinsamen Büro arbeitet und selbst Auto fährt. Ach ja, Auto fahren. Du fragst mich, warum Udo den Führerschein bereits hat, aber ich nicht daran denke, die Fahrprüfung abzulegen. Eigentlich denke ich schon daran. Ich hätte nämlich auch gerne einmal einen Wagen. Tatsächlich aber ist es so, dass bei uns ausschließlich die Männer am Lenkrad sitzen. Sogar bei unseren deutschen Gästen, die ja wirklich mit der Zeit gehen, sind es immer die Männer, die den Wagen chauffieren. Ich glaube, nur einmal hat eine Frau ein Auto durch unser Tal gelenkt, und von ihr erzählt man sich, sie habe in der etwas engen Kurve am Dorfanfang die Leitschiene gestreift. Du verstehst, bei uns ist eine Frau nicht so gut angeschrieben, wenn sie es wagt, selbst das Steuer in die Hände zu nehmen. Das gilt fürs Auto, aber auch für andere Bereiche des Lebens.

Vor etlichen Jahren war das noch anders. Nicht dass ich diesen Jahren nachweinen möchte. Um Gottes Willen. Es gab fast nichts zu kaufen, das Essen war knapp – nicht nur in den Städten, wo man regelrecht hungerte, sondern auch am Land. Die Frauen chauffierten keine Autos, aber nur deshalb, weil es keine gab. Dafür zogen sie Leiterwagen und Schlitten und verschafften ihren Kin-

dern ein Dach über dem Kopf und Brot für ihre knurrenden Mägen. Vielleicht nicht immer auf die feine Art, aber dazu war die Zeit zu grob. Nun sind die Männer schon lange zurück. Sie beanspruchen natürlich die ihnen zugeschriebene Rolle: eine ordentliche, möglichst geregelte Arbeit, einen gut funktionierenden Haushalt, in dem alles, auch die Böden, so sauber ist, dass man von ihnen essen kann, und die Kinder so brav sind, dass sie weder auffallen noch stören. Und wenn die Familie sich ein Auto leisten kann, dann chauffiert natürlich der Mann dieses Wunderding. Ich glaube gerne, dass bei euch in Amerika jede Frau ihr eigenes Auto hat und damit herumfährt, von Supermarkt zu Supermarkt und von Tennisplatz zu Tennisplatz, und somit ein freies Leben führt.

Und nun wieder zu unseren häuslichen Angelegenheiten. Zu unserem Baby. Also, ich bin ziemlich durcheinander. Dass ich dir am Anfang dieses Briefes über alles Mögliche geschrieben habe, nur nicht Genaueres über das Baby, das hängt wohl mit meinen verwirrten Gefühlen zusammen.

Warum wühlt mich die Geburt dieses Kindes so auf? Als ich von der Schwangerschaft erfuhr, war ich nichts als verärgert. Davon ist keine Spur geblieben. Nicht einmal mehr Jacques Chevalier kann ich grollen. Die Freude über diese roten Fäustchen, das haarlose, wohl geformte Köpfchen, das flaumige, olivfarbene Gesicht macht alle Vorwürfe zunichte.

Aber nun endgültig zu den Ereignissen der letzten vierundzwanzig Stunden. Am besten der Reihe nach.

Gestern, gegen Abend, haben Udo und ich eine Runde Tennis gespielt. Bei der Konkurrenz, aber einen anderen Tennisplatz gibt es nicht. Udo bemühte sich sehr, mir die Bälle handgerecht zu servieren. Er behauptet, ich mache Fortschritte. Dann, in seiner Begleitung, nach Hause, wo Mama und ich alleine zu Abend aßen. Mama fühlte sich müde, was mir die Gelegenheit gab, bald in mein Zimmer zu gehen. Endlich die Türe zu, Radio aufgedreht. Der Empfang war ziemlich schlecht, ich musste die Antenne immer wieder drehen und wenden. Gegen halb zwölf gab ich den Kampf auf und legte mich ins Bett. Als plötzlich jemand an meine Tür klopfte, hatte ich das Gefühl, es wäre erst kurz nach Mitternacht.

Also, ich rapple mich mühseligst aus den Federn. Draußen steht Hannah,

bekleidet mit einem langen Nachthemd, bunt und winzig geblümt, die Augen aufgerissen, den Mund weit offen.

Ich soll sofort kommen, bei Barbara hätten die Wehen eingesetzt! Besonders aufgeweckt ist mir Hannah noch nie vorgekommen. In diesem Augenblick schien sie den letzten Rest von Verstand verloren zu haben. Eine Geburt dürfte doch für ein Mädchen, das am Land aufgewachsen war, unter lauter Kühen und Schafen und in einer Familie mit vier oder fünf Kindern, nicht eine derartige Panik auslösen. Die Fruchtblase sei geplatzt. Barbara, stur wie immer, wolle nicht ins Krankenhaus. Ich müsse kommen, unbedingt, sofort, Hilfe, Hilfe. Hilfe. Na ja, ich schnappe mir den Morgenmantel und eile Hannah voran.

Ich war ewig nicht mehr in den Schlafräumen des Personals, und im ersten Moment erschrecke ich regelrecht. Möglicherweise ist es die schwache Lampe, die alles gar so armselig erscheinen lässt. Als wir vor etlichen Jahren den Dachboden ausbauen ließen, fand ich die Räumlichkeiten nicht gerade luxuriös, aber durchaus akzeptabel.

Die Wehen haben tatsächlich eingesetzt, das Fruchtwasser ist gebrochen. Barbara wirkt ruhig und gelassen und bekräftigt ihren Wunsch, ihr Kind hier auf die Welt zu bringen. Also, ich fasse ganz schnell einen Entschluss: Soll doch der Weiße Elefant das erste Haus unseres Tales sein, in dem ein Mischlingskind geboren wird. Immerhin ist sein bisher letzter Sohn nach Amerika gezogen, in das Land der Freiheit und des schwarzen Jazz. Ohne viel mit Mama zu bereden, die sowieso schläft, bringe ich Barbara in unser bestes Gästezimmer und schicke Hannah nach der Hebamme.

Ich werde dich nicht mit Details des Geburtsaktes langweilen. Nur so viel: Alles verlief wunderbar. Unsere Hebamme ist eine geschickte Frau, umsichtig, erfahren. Barbara bemühte sich nach Kräften, das Baby machte keine Schwierigkeiten, und am vierundzwanzigsten September 1953, um zehn vor acht, erblickte es das Licht dieser Welt. Ein Mädchen. Ich werde die Taufpatin sein. Barbara hat ja weder Verwandte noch Freundinnen hier im Tal. Natürlich haben wir Jacques Chevalier sofort per Telegramm benachrichtigt.

Nur mit Mühe konnte ich Mama davon überzeugen, dass es richtig sei, die kleine Desirée im Taufkleid unserer Familie zur Kirche zu bringen. Noch

*bevor ich begonnen habe, diesen Brief zu schreiben, suchte ich das Taufkleid heraus. Du weißt wahrscheinlich nicht mehr, dass es von deiner Großmutter stammt, und dass du und Mama darin getauft worden seid. Übrigens auch ich und Jakob. Mama behauptet, ihre Mutter habe jeden der winzigen Stiche mit der Hand genäht. Die Klöppelspitzen am Halsausschnitt und an den Ärmeln haben durch das Alter einen leichten elfenbeinfarbenen Schimmer angenommen, was sie noch kostbarer erscheinen lässt. Morgen werde ich mit dem ersten Autobus nach Imst fahren und eine Taufkerze aus Bienenwachs besorgen.*

*Wenn Barbaras Freund nicht Soldat spielen muss im besetzten Land, arbeitet er in einer Renaultwerkstatt in der Nähe von Lyon. Dort leben auch seine zahlreichen Familienmitglieder. Falls er Arbeit in Tirol findet, überlegt er sich hier zu bleiben, andernfalls würde Barbara mit dem Baby zu ihm nach Frankreich ziehen. Das stell ich mir schön vor für Barbara. Frankreich, dieses grüne, so durch und durch zivilisierte Land, mit seiner hohen Kultur, seiner landschaftlichen Vielfalt, als zweite Heimat geschenkt zu bekommen! In wenigen Monaten wird sie perfekt Französisch sprechen. Ich werde sie natürlich besuchen, schließlich muss ich ja sehen, wie mein Taufkind sich entwickelt. Aber wie die Dinge liegen, glaube ich, dass Jacques Chevalier eine Stelle hier in der Nähe finden wird. Viele Leute träumen davon, sich ein Fahrzeug anzuschaffen, ein Auto, ein Motorrad oder einen Motorroller, wie Udo ihn hat. Mechaniker, besonders solche mit Praxis, sind gefragt.*

*Mir wäre das sehr recht. Ich hätte die Kleine immer vor Augen, sähe sie heranwachsen und verlöre nicht ganz die Kontrolle über Mutter und Kind. In mancher Beziehung kommt mir Barbara doch noch ein wenig zu jung vor als Mutter.*

*Zum Schluss noch zur Beantwortung deiner etwas – verzeih – vorwitzigen Frage, warum Udo und ich einander die Jazzplatten ausleihen, statt sie gemeinsam anzuhören? Eine gute Frage! Was glaubst du, was deine Schwester, meine teure Mama, sagen würde, wenn ich Udo des Nachts in mein Zimmer brächte? Oder ihn in seinem Zimmer, das er als Untermieter bewohnt, besuchte? Wir haben zwar beide die erste Jugendzeit hinter uns gelassen, aber vergegenwärtige dir einmal, wo wir leben, nämlich in Ötz und nicht in Oklahoma!*

*Alles Liebe, deine Nichte*

*Agnes*

**A**m dritten Tag nach der Geburt war es uns endlich erlaubt, Barbara zu besuchen. Fräulein Agnes hatte so eine Art Besuchszeit eingerichtet. Frau Kathi und ich sollten gemeinsam zu Barbara gehen, höchstens für eine halbe Stunde, und nur in der Zeit von drei bis vier Uhr nachmittags. Fräulein Agnes gebärdete sich überhaupt so, als ob das Baby samt Barbara ihr Besitz sei. Scheinbar hatte sie ihre Empörung über die Schwangerschaft und Barbaras Verhalten total vergessen. Es ist unglaublich, wie sich die Leute verändern können, und das von einer Nacht auf die andere. Fräulein Agnes' Verwandlung hatte in der Nacht von Desirées Geburt stattgefunden.

Ich machte mich möglichst fein. Nun, da das Zimmer mir allein gehörte, hatte ich ja jede Menge Platz und Zeit vor dem Spiegel. Wie oft hatte ich mir ein Zimmer für mich alleine gewünscht. Nun kam es mir manchmal ein bisschen einsam vor, obwohl ich den Teddybären aus der Schublade geholt hatte. Er thronte auf meinem Bett. Das fehlende Ohr, das ihm Edeltraud vor Jahren in einem Wutanfall abgeissen hatte, beeinträchtigte seine Schönheit, trotzdem machte er einen recht passablen Eindruck. Einen Augenblick überlegte ich, ob er ein passendes Geschenk für die kleine Desirée sein könnte. Aber dann, nein, dann brachte ich es doch nicht übers Herz, ihn herzugeben. Außerdem war Desirée noch zu klein für einen Teddybären. Was sie zurzeit brauchen konnte, waren Schnuller, Windeln oder eine kleine, bunte Rassel.

Ich zog den rot-blau gemusterten Pulli und den Wollrock an, den meine Eltern mir letzte Woche mit einigen anderen warmen Sachen gebracht hatten. Der Pulli stammte von Tante Margret. Er war beim Waschen eingegangen, sodass sie ihn nicht mehr tragen konnte. Also überließ sie ihn mir. Ein Glück, denn die Sachen vom letzten Herbst oder Winter waren mir alle zu eng geworden. Der Rock hatte einen Gummizug und einen tiefen Saum, den Mutter herausgelassen hatte. So passte er gerade noch. Ich büstete die Haare, flocht die Zöpfe locker und steckte sie nicht auf.

Dann lief ich in den ersten Stock hinunter. Vor Zimmer zweihundert-siebzehn blieb ich stehen und lauschte. Alles war still. Halb zwei. Keine Besuchszeit. Aber wenn Frau Kathi dabei war, konnten Barbara und ich nicht

ungestört reden. Ich wollte sie viele Dinge fragen. Liebesgeschichten sind ja so aufregend. Barbara hatte mir in den Wochen vor der Geburt einiges erzählt. Wie sie Jacques kennen gelernt hatte, zum Beispiel, oder wie sie sich, sozusagen auf den ersten Blick, in sein zärtliches Lächeln und in seine schwarzen Kräuselhaare und vielleicht auch in seine französische Uniform verliebt hatte. Dabei waren ihr Uniformen bis dahin immer als verachtenswert erschienen! Und dann der letzte Streit. Gestritten hatten sie immer wieder einmal, aber damals war Jacques einfach davongestürmt und nicht mehr aufgetaucht. Erst an jenem Tag im August, als er sie anrief, erfuhr sie den Grund seines Verschwindens. Er war versetzt worden, hatte keine Zeit gehabt, sie direkt darüber zu informieren und hatte ihr deshalb einen Brief geschrieben. Dieser Brief war mit dem Vermerk „Unzustellbar“ an ihn zurückgekommen. Der Grund war, dass gerade in diesen Tagen die Wohnungsinhaberin ihr das Untermietzimmer gekündigt hatte, weil sie es für ihre plötzlich zurückgekehrte Tochter brauchte. So musste Barbara von einer Woche auf die andere ausziehen. Der Brief aber, den Barbara ihm schrieb, nachdem sie von der Schwangerschaft erfahren hatte, nahm unzählige Irrwege und erreichte seinen Adressaten erst nach vielen Monaten. So fühlten sich beide in der Rolle der Gekränkten bestätigt.

Bei Barbara war die Kränkung wohl tiefer gegangen. Die scheinbare Gewissheit, von einem geliebten Menschen im Stich gelassen worden zu sein, musste ihr sehr wehgetan haben, auch wenn sie mir gegenüber nur von ihrem Zorn geredet hatte.

Zum Teil hatte Barbara mich in ihre Liebesgeschichte eingeweiht. Aber es waren so viele Fragen offen, die mich brennend interessierten. Wollten sie heiraten? Wo brachten sie das Baby unter? Nicht in der Schublade unserer Kommode, wie Ilse vorwitzigerweise vorgeschlagen hatte. Seit Fräulein Agnes den Säugling samt seiner Mutter unter ihre Fittiche genommen hatte, war klar, dass seine Unterkunft gesichert war. Aber wo wollte sie leben, gemeinsam mit Jacques und dem Kind? Womöglich wollte Jacques in die Heimat seiner Großeltern zurückkehren, nach Afrika. Das stellte ich mir aufregend vor. Also, wenn Barbara in Afrika leben würde, wollte ich sie besuchen. Das Geld für eine Reise aufzutreiben wäre sicher schwierig. Aber



ich konnte beim Weißen Elefanten kündigen und eventuell die Kochlehre auf einem Schiff, das nach Afrika fuhr, fortsetzen. Dann bräuchte ich keinen Groschen Fahrgeld auszugeben und käme doch ans Ziel. Vorher sollte ich noch schwimmen lernen. Sicher ist sicher. Vielleicht planten sie aber, in Frankreich bei Jacques' Familie zu leben? Das wollte ich nicht hoffen. Afrika war faszinierender.

Auf all diese Fragen und noch einige mehr hätte ich gerne Antworten bekommen. Ich klopfte. Nichts rührte sich. Sollte Fräulein Agnes ihre Patientin auf ein anderes Zimmer verlegt haben? Oder schlief sie vielleicht? Wöchnerinnen sollen ja viel schlafen, hörte man immer. Aber andererseits, Barbara konnte den ganzen Tag schlafen, ich hatte nur diese eine halbe Stunde zur Verfügung. Ich versuchte es noch einmal, etwas lauter, aber nicht sehr.

„Was ist los? Wer ist denn da?“ Die Stimme gehörte Fräulein Agnes. Natürlich! Fräulein Agnes! Aus der Traum einer vertraulichen halben Stunde allein mit Barbara, auf die ich mich so gefreut hatte! Dieses Fräulein Agnes musste mir immer alles verderben! Ich war tief enttäuscht und wild verärgert. Trotzdem versuchte ich, höflich zu bleiben.

„Ich bin's, die Hannah! Darf ich hineinkommen?“

Es folgte so etwas wie eine Verwünschung, aber dann doch die Zustimmung: „Komm herein! Aber schließ die Tür sofort wieder!“

Fräulein Agnes trug einen weißen Arbeitsmantel, hatte die Ärmel aufgestülpt und hielt das Baby in ihren Armen. Barbara saß im Bett, ebenfalls in Weiß gehüllt, und lächelte.

„Was machst du denn hier? Das Baby soll jetzt trinken. Wir haben doch ausgemacht, dass Besuchszeit nur von drei bis vier Uhr nachmittags ist!“

Ausgemacht! Sie hatte die Besuchszeit einfach bestimmt und aus. Wir hatten ihre Entscheidung einfach hinzunehmen. „Entschuldigung. Ich werde ganz ruhig sein. Ich störe bestimmt nicht beim Stillen.“

Fräulein Agnes musterte mich von Kopf bis zu Fuß. „Hast du dir die Hände gewaschen? Keinen Schnupfen? Keine Verkühlung?“

Ich nickte und schüttelte den Kopf, ganz in der Reihenfolge der Fragen.

Barbara knöpfte das Hemd auf, damit Fräulein Agnes ihr das Baby an

die Brust legen konnte. Es gelang Barbara nicht sofort, ihm die Brustwarze in den Mund zu stecken, so hörte ich das erste Mal sein schrilles Stimmchen. Fräulein Agnes beugte sich nieder, und im nächsten Moment hatte alles seine Ordnung. Sie zeigte Barbara, wie sie das Kind im linken Arm zu halten hatte und gleichzeitig mit der rechten Hand die Brust etwas zurückdrängen musste, um dem Baby genügend Luft zum Atmen zu verschaffen. Ich stand daneben.

„Was machst du denn für Stielaugen?“, fragte Fräulein Agnes. Vielleicht, ja sicher konnte sie mit Babys und werdenden, beziehungsweise seienden Müttern umgehen, aber Takt gehörte nicht zu ihrer Stärke.

„Ist es nicht süß?“, fragte Barbara. „Ganz dunkel, genau wie sein Vater.“

„Und sehr brav“, lobte Fräulein Agnes. „Entwickelt sich genau nach dem Lehrbuch. Heute haben sich die ersten Zeichen der Gelbsucht gezeigt. Allerdings, bedingt durch die Hautfarbe, sehr schwach.“

„Gelbsucht?“, fragte ich erschrocken.

„Nichts Pathologisches. Jedes gesunde Kind bekommt am dritten Tag nach seiner Geburt eine leichte Gelbsucht. Wusstest du das nicht?“

Nein, wusste ich nicht. Uns in der Küche sagte man ja nichts. Uns stellte man einfach vor vollendete Tatsachen.

„Wie geht es in der Küche?“, fragte Barbara.

„Die Leber nach venezianischer Art von heute Mittag habe ich gedünstet. Ganz allein.“ Endlich hatte ich einen Grund, stolz zu sein.

„Das hast du gut gemacht. Sie war exquisit“, sagte Barbara auch prompt.

„Wir haben wieder einmal Erdäpfelschmarrn zu essen gekriegt“, sagte ich. Aber Fräulein Agnes schien meine Bemerkung, extra für ihre Ohren bestimmt, gar nicht mitbekommen zu haben. Das Baby hatte fertig getrunken. Sie nahm es auf und klopfte ihm ein paar Mal auf den Rücken. Endlich ließ es ein paar Rülpsen hören, wobei ihm gleichzeitig etwas von der eben getrunkenen Milch in den Rüschenkragen rann. Es stimmte, was Fräulein Agnes uns erzählt hatte. Die Haut war tatsächlich sehr dunkel, die Augen schienen blau zu schimmern, und die Fäustchen waren rot und winzig, aber sonst machte es, zumindest auf mich, keinen besonderen Ein-

druck. Ich fand es kein bisschen schöner oder sonst wie interessanter als Edeltraud im Alter von ein paar Tagen gewesen war. Was die Leute, vor allen Dingen Fräulein Agnes oder Barbara, wohl an dem Säugling fanden?

Zumindest war Barbara glücklich. Das war die Hauptsache.

„Weißt du schon, wann Jacques kommen wird?“, fragte ich. Zumindest auf diese wirklich komplett harmlose Frage wollte ich nicht verzichten.

„Erst in zwei Tagen. Dadurch, dass das Baby viel zu früh kam, ist der ganze Zeitplan durcheinander geraten.“

„Hauptsache, er kommt überhaupt“, sagte ich und wollte damit Barbara ein bisschen trösten. Vielleicht fühlte sie sich nicht ganz wohl, so allein unter der Fuchtel von Fräulein Agnes.

„Hannah, du gehst jetzt wohl besser. Es ist gleich drei, Kathi wird bald kommen und wohl auch die Ursel. So viel Besuch wird Barbara dann zu anstrengend. Sie muss sich schonen.“

„Blödsinn! Gescheiter wäre es, Sie hätten im Sommer darauf geschaut, dass Barbara nicht so wild hätte schufteln müssen.“ Aber das sagte ich nicht laut, sondern nur in Gedanken, sodass sie kein Wort davon hören konnte.

Zwei Tage später rief Toni in die Küche herein, ich müsse sofort ins Büro kommen, die Cheffinnen verlangten nach mir. Ich konnte mir nicht erklären, was sie von mir wollten. Den Lohn für den August hatte ich am zehnten September bereits bekommen, und zu einem anderen Zweck war ich nie ins Büro gerufen worden. Aber Frau Kathi hatte mich zum Schälen von zwei Dutzend Salatgurken eingeteilt, und es war mir geradezu ein Vergnügen, diese Arbeit gegen einen kleinen Besuch im vorderen Teil des Hauses einzutauschen.

Fräulein Agnes saß mit ihrer Mutter hinter dem Schreibtisch, auf dem nichts lag als das Nächtigungsbuch und ein paar Meldezettel. Fräulein Agnes eröffnete das Gespräch. „Du bist also seit Anfang Juli bei uns, nicht wahr, Hannah?“

Ich nickte.

„Wir haben dich als Lehrling angemeldet, das weißt du ja?“

Wieder nickte ich.

„Du hast mehr Stunden gearbeitet, als du als Lehrling arbeiten müsstest, aber dafür hast du auch ein höheres Entgelt bekommen.“

Ich dachte an Fräulein Genoveva und was sie dazu gesagt hatte, nickte aber noch einmal.

„Bevor du kamst, hatten wir noch nie einen Lehrling in der Küche beschäftigt“, fuhr Fräulein Agnes fort.

„Wir hatten überhaupt noch nie einen Lehrling“, ergänzte ihre Mutter.

„Hat Ihnen deshalb erst Fräulein Genoveva sagen müssen, dass ich als Kochlehrling auch etwas lernen muss?“, fragte ich, und als die Frage ausgesprochen war, bemerkte ich, dass sie vielleicht etwas frech klang.

Fräulein Agnes jedenfalls warf ihren Kopf heftig zurück. „Sei nicht so vorlaut! Die Ausbildung eines Lehrlings liegt in der Verantwortung des Küchenchefs. Außerdem bleibt in der Hochsaison wenig Zeit für diese Dinge. Im Übrigen, du hast dich nicht gerade geschickt angestellt! Ganz im Gegenteil!“

„Das Weinchaudeau<sup>25</sup> für Barbara habe ich heute bereits ganz allein aufgeschlagen,“ verkündete ich stolz.

„Na siehst du, du hast doch einiges gelernt. Aber wir haben dich rufen lassen, weil wir heute einen Brief von der Handelskammer bekommen haben.“

Ich spitzte die Ohren. Handelskammer? Was hatte das zu bedeuten?

„Du musst im Herbst in die Berufsschule. Sie fängt am fünfzehnten Oktober an und dauert einige Wochen. Anschließend solltest du wieder arbeiten, aber du weißt, dass wir die Hotelküche im Winter geschlossen haben. Deshalb möchten wir dich ins Hotel „Alpenrose“ nach Sölden geben. Das Hotel gehört einer Cousine von mir. Im Winter ist viel Betrieb in Sölden. Die „Alpenrose“ ist bekannt für ihre ausgezeichnete Küche. Du kannst dort sehr gut weiterlernen, und im Frühsommer, zu Saisonbeginn, kommst du wieder zu uns.“

Obwohl ich seit der Geburt des Babys noch nie mit Barbara allein gesprochen hatte, so viel jedenfalls war klar geworden: Nach Afrika ging die neue Familie nicht. Also keine Lehre in einer Schiffsküche. Im Übrigen hörte sich der Vorschlag der Chefin nach sehr viel Arbeit an. Dabei taten

mir noch immer oder schon wieder die Füße weh. Fräulein Agnes, die wohl mitbekam, dass ich mich nach einer Sitzgelegenheit umschaute, bugsierte einen Hocker, der neben dem Schreibtisch stand, einen halben Meter nach vorne. „Hier“, sagte sie, „setz dich, da plaudert sich’s gemütlicher.“

„Danke!“, sagte ich. „Mir tun nämlich die Füße weh.“

„Du solltest dich beim Essen zurückhalten!“, sagte die alte Chefin. „Wenn du dünner wärst, bräuchten deine armen Füße weniger Gewicht zu tragen und täten weniger weh.“

„Aber die Füße haben mir gleich am ersten Tag hier wehgetan. Da war ich noch um fünf Kilogramm leichter!“, widersprach ich. Im Fachbereich schmerzender Füße war ich Expertin, da konnte mir niemand etwas erzählen.

„Nun, in der Schule kannst du den ganzen Tag sitzen“, versprach Fräulein Agnes.

„Wo befindet sich die Berufsschule? In Imst?“

„Nein, die Berufsschule ist in der Nähe von Innsbruck. Du lebst also für einige Wochen in der Nähe einer großen Stadt. Du musst sehr brav sein!“ Die alte Chefin schaute mir streng in die Augen. „Schließlich hast du ja hautnah erlebt, welche Folgen es hat, wenn man nicht brav bleibt.“

„Mach dir keine Sorgen, Mama. Fürs Bravsein wird schon die Hausordnung sorgen!“, sagte Fräulein Agnes. „Glaubst du, die lassen die jungen Mädchen mir nichts dir nichts am Abend außer Haus? Niemals! Die Schulleitung trägt doch die Verantwortung. Und außerdem ist viel zu lernen. Auch theoretische Sachen, Rechnen, Unterrichtssprache, sogar etwas Französisch müssen die Kochlehrlinge lernen.“

Das schreckte mich nicht. In der Hauptschule hatte ich auch schon Französisch gelernt. Wir hatten ein dickes Buch mit Geschichten über die umfangreiche Familie Dupont, und das hatte mir großen Spaß gemacht.

„Im Winter bin ich in Sölden, im Sommer hier, und wann habe ich Ferien?“, fragte ich.

„Du kannst ab nächster Woche Ferien machen, vierzehn Tage lang, bis die Schule beginnt. Außerdem bekommst du noch einmal im Frühling

eine Woche frei. In der Zwischensaison, wenn weder im Hintertal noch bei uns viel los ist. Im Mai, sagen wir Anfang oder Mitte Mai, fängst du wieder bei uns an. Du bist dann schon im zweiten Lehrjahr und bekommst einen höheren Lohn.“ Die alte Chefin warf einen fragenden Blick auf ihre Tochter.

„Du bekommst dreihundertachtzig Schilling im Monat“, bestätigte Fräulein Agnes.

Die alte Chefin nickte. „Drehundertachtzig Schilling bei freier Kost und freier Unterkunft. Das ist wahrlich eine ordentliche Bezahlung. Außerdem müssen wir, deine Lehrherren, für deinen Unterhalt in der Schule aufkommen. Das muss man auch berücksichtigen. Du lebst in einem Internat, bekommst dort zu essen, hast regelmäßige Schulstunden – das muss alles bezahlt werden. Von uns. Da musst du fleißig lernen, damit der Aufwand nicht umsonst ist. Und außerdem legen wir Wert darauf, dass uns unser erster Lehrling keine Schande macht.“

„Hast du alles verstanden? Ist alles okay?“, fragte Fräulein Agnes noch einmal.

„Agnes“, mahnte die alte Chefin mit leidender Stimme. „Ich bitte dich, rede deutsch!“

Ich hatte alles verstanden. Ich sollte brav sein und fleißig lernen und niemandem Schande machen. Nichts Neues unter der Sonne. Das predigte man mir schon seit den Zeiten, als ich lernte, mich aufs Töpfchen zu setzen.

Aber was war mit ihnen, mit meinen zwei Chefinnen? War es etwa nicht eine Schande, dass ich einen ganzen Sommer lang keinen einzigen freien Tag bekommen hatte? Ich hatte alles verstanden, was meine Chefinnen mir sagten, aber es war nicht okay. Überhaupt nicht. Im Sommer, als Fräulein Genoveva mir bessere Arbeitsbedingungen erstreiten wollte, hatte ich Angst gehabt. Aber nun, als ich die zwei Damen da hinter dem Schreibtisch sitzen sah, schön gekleidet und frisiert, ausgeruht und lächelnd, und ihnen zuhörte, wie sie mir die Arbeitswochen und die freien Tage zuteilten und den Lohn und mich belehrten, wurmte mich das plötzlich. Ich vergaß meine Angst und dass ich von ihnen abhängig war und dass meine Eltern

mich immer ermahnt hatten, nicht zu widersprechen und stets bescheiden zu sein. Ich holte tief Luft und sagte: „Ich habe alles verstanden. Aber es ist nicht okay!”

Nun holte die alte Chefin ihrerseits Luft, und Fräulein Agnes runzelte die Stirn. „Ich möchte jede Woche einen freien Tag haben!“, setzte ich hinzu und wunderte mich selbst. So einfach war das im Grunde. Man möchte etwas haben und sagt es. Aber so einfach war es dann doch nicht.

„Einen freien Tag? In der Hochsaison? Ja, wo kämen wir da hin? Wenn wir dir einen freien Tag geben, dann wollen ihn die anderen auch. Nicht einmal der Chefkoch hat einen freien Tag während der Hochsaison. Und du, als das jüngste und niedrigste Küchenmädchen, möchtest einen freien Tag? In einer Zeit, wo jeder froh sein muss, einen Arbeitsplatz zu haben! Besonders jeder Jugendliche!” Wie ein Sturzbach prasselten die Argumente auf mich herab.

„Fräulein Genoveva hat gesagt, mir steht ein freier Tag zu“, sagte ich stur.

„Soso, die Genoveva! Die Genoveva hat dir solche Flausen in den Kopf gesetzt“, rief die alte Chefin empört. „Das ist doch unglaublich. Ihr Vater besitzt doch selbst ein großes Hotel.”

Ich sah den Zusammenhang schon irgendwie ein: Die Hotelbesitzer sollten zusammenhalten gegen die Leute, die keines besaßen und also bei ihnen arbeiten mussten. Aber schließlich und endlich, wenn es schon Jugendschutzgesetze gab?

„Ein wenig suspekt war sie mir ja von Anfang an mit ihren modischen Kleidern und dem überheblichen Getue! Aber sie ist doch schon lange weg! Und heute kommst du uns mit Dingen, die sie gesagt hat, ausgerechnet heute, da wir dir eröffnet haben, dass du wochenlang Ferien haben wirst, dass du die Berufsschule besuchen darfst, dass du in Sölden die Chance bekommst, unter einem wirklich hervorragenden Küchenchef zu lernen und so weiter und so fort!” Die alte Chefin schüttelte heftig den Kopf.

Gut. Die Ferien waren sowieso eine wunderbare Sache, und die Berufsschule, das Kochenlernen – plötzlich freute ich mich darauf. Als ich hierher kam, hatte ich mir überhaupt nichts vorstellen können unter dem

Beruf einer Köchin. Und die ersten Wochen, als ich nichts als Kohlen geschleppt und Gemüse geputzt, na ja, und Kräuter im Garten geschnitten hatte, hatten eigentlich wenig daran geändert. Der Küchenchef rührt, knetet, mischt, kostet, teilt die Arbeit ein, und die anderen rennen herum und führen die Befehle aus.

Nun aber, seit ich tatsächlich kochen lernte, hatte sich die Sache verändert. Plötzlich machte es mir Spaß, zu lernen, zu begreifen, wie sich rohe, mehr oder weniger ungenießbare, Lebensmittel in appetitlich duftende, herrlich schmeckende und lecker anzusehende Gerichte verwandeln. Und wenn ich mit der Lehre fertig war, vielleicht würde ich doch auf einem Schiff als Köchin arbeiten, auch wenn ich nicht nach Afrika fahren musste, weil Barbara mit ihrem Jacques hier im Ötztal blieb? Vielleicht nähme ich Arbeit auf einem riesigen Ozeandampfer an? Und dann, wenn wir in Amerika an Land gingen, schlüge ich mich quer landein zu den Indianern durch! Immerhin hatte ich so mit zehn, elf Jahren sämtliche Karl-May-Bücher der Leihbücherei gelesen. Aus Büchern konnte man einiges lernen. Oder in der Schule, wie es Fräulein Genoveva machte. Ich hatte Lust, ihr Wissen weiterzugeben. „Es gibt nämlich Jugendschutzgesetze. Die gelten für alle Jugendlichen, auch für Lehrlinge.“

Die alte Chefin riss die Schublade auf. Wollte sie meinen Lehrvertrag herausziehen und vor Zorn in der Luft zerreißen? Aber nein, sie holte nur drei in Zellophanpapier eingehüllte himbeerrote Zuckerln<sup>26</sup> heraus und schob jedem von uns eines hin. Dann knallte sie die Schublade wieder zu und fragte: „Diese Weisheit hast du auch von deiner übergescheiten Genoveva?“

Das Zuckerl klebte mir am Gaumen, sodass ich nur stumm nicken konnte.

„Das ist der Dank, wenn man jungen Leuten eine Arbeit gibt, damit sie Geld verdienen oder etwas lernen dürfen!“ Die alte Chefin schaffte den Satz mühelos. „Die eine wird anmaßend und die andere kriegt ein Kind.“

Fräulein Agnes, die ihr Zuckerl nicht angerührt hatte, legte die Füllfeder hin und sagte: „Entschuldige Mama, aber Barbara war ja bereits schwanger, als wir sie einstellten.“



Der Einwand der Tochter ärgerte die alte Chefin anscheinend so sehr, dass sie ganz auf meine Anwesenheit vergaß. „Ja, und du unterstützt sie noch! Spielst Pflegerin und Säuglingsschwester, machst die Taufpatin, stellst, ohne mich zu fragen, ihr und dem Kind das beste Zimmer zur Verfügung!”

„Aber Mama, wo sollte Barbara das Baby denn unterbringen? Etwa im Mantelsaum?”

„Im Mantelsaum! Von mir aus auch im Mantelsaum! Du siehst ja, wo es hinführt, wenn man die Zügel schleifen lässt. Die Hannah, die so bescheiden und brav war, als sie zu uns kam, wird auch bereits aufmüpfig, holt betriebsschädigende Informationen ein, stellt Forderungen und beruft sich auf Gesetze, von denen wir, angesehene Hoteliers der dritten Generation, nicht einmal wissen!”

Fräulein Agnes richtete ihre Augen voll auf mich. Mir schien, als ob sie mich in diesem Augenblick überhaupt zum ersten Mal richtig anschaute. „Nein Mama, wir kennen diese Gesetze schon. Ein Auszug des Jugendschutzgesetzes hängt auch in unserer Gaststube. An Jugendliche darf kein Alkohol ausgeschenkt werden, sie dürfen sich abends nicht in einem Wirtshaus aufhalten usw. Was die Arbeitsbedingungen betrifft, denke ich aber, dass für den Fremdenverkehr Ausnahmestimmungen gelten. Ich werde mich genau erkundigen. Und dann werden wir sehen.”

„Gesetze hin oder her, ein ganzer Tag, das kommt nicht in Frage“, protestierte die alte Chefin sofort. „Vielleicht pro Woche ein freier Nachmittag. Und wenn, dann muss ich mir die Höhe der Entlohnung auch noch einmal überlegen.”

Fräulein Agnes nickte. „Ganz recht!” Sie wandte sich wieder mir zu. „Wir werden dir Bescheid sagen. Und nun kannst du gehen, es gibt genug Arbeit in der Küche.”

Also stand ich auf. Da war schon wieder dieses höllische Brennen in den Fußsohlen, dieses Ziehen in den Beinen. Vom Tisch her ein leises Knistern von Zellophan. Die alte Chefin hatte das dritte Zuckerl an sich genommen und aß es auf.



## Nachwort

### Das Ende der Nachkriegszeit: Österreich in den 50er Jahren. *von Peter Malina*

Das Österreich der 50er Jahre war ein Land, das sich noch vor wenigen Jahren mitten im Krieg befunden hatte. Dessen Spuren waren nach wie vor deutlich erkennbar. Vieles erinnerte an die bedrückende Vergangenheit, die Schäden des Krieges waren noch lange nicht vollständig beseitigt, der Wiederaufbau und die Verbesserung der eigenen Lebensverhältnisse nahmen alle Kräfte in Anspruch. Die Gegenwart war wichtig, mit der Vergangenheit wollte man sich nicht beschäftigen.

Das „große Vergessen“ hatte schon unmittelbar nach dem Kriegsende und der militärischen Niederlage des nationalsozialistischen Terrorsystems begonnen. Es gab zwar die „Entnazifizierung“, die grundlegenden Fragen nach politischer Verantwortung und Schuld wurden jedoch nicht gestellt. Die Erfahrung von Flucht und Ausgebombtsein, die Zerstörung der gewohnten Lebensumwelt, die Fragwürdigkeit bisher unbefragter Wertvorstellungen hatten zu einer tiefen Verunsicherung und einem ernst zunehmenden Gefühl der Sinnlosigkeit und des Sinnverlusts geführt. Das Lebensgefühl der 50er Jahre war bestimmt durch eine deutliche Skepsis gegenüber allen und allem, was mit „Politik“ zu tun hatte. Von ihr wollte man sich künftig nach Möglichkeit fernhalten, am besten gar nichts mehr davon wissen – auch wenn ein Großteil der österreichischen Gesellschaft sicherlich aus Nützlichkeitsgründen und weniger aus politischer Überzeugung parteipolitisch gebunden war.

Die öffentliche Distanzierung vom Nationalsozialismus bedeutete allerdings nicht, dass auch die von ihm genutzten Werte und Leitvorstellungen total aus dem Bewusstsein verschwunden waren und keine Geltung mehr

hatten. Die Akzeptanz des Nationalsozialismus war zweifellos dadurch erleichtert worden, dass manche seiner Vorurteile und sozialen Verhaltensweisen schon vorher zum Bestandteil allgemeinen Denkens und Handelns gehört hatten. Ebenso problemlos, wie die österreichische Gesellschaft in den Nationalsozialismus hineingeglitten war, ging auch das Hinausgleiten vonstatten. Der unauffällige „Unterbau“, der das Mittun im Nationalsozialismus möglich gemacht hatte, überlebte unbeschadet und prägte zu einem beträchtlichen Teil auch das politische Bewusstsein der Nachkriegszeit. So ist es wohl auch zu erklären, dass in den Nachkriegsjahrzehnten beständig etwa 40 Prozent in Meinungsbefragungen immer noch den Nationalsozialismus für eine an sich gute Idee hielten, die allerdings schlecht realisiert worden sei.

Ende der 40er / Anfang der 50er Jahre hatte das offizielle Österreich seinen Frieden mit den Mitläufern, aber auch den Mittätern des Nationalsozialismus gefunden: Sie waren wieder in die Gesellschaft eingegliedert, konnten zum Teil wieder in ihre ehemaligen Berufe zurück, und manche von ihnen setzten ihre Karriere sehr bald ungebrochen und teils überaus erfolgreich fort. Die Opfer des nationalsozialistischen Unrechtsregimes aber blieben weitgehend unbeachtet. Das Opferfürsorgegesetz, das seit 1947 immer wieder erweitert / geändert wurde, gewährte im Grunde nur geringe Entschädigungsleistungen und war – zunächst – nur für einen beschränkten Kreis Betroffener gedacht. Für manche – vor allem für die Opfer der sozialen Verfolgung – gab es erst Jahrzehnte später Anerkennung.

Hinter dem Verschleiern und Schönfärben, das in den 50er Jahren (und darüber hinaus) zu einem wesentliche Bestandteil der österreichischen politischen Kultur gehörte, steckte die (durchaus verständliche, so aber nicht erfüllbare) Sehnsucht, nach dem Erleben von Unheil und Schrecken in einer Welt des Friedens, der Sicherheit, der Geborgenheit und des Wohlstandes leben zu können. Den Weg dazu bot die Integration Österreichs in die westliche Welt – sprich: in das westliche Wirtschaftssystem.

Der „Westen“ und insbesondere das ferne Amerika wurden zu Leitsternen des Fortschritts und des Wohlstands auch in Österreich. Das östliche Europa hingegen erschien – trotz seiner geographischen Nähe – immer mehr als eine ferne, bedrohliche, feindliche Welt. Der Antikommunismus des „Kalten Krieges“ bot die Möglichkeit, den Antibolschewismus des Nationalsozialismus zur eigenen Legitimation weiter fortzusetzen.

In der Hoffnung, dass es nach den Schrecken des Krieges nur mehr besser werden könnte, ging die Kriegsgeneration daran, die Spuren des Krieges und der Zerstörung zu beseitigen und das Land wieder aufzubauen. Anfang der 50er Jahre zeigten sich bereits deutlich die ersten Ergebnisse: die ärgsten Kriegsschäden waren beseitigt, die Verkehrsmittel wieder in Gang gesetzt, die Versorgung der Bevölkerung einigermaßen sichergestellt. Man versuchte so gut wie möglich zur „Normalität“ zurückzukehren. In der Praxis freilich zeigte sich, dass die „alten“ Zustände nicht mehr wieder herzustellen waren: die Kriegsergebnisse und die verheerenden Folgen der NS-Terrorherrschaft hatten bis dahin geltende Leitbilder entscheidend in Frage gestellt und die Strukturen der österreichischen Gesellschaft entscheidend verändert. Der Versuch, wieder zu den alten Werten und Rollenklischees zurückzukehren, war auf die Dauer zum Scheitern verurteilt – auch wenn sich die Auswirkungen dieses Veränderungsprozesses erst in den 60er und dann in den 70er Jahren deutlich bemerkbar machten. Die herkömmlichen Rollenbilder waren ins Wanken geraten: Die österreichische Gesellschaft war als Folge des Krieges und der Begleiterscheinungen des Wiederaufbaus und des rasanten Wirtschaftswachstums nicht mehr dieselbe. Besonders im ländlichen Bereich war der soziale und wirtschaftliche Wandel nicht zu übersehen: die schlechten Lebensbedingungen (mangelhafte soziale Absicherung, schlechte Bezahlung und ungünstige Arbeitsbedingungen) führten zu einer massiven „Landflucht“ und zu einer Umschichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Der Alltag Österreichs bis Mitte der 50er Jahre war wesentlich durch die Erfahrung mit geprägt, dass „fremde“ Truppen im Land waren. In Ost-

österreich bestimmte die Grenze insbesondere zwischen dem russischen und den übrigen Sektoren auch noch Anfang der 50er Jahre das Leben. Im Westen vermittelte sich vor allem mit den amerikanischen Truppen eine Lebensart, die in den folgenden Jahren deutlich an Attraktivität gewann und Lebens- und Konsumgewohnheiten dramatisch veränderte. In der unmittelbaren Nachkriegszeit bis Anfang der 50er Jahre, die noch durch einen allgemeinen Warenmangel gekennzeichnet waren, konzentrierte sich die Nachfrage noch auf die wenigen nicht rationierten Güter und Dienstleistungen. Buch- und Kunsthandel, aber vor allem auch Konzerte, Theater und insbesondere Kinos erlebten eine Hochkonjunktur. 1949 gab es in Wien 205 Lichtspielbetriebe mit etwas mehr als 81.000 Sitzplätzen. Von 1956 an war der Kino- und Theaterbesuch kontinuierlich rückläufig, und 1960 zeichnete sich eine deutliche Konkurrenz des Fernsehens ab.

Sechs Jahre Krieg und die Mangelwirtschaft der Nachkriegszeit hatten ein enormes Nachholbedürfnis und einen Hunger nach Konsumgütern entstehen lassen. Im Gegensatz zur Vorkriegszeit wurde mehr für dauerhafte Konsumgüter ausgegeben. Zunächst ging es darum, den Hunger im eigentlichen Sinne zu stillen, dann die Bekleidung nachzuschaffen und die Wohnungen neu einzurichten. Mitte der 50er Jahre dann folgte die Ausstattung mit langlebigeren Konsumgütern wie Auto und Kühlschrank. Die moderne Küche, der Kühlschrank, die Waschmaschine, der Mixer, der Staubsauger und die Wohnzimmerwand wurden zu Statussymbolen des Aufstiegs. Der Absatz von Kühlschränken stieg zwischen 1954 und 1957 auf das Vierfache: Anfang der 50er Jahre waren 21.000 Kühlschränke und 3.000 Waschmaschinen in Betrieb, Ende 1957 bereits 156.000 bzw. 108.000.

Österreich wurde in den 50er Jahren zusehends mobiler: Zwischen 1948 und 1960 wuchs das Straßennetz (Bundes- und Landesstraßen) von 28.521 auf 31.093 km. Symbol dafür war die Westautobahn, die langsam Gestalt annahm, aber noch keineswegs ausgebaut und durchgehend befahrbar war. Diese Entwicklung zeigt auch die Anmeldung der Fahrzeuge:

der Bestand an Motorrädern, der bis Mitte der 50er Jahre kontinuierlich gestiegen war, ging merkbar zurück; die Zahl der Mopeds stieg hingegen von 40.000 (1953) auf 440.000 (1962); am rasantesten aber war die Entwicklung bei den PKW: 1948 waren erst 34.382 angemeldet, 1960 aber 404.042. Zum Alltagsgegenstand aber wurde das Auto erst in den 60er Jahren.

Die rasante Motorisierung, die Rationalisierung der Reiseabwicklungen, die Erhöhung des Lebensstandards und damit auch des Realeinkommens führten dazu, dass der Urlaub mehr und mehr zum Reisen genutzt wurde. Reiseziele im Ausland, die bisher nur „gehobenen Schichten“ zugänglich gewesen waren, wurden möglich. Mit dem „Massentourismus“ und den Pauschalreisen entstand eine neue Reiseroutine, die Zufälligkeiten ausschloss und die das Reisen zum kalkulierbaren Konsumgut machte. Inbegriff der Auslandsreise war in den 50er Jahren Italien, das in einer Traumwelt von Romanen und Schlagern vermarktet wurde. Der Film als „Traumfabrik“ bot die Möglichkeit, den grauen, belasteten Alltag zumindest für kurze Zeit zu vergessen. Cinemascope und 3-D konnten die Attraktivität des Fernsehens allerdings nicht wettmachen. In Österreich hat das Fernsehen offiziell im Jänner 1956 seinen Betrieb aufgenommen, Anfang 1960 aber waren schon 112.223 Geräte angemeldet.

Die Modernisierung Österreichs in den 50er Jahren betraf vor allem den städtischen Bereich, aber auch im ländlichen Raum war der Wandel deutlich bemerkbar. Die Mechanisierung der Landwirtschaft und der Einsatz von Schädlingsbekämpfungsmitteln und Dünger brachten eine kontinuierliche Besserstellung der Betriebe, die weiter bewirtschaftet wurden. Die Kosten freilich konnten nicht alle aufbringen. Viele Kleinbetriebe mussten aufgegeben werden.

Das „Wirtschaftswunder“ der 50er Jahre erfasste keineswegs alle Schichten der österreichischen Gesellschaft. Im Schatten des wirtschaftlichen Aufschwungs stand ein immer noch beträchtlicher Teil der Bevölkerung, der auf öffentliche Unterstützung angewiesen war. Viele Familien waren zu

Rest-Familien geworden: Frauen mussten ohne die Unterstützung ihrer im Krieg „gefallenen“ Männer sich und ihre Kinder durchbringen: Flüchtlinge mussten sich in neuen Lebensverhältnissen zurechtfinden. Tatsächlich war es allerdings nur etwa ein Viertel der Gesellschaft, das den Urlaub entsprechend nutzen konnte.

Die Schattenseiten des Aufstiegs zeigten sich besonders auch im kulturellen Bereich, der durch die Vertreibungen nach 1934 und 1938 wesentlich an Substanz verloren hatte. Der Versuch, wieder an die Entwicklungen draußen anzuschließen, stieß sehr rasch auf den Widerstand der beharrenden Kräfte, die bestenfalls eine Restauration der Vorkriegsverhältnisse zulassen wollten und Weltoffenheit und Modernität als höchste Gefährdung ihrer eigenen kleinen Welt empfanden. Insgesamt prägte die 50er Jahre jedoch ein immer deutlicher werdender Wandel in Lebenshaltungen und Lebenseinstellungen, der auch zu Spannungen und Anpassungsproblemen zwischen den Generationen führte.

Das Jahr 1945 bedeutete für die Generation, die in den 50er Jahre als Jugendliche / junge Erwachsene in die Nachkriegswelt hineingewachsen waren, mehrfache Brüche: den Verlust des Zuhauses (Ausgebombtsein, Flucht, Vertreibung); das Erlebnis des Verlusts der Sicherheit und der Geborgenheit (Verlust von Angehörigen); das Ende der Zugehörigkeit zu einer Organisation, die Sicherheit und Orientierung bot und das Leben in einer Gesellschaft Erwachsener, die nur mit Müh und Not sich auf die neuen Verhältnisse einzustellen imstande war. Die ältere Generation freilich hielt ängstlich an den 1945 wieder in Kraft gesetzten „alten Werten“ – Gehorsam, Familie, Heimat, Unterordnung, gutes Benehmen – fest, obwohl sich diese als höchst brüchig und fragwürdig erwiesen hatten. Damit provozierten sie den Widerstand einer jungen Generation, die gegen Bevormundung, Überanpassung, Langeweile und gegen eine Welt der Erwachsenen protestierte, die diesen immer noch / schon wieder im Lot zu sein schien.



Junge Menschen fühlten sich in dieser Welt des Nachkriegs-Österreich auf dem Weg zu Wohlstand und Wohlergehen eingeeignet. In der Distanzierung zur Umwelt und der Abneigung gegen kollektivistische Strukturen entwickelte sich Vereinzelung und starke Skepsis gegenüber einer Welt der Erwachsenen, die gezeigt hatten, dass auch sie mit ihrer Weltsicht und ihren Lösungen Schiffbruch erlitten und Chaos und Zerstörung hinterlassen hatten. Die 50er Jahre waren in der Tat eine „enge Welt“, die sich nur langsam und unter Widerständen ins Weite zu öffnen begann.



## Glossar

1. Linde-Kaffee: Markenname eines billigen Ersatzkaffees; die Bezeichnung „Linde-Kaffee“ wurde synonym verwendet für jegliche Art Feigen- oder Gerstenkaffee
2. Kupferdeckel: verwendet zur Abdeckung von Herdplatten
3. Fleckerlteppich: billiger Teppich, aus Woll- und Baumwollresten gewebt
4. das Kracherl: gefärbte, stark zuckerhaltige künstliche Limonade
5. Erdäpfel: Grundbirne, Grundbeere, Kartoffel
6. Schuhplatteln: in alpenländischen Gegenden gebräuchliche Form des Volkstanzes; wird nur von Männern (den Schuhplattlern) getanzt
7. Perlonstrümpfe: durchsichtige, feine Strümpfe aus Kunstfaser; in der Nachkriegszeit eine Neuheit und absolute Mangelware
8. Marshall-Plan: amerikanisches Hilfsprogramm (benannt nach dem US-Außenminister George C. Marshall) für den Wiederaufbau Westeuropas nach dem 2. Weltkrieg; bestand aus Geld- und Hilfslieferungen, die bis Ende 1953 andauerten.
9. Erdäpfelgröstl: billige Mahlzeit aus gerösteten Erdäpfeln, Speck, Wurst- oder Fleischresten
10. Karrner: fahrendes Volk, das mit Karren durch die Lande zog, von Kleinhandel lebte und oft auf Ablehnung durch die sesshafte

Bevölkerung stieß. Die Karrner entstammten zum Großteil der bäuerlichen Schicht, hinzu kamen arbeitslose Knappen, verarmte Adelige u. a. Die Karren waren zweirädrig und daher einfacher zu ziehen als vierrädrige. Sie dienten den Familien auch als Schlafplätze. Fast alle Karrner führten Hunde mit.

11. Anderl vom Rinn: Kind, das 1463 angeblich einem Ritualmord durch Juden zum Opfer fiel. Diese Legende wurzelt im christlichen Antisemitismus und gab Anlass zu Pogromen. Das Anderl vom Rinn wurde bis 1965 offiziell als Märtyrer verehrt.
12. der Karfiol: Blumenkohl
13. der Paradeiser: Tomate
14. Reimmichlkalender: Reimmichel, wie sich der 1867 in Osttirol geborene Geistliche Sebastian Rieger nannte, war der Herausgeber des beliebten Kalenders, der auch heute noch Jahr für Jahr erscheint. Reimmichels populäre Erzählungen und Geschichten waren von nicht zu unterschätzender Bedeutung für manche auch heute noch bestehende Tirol-Klischees.
15. BDM: **B**und **D**eutscher **M**ädel. Teil der „Hitlerjugend“, der nationalsozialistischen Organisation zur „körperlich-geistigen und sittlichen Erziehung der Jugend“ sowie (seit 1939) zur „vormilitärischen Er-tüchtigung“. Im BDM waren 14- bis 18jährige Mädchen organisiert.
16. Ata: Scheuermittel, dessen Name eine Zeit lang synonym für alle in der Küche gebrauchten Putzmittel verwendet wurde.
17. der Putzfetzen: grobes Wischtuch, Scheuerlappen

18. Care-Pakete: Hilfspakete, die an Privatpersonen, Schulen, Spitäler, Kinder- und Lehrlingsheime verteilt wurden.  
Dies geschah im Rahmen der Care-Aktion der USA in Österreich, zwischen 1946 und 1957.
19. das Dekka: auch heute noch in Österreich gebräuchliche Gewichtseinheit: 1 Dekka(gramm) = 10 Gramm
20. der Petticoat: eigentlich: gestärkter Unterrock; synonym für die eng taillierten, weit und glockig fallenden Röcke der 50er Jahre.
21. das Küchenmensch: ugs. für Küchenmädchen
22. Soraya: 2. Gattin des Schahs von Persien (1941 – 1979), Mohammad Resa Pahlawi
23. der Grenadiermarsch: Armeleutespeise; diverse Speisereste (bes. Nudeln, Reis, Knödel, Wurst- oder Fleischreste) werden zu einem Eintopf gemischt.
24. Reschen: alter, schon von den Römern benutzter Pass zwischen Inn- und oberstem Etschtal; seit 1919 Grenzpass zwischen Österreich und Italien.
25. das Weinchaudeau [scho'do]: kräftigende Süßspeise aus Wein, Zucker und Eiern, über Dampf aufgeschlagen; wurde besonders Rekonvaleszenten und Wöchnerinnen verabreicht.
26. das Zuckerl: Pastille, Bonbon





Eine Buchreihe für junge Leserinnen und Leser.  
Antworten auf Fragen nach Woher und Warum.  
Aktuelle Bücher – spannend geschrieben.

1953. Hannah tritt eine Kochlehre im „Hotel zum weißen Elefanten“ an und ist froh, der heimatlichen Enge zu enttrinnen. Damit bleiben Enttäuschungen nicht aus: Die Welt, die sich in der Hotelküche und ringsherum auftut, ist auch nicht die weite. Dennoch lernt Hannah vieles kennen, Menschen, die auf der Suche nach einem neuen Leben sind, knapp nach dem Krieg. Rosmarie Thüminger entwirft das „Sittenbild“ einer Zeit, als es für Mädchen noch nicht selbstverständlich war, ihren eigenen Weg zu gehen. Peter Malinas zeitgeschichtliches Nachwort ergänzt diesen spannenden Einblick in die Umwälzungen der Wirtschaftswunderjahre.

